# A. von Lamartine's
# sämmtliche Werke

übersetzt

von

G. Herwegh.

Sechster Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von L. F. Rieger & Comp.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Der Fall eines Engels.

## Episode.

Uebersetzt

von

Gustav Diezel.

# Vorbemerkung.

Es ist dieß wieder eine Episode des Gedichtes, von welchem auch Jocelyn einen Theil ausmacht. Es ist ein neuer Abschnitt jenes allzulangen und umfassenden Werkes, dessen Plan ich frühzeitig entworfen habe, und von dem ich bis in meine Winterjahre, wenn Gott mir solche zugedacht hat, weitere Bruchstücke liefern werde. Die sittliche Welt ist der Gegenstand desselben, wie die physische Welt der Gegenstand des Dichters Lucretius war. Die menschliche Seele und die Reihenfolge der Phasen, durch welche sie Gott ihrer Vollkommenheit entgegenführt: ist dieß nicht das schönste Thema für dichterische Gesänge? Ich täusche mich nicht über die Unmacht meines schwachen Talents und über die Kürze des Lebens für ein solches Unternehmen: auch will ich nichts vollenden. Einige schwankende, oft strauchelnde Schritte auf einer endlosen

Bahn: dieß ist das Loos jedes Philosophen und jedes Künstlers. Es fehlen die Kräfte, die Jahre, die Muße. Auch das längste Dichterleben ist noch zu kurz. Die Poesie ist nichts als das Ueberschäumende von dem Becher des menschlichen Lebens. Man lebt nicht von Trunkenheit und Entzückung, und diejenigen, welche einem Dichter befehlen, stets Dichter zu sein, gleichen jenem Kalifen, der seinen Sklaven befahl, ihn mit Musik und Wohlgerüchen zu ernähren; er starb an Wollust und Hunger.

Ich weiß, daß man mich mit wohlwollender Entrüstung tadelt, ich solle nicht mein ganzes Leben dem Schreiben und namentlich dem Versemachen widmen, das mir nie etwas anderes war noch sein sollte, als ein seltener und zufälliger Trost für meine Gedanken. Hierauf weiß ich nur dieß zu erwidern, daß ein Jeder seine Aufgabe von der Natur empfangen hat. Ich beneide jene beschaulichen Naturen, denen Gott nur Flügel gegeben hat, und die, von ihren unsterblichen Träumen getragen, stets in ätherischen Regionen sich bewegen können, ohne den Gegendruck der irdischen Dinge zu empfinden, die unter unsern Füßen zittern.

Dieß sind keine Menschen mehr; dieß sind die bevorrechteten Wesen, die nichts Menschliches an sich haben, außer den Sinn zum Genuß, zum Gesang oder zum Gebet: dieß sind die ascetischen Einsiedler des Gedankens. Ihnen sei Ruhm, Friede und Heil! Aber gehören diese Naturen wohl in unsere Zeit? Ist unsere Epoche nicht wesentlich eine Epoche der Arbeit? Bedarf nicht ein Jeder eines Jeden? Geht nicht eine dreifache Umwandlung vor in der Welt der Ideen, in der Welt der Politik, in der Welt der Kunst? Liegt nicht der menschliche Geist, der mehr als je des göttlichen Geistes voll ist, welcher ihn bewegt, in den Wehen irgend einer großen religiösen Geburt? Wer mag daran zweifeln? es ist das Werk der Jahrhunderte, es ist das Werk Aller. Nur der Egoismus kann auf die Seite gehen und rufen: Was geht es mich an?

So fasse ich das Leben nicht. Die Epoche, in welcher wir leben, bestimmt uns unsere Pflichten, wie unsere Schicksale. In einem Jahrhundert der Reformen und der Mühen muß man an der gemeinsamen Pyramide arbeiten, und wäre es ein babylonischer Thurm. Aber es wird kein Babel sein! Es wird

eine weitere Stufe sein zu dem ruhmwürdigen Altar, auf welchem die Idee Gottes herrlicher gepriesen, würdiger verehrt werden wird. Denn wir wollen uns nicht täuschen; immer ist es Gott, den der Mensch, wenn auch unbewußt, in jenen hohen Anstrengungen seiner instinktmäßigen Thätigkeit sucht. Alle Civilisation löst sich in Anbetung auf, wie alles Leben in Erkenntniß.

In dieser Zeit einer socialen Krisis nun hat jeder Mensch, der im vollen Sinne lebt, zwei Tribute abzutragen: einen seiner Zeit, einen andern der Nachwelt; der Zeit, die unsichern Bemühungen des Bürgers; der Zukunft, die Ideen des Philosophen oder die Gesänge des Dichters. Man behauptet, diese beiden Aemter des Gedankens seien unvereinbar mit einander. Die Alten, unsere Lehrer und Vorbilder, dachten nicht so. Sie theilten den Menschen nicht, sie ließen ihn ganz. Bei ihnen war der Mensch um so mehr geschickt zu einer einzelnen Seite des Gedankens, als er in der Uebung aller Seiten geschickter war. Philosophen, Politiker, Dichter, Bürger: alle lebten von derselben Nahrung; und diese nahrhaftere und stärkere Speise bildete jene großen Geister und jene großen

Charaktere, welche die eine Hand an die Idee, die andere an die That legten, und sich nicht erniedrigten, wenn sie zu untergeordneten Pflichten herabstiegen.

Man schreibt die Unrichtigkeiten in Composition und Styl, die man im Allgemeinen meinen poetischen Arbeiten vorwirft, auf Rechnung meines Mangels an Muße. Ich kenne diese Fehler besser, als irgend Jemand. Ich suche sie nicht zu bemänteln. Statt aller Antwort darauf an meine Kritiker demüthige ich mich und bitte nur um größere Nachsicht gegen diese Schwächen. Sie täuschen sich wohl nicht, wenn sie diese ersten Ausgaben meiner Dichtungen als wahre Improvisationen in Versen betrachten. Sind dieselben bestimmt, sich selbst um einige Jahre zu überleben, so wird es mir leichter sein, mit kaltem Blute die Feile an sie zu legen, wenn der Sturm der Gedanken und Gefühle sich gelegt, und das vorgerückte Alter mir jene Muße der letzten Tage gegeben haben wird, in der der Mensch seine Vergangenheit durchgeht und ergänzt, was er unvollständig gelassen hat. Was nützt es, wenn es anders ist? Wenn man auf dem Wege aufgeathmet und eine Blume der Wüste hinter sich

geworfen hat, was liegt daran, ob ein Blatt daran gekrümmt ist, ob ein Wurm den Rand desselben geröthet hat? man denkt nicht mehr daran.

Noch muß ich den wohlwollenden Leser bitten, das allzu Phantastische in dieser Episode nicht mir anzurechnen. Es war dieß ein nothwendiges Element der Oekonomie meines Gedichtes. Der plumpe und kalte Stein bildet zuweilen die Grundlage eines freundlicheren und zierlicheren Gebäudes.

Paris, den 1. Mai 1838.

## Inhalt des sechsten Bandes.


| | | |
|---|---|---|
| Erstes Gesicht | Seite | 24 |
| Zweites Gesicht | " | 51 |
| Drittes Gesicht | " | 69 |
| Viertes Gesicht | " | 122 |
| Fünftes Gesicht | " | 144 |
| Sechstes Gesicht | " | 156 |
| Siebentes Gesicht | " | 176 |
| Achtes Gesicht | " | 205 |
| Neuntes Gesicht | " | 255 |
| Zehntes Gesicht | " | 261 |
| Eilftes Gesicht | " | 301 |
| Zwölftes Gesicht | " | 317 |
| Dreizehntes Gesicht | " | 340 |
| Vierzehntes Gesicht | " | 360 |
| Fünfzehntes Gesicht | " | 375 |
| Epilog | " | 416 |
| Anmerkungen | " | 417 |

# Der Fall eines Engels.

Du alter Libanon! so rief der Greis,
Und wischte aus den Augen sich den Nebel,
Der auf dem Meere lag; indeß das Schiff
Mit vollen Segeln durch die Wogen lief,
Und unser Mast von Stern zu Sternen eilte.
Im dunkeln Schatten, den des Libanon
Vorsprung aufs Meer warf, flog der Kiel dahin
Und wühlte tönend auf die salz'gen Fluthen.

Ihr strahlenhellen Gipfel, die ihr über
Der Wogen Sturm erhaben seid, einst suchte
Man höher euch, als ihr euch jetzt erhebet.
Die Stirn', jetzt einem weißen Schädel gleich,
War von des Weltmeers Wogen nicht gebeugt;
Der Sündfluth Wasser, die in euren Hügel
Sich Raum gegraben, hatten euren Seiten
Nicht diese tiefen Schlünde eingewühlt.
Ihr ließt nicht, wie ein unbedeckter Körper,

Die Felsen, diese groben Knochen, sehn,
Die durch die Haut sich durchzudrängen suchen;
Die kräft'gen Muskeln, Rückgrat einer Welt,
Bedeckt mit Wäldern, Erdreich und Gewässer,
Die in des Himmels Bläue lieblich sich
Bespiegelten, sie hatten volle Rundung.
O hättest du, mein Sohn, ihn da gesehn,
In seiner Glorie, so wie ich jetzt
In der Erinn'rung fernem Hintergrund
Ihn schaue, in den Tagen nach der Schöpfung!
Von Liebe und Bewundrung überströmten
Die Augen dir.

Du siehst an jenen Ufern, die das Schiff
Sogleich vermeidet, jene spitz'gen Riffe,
Die zack'gen Klippen, des Matrosen Schrecken,
An denen der Gewässer dumpfe Brandung
Sich unaufhörlich bricht; in dem Gebirge
Siehst du die Risse, jene tiefen Wunden,
Die uns der Felsen zeigt, aus deren Oeffnung
Von Zeit zu Zeit ein wenig Wasser sintert,
Dem Schweiße gleich, der unter einer Last
Hervorquillt; während in dem Hintergrund
Der schwarzen Schlucht ein trocknes Flußbett, von
Der Sonne ausgedörrt, verkalkt, die Ader,
In der einst seine Wasser flossen, nur
Dem Kiesel zeiget, den des Winters Eisgang
In ihren finstern Schooß geflutet hat.
Darüber hin die weißen Bergesmassen,
Die ihre Häupter in die Wolken tragen;

Die schnee'gen Höhen dann, wo alles Leben
Erstirbt, die zack'gen Spitzen, die den Aether
Mit scharfem Zahne auszuschneiden scheinen!
Ein Haufen von Granit, den keine Arbeit
Und keine Pflege urbar machen kann,
Auf dem das Gras selbst zu ersterben fürchtet.
Mit Schauder ruft der Mensch bei diesem Anblick:
Ist für den Stein die Welt geschaffen, oder mich?

Die Schroffheit, die du hier erblickst, mein Sohn,
Ist Folge nur des Alters; einst war Alles
Großartig ebenso, doch minder rauh.
In schöner Rundung, wie in fleisch'ger Fülle,
Erhoben einzeln und in Paaren sich,
Vom blauen Ocean der Luft umgeben,
Die Bergeshöhen, stiegen, wie die Brüste,
Die voll, von liebewarmem Blute quellend,
Sich rund in schönem Ebenmaaße heben,
Von der noch jungfräulichen Erd' empor.
Kein ew'ger Schnee, der jetzt die Berge drückt,
Hob sich mit seinen traur'gen weißen Flecken
In das tiefdunkle Blau des reinen Aethers,
In dem der Zweige Grün in das Azur
Sich mild ergoß, wie in das reine Blau
Des Meeres sich das Grün der Wälder mischt.
Bis zu den Höhen, die des Menschen Auge
Nicht mehr erreicht, war der Gebirge Rücken
Wogend bekleidet mit weitäst'gen Eichen,
Langhaar'gen Cedern, die die mächt'gen Stämme,
Lebend'ge Säulen, an einander reihten,

Um Kron' und Wipfel hundert Fuß empor
Zu tragen, und die immer grünen Spitzen
Zu tauchen in des Himmels goldnes Feuer.
Doch diese riesenhaften Bäume, gleichsam
Die Erstgebornen der Erde, bargen nicht
Den Schooß der Mutter ganz vor'm Licht des Tages.
Nicht so gedrängt, wie wohl in unsern Wäldern,
Schoß zwischen ihren Reihn ihr Sam' empor;
Sie raubten nicht mit ihren neid'schen Zweigen
Himmel und Sonnenstrahlen andern Pflanzen;
Sie zierten, doch sie bargen nicht die Erde;
Und zwischen ihren Zweigen öffneten
Des Himmels weite Flächen sich, daß Licht
Und Winde und der Wolken heilsam Naß
In alle Schöpfungstheile dringen könnten.
Der Blitz, der ihre schwarzgebrannten Stämme
Zuweilen auf den Höhen hin zerstreute,
Verdünnte merklich ihre dichtern Reihen;
Die Ströme, die von ihren Ufern sie
Wegfegten, ließen die Gestade leer,
Daß zwischen Wogen und zerstreuten Stämmen
Graspflanzen üppig wuchernd sich erhoben,
Sowie die Sonne ihre goldnen Strahlen
Durch eines Domes Säulen spielen läßt.
Da glänzten hinter Bäumen schöne Seen,
Die sieben Flüsse höhlten sieben Thäler,
Gleich Silberadern, die aus ihrem Urquell
In blauen Wogen sich zur Erd' ergoßen,
Sie zu befeuchten, und im Schooß des Felsen
Durch tausend Knoten sich ins Eins verschlangen.

Auf dieser Wiege silberheller Ströme,
Ach welche Blumen wuchsen hier, wie öffneten
Die hohen Cedern ihre weiten Arme!
Und welche Vögel badeten die Flügel
In diesen Seen! welches Firmament
Strahlt' hier des Nachts zurück aus ihren Tiefen!
Im Murmeln ihrer Wogen, im Gesang
Der Wellen, welche Innigkeit! Es glich
Dem leis verworr'nen Laut der Fluten, die
Gegen das Fahrzeug ungeduldig schäumen!
Und wenn der Abend, über ihre Fläche
Hinstreifend, sie mit leichtem Roth vergoldet,
Und seine vollen Strahlen an sich ziehend,
Zwischen den Stämmen dieses Domes hinglitt,
Und einen ungeheuren Scheiterhaufen
Auf diesen Höhen dampfender Gebirge
Für tausend Opfer anzuzünden schien;
Wenn diese Feuer, von des Meeres Tiefen,
Zurückgeworfen, in den Abendwogen
Zu lodern schienen; wenn des Waldes Thiere
Hervor aus ihren Höhlen, an den Ufern
Umherzuschweifen, heulend sich begaben:
Wenn das Geschrei von tausend Vögelschwärmen,
Das Rauschen unzählbarer Wasserfälle
Gleich einem hundertstimm'gen Instrument,
Das doch von einer Seele wird belebt,
Die einzlen Töne gab zu einem Lied:
Wenn unter einem leichten Zug der Luft
Der Berge Fläche ganz zu wogen schien
Der Feder eines Schwanes ähnlich, die

Wollüstig zittert unterm Hauch des Mundes;
Wenn Cedern klagend ihre schwanken Aeste
Im Winde bogen, eine Blumenwolke,
Vom Lufthauch aufgefaßt, vom Berg herab
Getragen ward, mit wundersamen Lauten
Und Duftesfluten, Engel zu berauschen:
Da war gespannt in schweigender Entzückung
Ein jedes Herz; die Liebessterne lauschten
Am Firmament, und Der die Hügel kennt,
Sowie die Eb'ne hört' das Hosiannah,
Von dem die Höhen waren ganz erfüllt!!!

„Seltsam," so sprach ich zu mir, „dieser Greis,
Uns unbekannt, er spricht, wie wenn er selbst,
Was er erzählet, auch gesehen hätte."
Er las in meiner Seel', was mich bewegte:
— Gesehen hab' ich's, ja; doch nicht durch mich,
Nicht mit der Trübe dieses Blickes, nicht
Mit diesem körperlichen Auge! Nein!
Gesehen hab' ich's mit dem Aug' der Heil'gen,
Die Gottes ew'ge Plane hier erfahren,
Die Zahl der künft'gen Tage recht erkennen,
Denen das Dunkel der Vergangenheit
Sich in das Licht des Tages hat verwandelt.
— Von diesen glaubt' ich keinen mehr hier unten.
— Mein Sohn, in diesen finstern Zeiten blieb
Ein Einz'ger noch in dieser Welt zurück;
Ein würd'ger Erbe jener heiligen
Propheten, deren Haupt der Geist des Höchsten
Erleuchtete, und deren Gotteskraft

Mit ihrem Feuer unsre Nacht erhellt!
Wenn diesen Mann der Hauch des Himmels rührt,
Erzählt sein Mund das, was sein Auge sieht:
Heil dem, der ihn in diesen Stunden hört,
Wo Gott ihm über alle Zeiten Macht gibt
Und ihn allgegenwärtig macht! Lebendig
Ist er bei dem erhabenen Geheimniß,
Bei der Entwicklung dieses Erdendramas
Stets gegenwärtig. Doch zu diesem Heil'gen
Von einer reinen Sehnsucht hingeführt,
Muß ein einfältig Herz man mit sich bringen,
Von Leidenschaften dieser Welt befreit.
— O wo, in welchem Erdenwinkel lebt er,
Mein Vater, denn? Ein Pilger auf der Erde,
Hab' Berg' und Meere suchend ich durchwandert,
Zu finden einen Strahl der reinen Wahrheit,
Hab' ich das Land, wo einst mein Vater wohnte,
Verlassen, und das Grab, das meine Mutter,
Einst meines Herzens theuren Schatz, umschließt.
Mit meinen Händen faßt' ich dieses Kind
Und dieses Weib; dem Rücken dieses Schiffes
Hab' ich ihr Leben anvertraut, wie man
In einem Mantel Alles mit sich trägt.
Gewagt hab' ich das Theuerste, die Lieben
Und dieses Leben; welches Opfer noch
Kann man von einem Menschen wohl verlangen? —
Wohlan! wenn dieses Theuerste und dich
In ihren Abgrund die empörten Fluten
Verschlängen, hättest du zu theuer dennoch
Dieß große Schauspiel, diesen Himmelsblitz

In dieser Zeiten Dunkel, nicht erkauft. —
Doch wo, an welchem fernen Ufer lebt
Der Mann des Himmels, und wer mag den Weg
An seinen Wohnort mir wohl zeigen können? —
Mein Sohn, erhebe deine Augen! Dort
Ob unsern Häuptern siehest du die Gruppe
Der Berge Libanons, nebelumhüllt;
Die ries'gen Häupter, jetzo feuerdampfend,
Sie bleichen, wie Gebeine, in der Sonne;
In jähem Sturze fallen sie zum Meere
Von Sannin's Höhe bis zum Vorgebirge
Von Saïda herab; es bohrt das Auge
Sich abwärts in der Hügel Schatten ein,
Die auf granitnem Grund Hochebnen tragen,
Auf deren Felsenmauern hier und dort
Ein finstres Kloster in die Luft emporragt.
Von hier aus könnte selbst das helle Auge
Die schwarzen Mauern nimmermehr entdecken.
Terrassenförmig, Vorgebirgen gleich,
An denen sich die Wolken brechen, heben
Zum Himmel sich die Höhen, eingehüllt
Von Nebeln ganz und dunkeln Luftgebilden;
Und nur der Blitze Schein zeigt sie dem Auge.
Nur Adler, scheint es, finden diesen Weg.
Und doch lebt hier ein Volk nach heil'gen Regeln,
Das, um der Sklaverei und Finsterniß
Des Turbans zu entgehn, dem Libanon,
Wie einem Bienkorb Löcher eingegraben,
Auf jähen Höh'n sich einen Heerd gebaut,
Des Felsens karge Flächen urbar macht:

Bienen des Höchsten, deren Wachs und Honig
Die strenge, finstre Tugend ist, die nur
Im Himmel Werth und Geltung sich verdient! —
Welch heilig Volk ist dieß? – Die Maroniten,
Ein frommer Stamm, ein Volk von Klostermönchen,
Die, wie die Juden in Gefangenschaft,
Auf diesen Höh'n die Bundeslade bergen.
In einfach=frommem Leben, das vergessen
Schon längst im Westen ist, vermehret hier
Seit zwei Jahrtausenden sich ihr Geschlecht.
Nicht haben sie nach der Vollkommenheit
Gestrebt, die von den Satzungen der Schöpfung,
Sich los und ledig spricht: von einem Band
Der Kindes= und der Gattenlieb' umschlungen,
Uebt ihr Gemüth sich in der Nächstenliebe;
Dem Baume ähnlich fühlen sie geehrt
Durch ihre Früchte sich; ein Sohn ist ihnen
Nur ein Tribut, dem Höchsten dargebracht,
Ein Diener mehr im Dienst des großen Meisters,
Ein Aug', ein Geist mehr, um ihn zu erkennen,
Und eine Stimme mehr im großen Chor,
Der ihn in alle Ewigkeiten preist!
Sie rauben nicht, wie eure Eremiten,
Freiwill'ge Bettler, den Bedürftigen
Ihr Brod; mit eignen Händen weben
Sie ihre Kleider, weiden ihre Schafe;
Am Rand der Felsen säen sie Getreide,
Und spannen ihre Stiere an das Joch.
Und oft könnt ihr den frommen Landmann sehen,
Wie mitten in der schweißgedüngten Furche

Beim Ton der Glocke aus dem nahen Kloster,
Er plötzlich still hält mit der dampfenden Pflugschaar,
Und unter freiem Himmel in die Arbeit
Gebete mischend, Lobgesänge singt,
Indeß die Thiere von der Arbeit rasten.

Sie läutern, nicht verletzen, die Natur,
Ihr Christenglaube ist ein reiner Tropfen
Von jenem Wasser, unvermischt mit Galle,
Das Jesu Hand vom Himmel quellen ließ,
Als er beim Scheiden sprach: Ich bin dein Bruder,
O Mensch, mein Reich ist dein, mein Vater ist der Deine!

Von diesem Volk jedoch von Auserwählten
Hebt Einzelne ein glühenderer Drang
Empor zum Himmel über diese Welt.
Die unwirthbarsten Höh'n des Libanon
Erklimmen sie, und bringen hier, entfernt
Von der Berührung mit der Welt, vertieft
In frommer, betender Beschaulichkeit
Die letzten Jahre ihres Lebens zu:
Wie dem Einsiedler Paulus einst, so gibt
Schutz ihnen eine Höhle, Speis' ein Löwe,
Und Adler horsten traulich über ihnen.
Dort lebt vor Allen Einer, dessen Namen
Die Engel, sagt man, selbst mit Ehrfurcht nennen,
Deß Alter nicht die ältsten Greise kennen,
Den sie in ihrer zart'sten Jugend selbst
Nur mit ergrautem Haar und kahlem Haupte,
Mit eingefallnen Schläfen sah'n, deß Auge

Erloschen ist seit nunmehr sechzig Jahren,
Doch, gegen Außen blind, so deutlicher
Nach Innen in die Seele scheint zu sehen.
Ja dieser Mann, mein Sohn, weiß wundersame
Geschichten von der Kindheit dieser Erde,
Vom Menschen und der höhern Geisterwelt.
Sei's, daß ein Gott sich einst ihm offenbarte,
Sei's, daß sein Geist der Sinnenwelt entrückt,
Sich frei im ew'gen Lichtreich kann ergehen,
Sei's, daß er, von Kasteiungen geläutert,
Die Gabe der Weissagung hab' empfangen,
Und statt die Nacht der Zukunft zu durchdringen,
Das längst Vergangne wisse zu beschwören;
Gleichwie ein kräftig Denken aus dem Grund
Der halberloschenen Erinnerung
Das längst Vergangne weiß hervorzulocken.
Die Tage Adams sieht er wie den heut'gen.
Doch ist es schwierig, bis zu ihm zu dringen;
Denn auf der höchsten dieser sichtbar'n Höhen
Bewohnt er eine Höhle, welche ganz
Von unbetretbar'n Felsen ist verschlossen.
Kein Fußpfad leitet hin zu dieser Wohnung,
Vergebens klimmt der Wandrer Tage lang.
Ein Wunder ist's, wenn man die Grotte findet;
Wenn nicht ein Engel oder Gott der Führer,
So findet man, von Müh'n und Schweiß erschöpft,
Am Ende da sich wieder, wo zuerst
Die Wanderung zu ihm man hat begonnen.
Doch Gottes Geist, der aus so weiter Ferne
Dich hergeführt, wird besser dich geleiten,

Mein Sohn, als Menschenspuren es vermöchten.
Das blonde Kind mit seiner Mutter lasse
Hier auf dem Schiff zurück, so will ich morgen
Dich nach den Höhn des Libanon begleiten.

Wir ankerten an jenem günstgen Ufer,
Wo einst das alte Sidon unterm Vorsprung
Des Berges am granitnen Kai, wie Adler
Im Neste, seine Segel sammelte.
Von den Ruinen seiner Herrlichkeit
Ist nichts mehr übrig, als in einer Bucht
Ein umgestürzter Damm, der Sand, auf den
Das bleiche Mondlicht schimmert, und der Schaum,
Der dort des Fischers kleinen Kahn bespült.
Wie deine Ewigkeit, o Gott der Zeiten
Uns überwältigend ergreift, wenn wir
Die Trümmer eines Volks im Sande suchen;
Wenn von dem ungeheuren Reich, an dessen
Gestaden wir gelandet, nichts mehr zeugt,
Als eines Kahnes schwacher Ruderschlag!

Auf meinem schwanken Haus, das wie ein Zelt
Sich wiegte auf den schlummernden Gewässern
Ließ alle meine Schätze ich zurück.
Der Greis und ich, von gleichem Drang getrieben,
Erhoben wir uns vor der Sonne Aufgang
Und wanderten den nahen Bergen zu.
Im Schein der Morgenröthe sahen wir
Das Meer allmählig hinter uns entweichen,
Und aus dem Dunst der Berge Spitzen tauchen;

Und über den mit Schnee bedeckten Gipfeln
Sah'n wir das klare Firmament sich wölben.
Die große Wüste, unter Gluthendampf,
Erglänzte wie ein glühendrothes Eisen;
Himmel und Meer, am Horizont verschmolzen,
Daß Aug' und Geist die Einigung betrog,
Erschien ein rundes, grenzenloses Weltmeer,
Auf dem die Sonne, Berg und Wolken schwammen.
Wir wanderten an eines hohen Berges
Abhang dahin, bekränzt von alten Mauern,
Ganz ähnlich jenen gothischen Ruinen,
Die dort am Rhein die blauen Hügel decken.
Von eines Thurmes Spitz' herab erglänzten
Turbane schwarz entgegen uns. — O Greis,
Welch schreckenvoller Aufenthalt ist dieß?
Welch ein Verbrechen, oder welche Gluth
Der andachtsvollen, frommbewegten Seele
Hat dieß geheimnißvolle Haus bevölkert? —
Hier hat, mein Sohn, freiwillig sich verbannend,
Ein europäisch Weib ihr Haus gebaut.*
Mit glüh'ndem Eifer widmet sie sich hier
Der Wissenschaft der Magier, und steigt
Der Weisheit Stufen zu Gott selbst empor:
Gott weiß, ob Traum, ob Wahrheit ihre Kunst,
Doch ihre Gastlichkeit rühmt Jedermann. —
Auf ihrer Bergeswohnung blieben wir
In dieser Nacht. Anmuth und Weisheit mußten
Die Stunden uns versüßen; beim Empfang

* Lady Stanhope in Zioun. (Bekanntlich ist die Einsiedlerin vor Kurzem gestorben. Anm. d. Ueb.)

Begrüßten uns des Himmels ew'ge Sterne,
Und scheidend segnete ich diesen Boden.

Berg auf, Berg ab, von schwindelnd hohen Felsen
Hinab zu tiefen Gründen, die der Ströme
Gewalt in diese Berge eingewühlt,
So wanderten drei Tage lang wir fort.
Zu wilden Stämmen führte uns die Reise,
Kindern der Wüste, schlechtem Raubgesindel,
Zum kriegerischen Stamm der Drusen auch
Mit stolzen schwarzen Augen, dem die Kühe
Heilig, die ihre Gräser wiederkäuen;
Zu wandernden arab'schen Hirten, die
Mit den Kameelen, die von Zeit zu Zeit
Ihr Wasser aus den Strömen in sich schöpfen,
Der Jahrszeit nachziehn, deren weiße Zelte,
Tragbare Städte, durch die Bäume glänzten.
Wir schliefen, wo die Nacht uns überfiel,
Ohne Gefahr und ohne Durst, denn heilig
Im Orient ist überall das Gastrecht.
An ihrer Glocken fernem Tone endlich
Erkannten wir der Maroniten Berge
In grauer Fern', erklommen ihre Spitzen,
An denen sich die Winde mächtig brachen,
Zu Füßen blieben uns die düstern Klöster:
Ein Krater schien uns jetzt der Libanon,
In dem sich hundert Schlünde öffneten,
An deren jähem Rand man schwindelnd steht,
Und in des Abgrunds Nacht und Schrecken blickt.
Der Schnee in blassem gelbem Schaum zerschmelzend,

Gab einen Rauch, den Hirtenfeuern gleich,
In tausend Strömen in den Abgrund stürzend,
Füllt er die stille Luft mit seinen Donnern.
Mit Zittern schritten wir, wo kaum noch Adler
Zu horsten wagen, da bei eines Hohlwegs
Plötzlichem Umrang sahen wir, erstaunt
Und andachtsvoll auf unsre Kniee sinkend,
Der Cedern Schatten über unsern Häuptern,
Der gottgepflanzten Bäume, die der König
Der Blitze selbst als Diadem sich aufsetzt.
In ihre hohe Wölbung traten wir,
Mit heil'gem Schaudern ein, wie in den Tempel,
In welchem Gott mit seinen Schrecken wohnt.
Die Stämme, die dem Zahn der Zeiten trotzen,
Wir maßen sie, wie in den sand'gen Wogen
Der Wüste man, mit rückgeworfnem Haupte,
Die hohen Säulen mit dem Auge mißt,
Indeß die Hand den untern Theil berührt.
Die ungemess'ne Höhe dieser Bäume
Wirkt überwältigend auf uns; vergebens
Ermüdeten wir uns, des Stammes Umkreis
Zu messen, und die ausgebreiteten Arme,
Vergebens legten wir sie ineinander,
Um nur ein Stückchen Rinde zu umspannen.
Der Mensch ist, diesen Stämmen gegenüber,
Die Gott gepflanzt, kaum was die Ameis' ist,
Die auf den ries'gen Warzeln sich ergeht.
Vom Bergesrücken, wo der Schnee zerschmilzt,
Bis zu den Grenzen der Hochebne ragten
Die schwarzen Arme: durch die Reih'n hindurch

Bricht sich die mächt'ge Strömung Bahn und schäumend
Stürzt in den Abgrund sich ein ganzer Strom;
Er gräbt sich bis zum Meer ein weites Bett,
In dem sich schlängelnd alle Wasser sammeln.

Am Rande liegend, daß der Wogen Sturz
Uns schwindelnd nicht in seinen Abgrund reiße,
Den Schaum vor Augen, im Gesicht den Wind,
So sahn wir in dem Schlund der Wasser Kräuseln,
Wie man von eines Vorgebirges Höhen
Den Meereswogen zusieht, die am Ufer
Sich schäumend gegen Felsenriffe brechen.
Nur mit den Stirnen überragten wir
Die klaffende Felsenwand. Hier wies mein Führer
Auf einen Einschnitt hin, den einst die Woge
Hier eingegraben, und, das Bett vertauschend,
In dem geglätteten Fels zurückgelassen.
Es war wie eine große, weiße Nische,
Der tiefe Grund vom Wasser ausgemeißelt,
Wie eines festen Thurmes andre Hälfte,
Von dem ein Flügel eingestürzt, die Seiten
Dem Tageslicht geöffnet hat, die, nur
Von Kräutern und Gesträuchen überwachsen,
Dem Auge ihre Blöße deutlich bieten.
Gleich einer Mauerspalte zeigte uns
Ein dunkler Raum sich in der Felsenwand,
Den ries'gen Pforten ähnlich an Gestalt,
Die von der Erde bis zum Dach der Dome
Empor sich heben; vor der Oeffnung lag
Ein großer Felsblock, wie ein Vorgebirg,

Auf dem mit Mühe Fuß zu fassen man
Vermochte, und wo über Porphyrmassen
Man einen schmalen Fußsteig konnt' entdecken.
Die Woge, die den härtesten Granit
Auflockert, hatte in des Felsen Rand
Die schärfsten Zacken eingewühlt. Doch deckte
Des Abgrunds Woge diese Felsbank zu,
Die drunten schäumend brauste.
Ein Cederast, gleich einer schwarzen Wolke,
Neigte mit seiner ganzen Blätterfülle
Sich über diese Stelle her und senkte
Ein wenig Nacht und Kühlung rings umher,
So daß die Strahlen, mit den Schatten kämpfend,
Unsicher spielten durch der Zweige Nacht. —
Dank sei dem Herrn, sprach mit gedämpfter Stimme
Der Greis; er selbst hat uns hieher geleitet.
Wir sind am Ziele, diese Riesenstämme,
Von Edens Bäumen sind sie heil'ge Spuren,
Des heil'gen Gartens Namen trägt der Ort;
Schon Salomo sah diese Cedern alt;
Sie sind von einer Gotteskraft belebt,
Die fühlt und denkt, voraussieht und begreift,
Die Riesenarme sind lebend'ge Glieder,
Die unter Winden oder Schnee sich beugen,
Der Felsen nähret sie; des Himmels Feuer
Erquicken sie, und ihr lebend'ger Saft
Ist dieses Bodens unversieglich Naß.
Sie sahen über ihre Riesenkuppeln
Des Weltmeers Woge machtlos sich ergießen;
Einen von ihren Zweigen brachte einst

Der Arche blauer Vogel von der Flut
Dem Patriarchen als ein Zeichen mit.
Sie werden so die letzten Tage sehen,
Wie sie den ersten haben einst gesehen.
Zu ihren Füßen hat der fromme Mann
Sich einsam seine Wohnung ausgewählt.
In dieser grauenvollen Höhle lebt er
Seit lange schon, hier pflegt ihn Tag und Nacht
Der Geist der Zeiten heimzusuchen, hier
Aus diesen heil'gen Zweigen senken sich
Erhabene Gesichte auf ihn nieder;
Hier mischt sein Geist sich mit dem Geist der Erde.
Nie einsam, und doch stets alleine, pflegt
Zwiesprache er mit wundersamen Stimmen,
Und was verschwunden längst, sieht er so deutlich,
Als ich, mein Sohn, dich vor mir stehen sehe.
Sein Fleisch fühlt nicht mehr der Natur Gesetze;
Wenige trockne Früchte sind ihm Nahrung,
Und wenn die thät'ge Liebe seiner Brüder
In jenem Kloster dort zu unsern Füßen
Die Körbchen mit den Datteln und mit Honig,
Ihm Tagelang zu bringen unterließe,
So fände man ihn todt zwar von Entkräftung,
Doch würde ihn der Todesengel selbst
In Andacht und Anbetung überraschen.
Nun folge mir in diesen Abgrund nach,
Doch meiden deine Füße jeden Lärm;
Hier an der Pforte stehe still, bevor
Ein Zeichen ich dir gebe, tritt nicht ein;
Denn da durch das Erlöschen eines Sinns

Ein andrer schärfer wird, so würde leicht
Er meinen oder deinen Schritt vernehmen,
Und wenn in himmlische Betrachtung er
Versenkt ist, hüten wir ihn zu erwecken:
Die Stimme, die in seinem Innern spricht,
Vertrieben wir, wie man die Flamme auslöscht,
Wenn man im Winde heftig sie bewegt!
Ich folgte meinem Führer Schritt für Schritt;
Und im Moment erreichten wir die Schwelle
Zu der ehrwürd'gen Höhle; dumpfes Murmeln,
Das Echo eines betenden Gemüths,
Und abgeschied'ner, frommer Träumereien,
Geleitet mählig uns zur Felsenthüre,
Gleich dem Geräusch verborgnen Wassers, das,
Je näher man ihm kommt, so stärkrer tönt:
Man konnte glauben, nicht der Eremit,
Der Felsen selbst hab' Stimme angenommen,
Und lobe Gott in unterird'schen Räumen.
Die Worte konnten wir nicht unterscheiden, doch
Die Hebungen der Stimme sprachen deutlich
Zum Ohr. Man fühlte jene Gluth und Andacht,
Die aus des Busens Fülle sich ergießt,
Das heil'ge Sprudeln der bewegten Seele.
Der Greis hielt lauschend einen Augenblick,
Schob durch der Thüre Pfeiler seinen Kopf,
Nahm meine Hand und zeigt' auf den Propheten.
Er war's; geschlossnen Auges, wie in Schlummer
Saß auf der Höhle Schwelle er gekauert,
In jener heil'gen Stellung, die den Gliedern
Seit lang zur anderen Natur geworden,

Die Hände fest gefaltet auf den Knien,
Die Brust erschöpft herabgesunken, und
Die Muskeln, die sich unter seiner Haut,
Wie an Skeleten deutlich sehen ließen,
Verriethen einen Körper, dessen Federn
Ein kräft'ger Geist beweget und beseelt.
Die Brust war nackt; ein Strick hielt um die Lenden
Geschlungen eine grobe Hülle, die
Aus Binsenmatten seinen Gürtel deckte.
Die Höhe seiner kräftigen Gestalt
Verriethen deutlich seine langen Arme;
Die Schulter, an die rauhe Wand gelehnt,
Die Haut der Farbe jenes Felsen ähnlich,
Schien wie ein Block, vom Künstler zubehauen;
Und auf des Marmors Weiße konnte man
Kaum einer Ader Bläue nur erkennen.
Sein Schädel, weißlich roth erglänzend, strahlte
Wie eine goldne Kuppel in der Sonne.
Kein Haupthaar konnte je, so glaubte man,
Dieß kräftig ernste Haupt beschattet haben.
Und nur der hohen Brauen weiße Härchen
Vermischten sich mit seinen weißen Wimpern.
Geschlossen war sein Aug', wie wenn er nur
In Gott den Himmel und das Licht gesucht;
Ein Licht aus Innen schien sein immer gleiches
Und mildes Antlitz sanft zu überstrahlen;
Die reinen Züge, von Gedanken nur
Gefurcht und nicht von Runzeln, waren jetzt
Nur trockne Linien, über deren Striche
Die Haut durchsichtig klar sich hingelegt;

Selbst durch die Wange schien ein Licht zu leuchten.
Und dieses fein durchsichtige Gewebe
Erschien nicht wie ein Körper mehr, man glaubte
Die Hülle einer Seele nur zu sehn;
Und sah man nicht die Lippen sich bewegen
Hob sich die kräft'ge Brust nicht Athem holend:
Die durch das Fasten abgezehrten Züge,
Die unbeweglich marmorgleiche Stirne,
Des Felsen und der Glieder Farbengleichheit:
Sie hätten leicht zum Glauben uns verleitet,
Daß Mensch und Fels aus einem Block gehauen.
Die Sonne, an der Felsenwand hinstreifend,
Warf auch auf seine Stirn' ein rothes Licht,
Dem seine Augen sich zu öffnen schienen;
Denn konnt' er's auch nicht sehen, fühlt' er's doch,
Wie man in dieser Erde Finsternissen
Den Gott empfindet, den man schau'n nicht kann.
Erstaunen lähmte unsre Schritte, stumm,
Bewegungslos in Dunkelheit verborgen,
Verrieth kein Athem ihm die Gegenwart
Von Wesen zwischen ihm und seinem Gott.
Wer fände jene Feuerworte wieder,
Die aus der Fülle des bewegten Busens
Zu Gott empor sich hoben! Welches Lob
Schwingt von den Lippen solcher Heiligen
Zu Gott, der diese wunderbaren Wesen
Erschaffen hat, sich im Gebet empor!
Als er sein Morgenopfer dargebracht,
Da kehrt' er plötzlich, ohne daß ein Zeichen
Auf seinen Sinn gewirkt, zu uns sich um,

Wie wenn die Augen im Gebete ihm
Ein wunderbarer Lichtstrahl hätt' geöffnet:
Mein junger Fremdling, sprach er, tritt herzu!
Schon lange sah ich aus der Ferne dich:
Du kommst, mein Sohn, aus dichter Finsterniß,
Um Licht zu suchen, jetzt, wo meine Sonne
Zum Untergang sich neigt; doch der, deß Hand
Zum Grab mich ruft, der kann mit einem Fünkchen
Anzünden eine mächtig hohe Flamme;
Das Feuer, das die Seele im Erlöschen
Der andern Seele mittheilt, breitet sich
Von Morgen bis zum Abend siegreich aus.
Die Fackel der Vergangenheit, von keinem
Sturm zu verlöschen, theilt der Sterbende
Dem Lebenden hier mit; denn stets empfängt
Den heil'gen Mantel des Elias Einer,
Weil Gottes Sprache nicht verschallen darf!
Dich hat er aus der Menge an der Hand
Herausgeführt, und dir den Weg gezeigt;
Dir hat er von der zarten Kindheit an
Den Durst nach Himmelsgütern eingesenkt;
Dich hat er hier erwählt, des Berges Stimme
Zu hören und sie treu zu wiederholen.
Aus den Berichten aber von den Wundern
Des kräft'gen Alterthums beeile dich
Die Quellen der Weissagung zu entschöpfen;
Denn ach! ein Augenblick noch, und sie sind
Versiegt, und dieß Gedächtniß ist verödet.
Der dich zu meinen letzten Stunden führte,
Will, daß in deinem Ohr die alte Stimme

Ersterbe; mit dir hat die letzte Stunde
Sich mir genaht, bald werd' ich meine Hülle
Dem Felsen überlassen. Doch die Stunde,
Die Gott mir noch vergönnt, mußt du ergreifen;
Durchlies das Buch der Weltgeheimnisse,
Ehe es zerreißt, es ist ganz voll geschrieben.
Rede: wo soll mein Geist den Anfang nehmen? —
„Gott möge selbst ihm seine Richtung geben,
Ich Schwacher muß vor seiner Stimm' verstummen." —
Wohlan mein Sohn, sprach er, sammeln wir uns.
Senke dein Antlitz, von der Hand bedeckt,
Auf deine Kniee, und wenn du dein Haupt
Auf deiner Hand empor wirst heben, hat
Der Tod verschlossen des Propheten Lippen.

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Drei Tage blieben wir zu seinen Füßen
Dieß ist der zweite seiner zwölf Berichte.

# Erstes Gesicht.

In jenen Tagen, eh' des Abgrunds Wogen
Sich über diese Bergeshöh'n ergoßen,
War jedes Wesen in der Schöpfung Gottes
Vollkommen, nur den Menschen ausgenommen.
Der Mond, die blasse Schwester dieser Erde,
Schien zwischen diesen Stämmen voll und rund
Am Himmel, wie am Meer ein einsam Segel,
Und von der Cedern Gipfeln fast berührt
Schien eine große goldne Frucht er, die
Von diesen Wunderbäumen ward gezeitigt.
Von Zweig zu Zweigen rieselten die Strahlen,
Sich schlängelnd in gebrochnem Wiederschein,
So wie ein Silberstrom, im Sturz sich theilend,
Krystallne Funken stäubt; alsdann zur Erde
Ergoßen sie in langen Streifen sich
Und färbten silbern die beblümten Rasen.
Im Scheine dieser nächtlichen Laterne
Sah Heerden man an einem Abhang klimmen,
Von Hirten, die der Abend überrascht,
Getrieben hinter eines Bergs Umzäunung.
Die Männer, Weiber, Kinder suchten Schatten,
Klein war die menschliche Familie noch;

Bei einem Himmel ohne Gluth und Naß
Bedeckte keine Hülle ihre Blöße.
Die Frauen deckten sich mit ihrem Haar,
Das sie um ihren Gürtel sorglich schlangen;
Die Männer trugen um die nackten Lenden
Das Fell der Leoparden, ihrer Feinde.
Und jener Männer Kraft, Gestalt und Größe
Ging so weit über dieser Zeiten Menschen,
Als dieser Riesenbäume Höhe über
Die hundertjähr'gen Eichen eurer Wälder.
Die kräft'ge Stimm' erstarb allmählig nur
In der Entfernung; Einsamkeit und Schweigen
War überall in diesen wald'gen Räumen.

O Majestät der Himmel, Nächt' und Wüsten,
Wer säng' euch so, wie ich euch vor mir sehe?
Wenn ihr noch jetzt, nach eurem tiefen Fall,
Dem Blick des Menschen Gottes Stempel tragt,
Wenn ihm die Nacht mit ihren Strahlenkugeln
Noch jetzt das Bild der Ewigkeit gewährt:
Wie war's erst damals, eh' der Wogen Strömung
Unreine Luft auf unsre Erde brachte?
Wenn sich des Tags Gestirn hinabgesenkt
Und in des Firmaments endlosen Räumen
Das trunkne Auge fromm bewundernd irrte,
Von einem weiten Strahlenmeer geblendet,
In welchem Sonnen, Welten ähnlich, wogten?
Als jener unheilvolle Geist des Bösen
Nur leicht verletzt die Harmonie des Weltalls,
Und sich auf dieser, jetzt gefallnen, Erde

Ordnung und Schönheit kräftig noch verschmolzen?
Als Alles der Unsterblichkeit noch dachte,
Die es zuerst in Edens Au'n genossen,
Und jedes Wesen, jeder Ort des Weltalls,
Noch gotterfüllt und jugendlich sich fühlte?
Ach! hättest du, o Tod, nicht so geeilt,
Mit einem Gifthauch Alles zu zerstören,
Wer hätte Gottes Namen je gelästert?

In jenen ersten Tagen nun, mein Sohn,
War jedes Wesen in der Schöpfung Räumen,
Das im Gewässer schwamm, im Aether flog,
So Wurm wie Sonne, Pflanze so wie Thier,
Mit Sprach' und Seele göttlich ausgestattet.
Den tausendstimm'gen Lobgesang verstand
Der Mensch nicht mehr, der sich aus den Gewässern
Von Kräutern, Bäumen auf zum Himmel schwang.
Von dieser Sprache ohne Worte hatte
Er das Verständniß seit dem Fall verloren,
Schon damals glaubte, wie noch jetzt, der Thor,
Daß er des Geistes Anfang sei und Ende;
Wie wenn des Höchsten ungemessne Güte
Nicht mit dem Leben auch das Denken gäbe!
Wie wenn des Lebens Zweck ein andrer wäre,
Als dich, o Gott, stets besser zu erkennen!
Doch wenn auch diese Stimmen der Natur
Den stumpfen Ohren der gefallnen Menschen
Ein sinnlos=trübes Murmeln nur erschien:
Die Engel, nächtlich in dem Luftraum schwebend,
Sie sogen gierig ein die Melodien;

Die Leiter von der unsichtbaren Welt
Zum Reich der Körper stiegen sie hinab;
Es fehlte in der ganzen Wesen Reihe
Nicht eine Sprosse; und des Himmels Kinder
Sie pflegten alle traulichen Verkehr.
Die schmale Grenze zwischen Geist und Körper
Erhob sich minder schroff bei diesen Wesen.
Der Mensch verstand den Geist, und jenes Wesen
Das körperlos im Himmel thront, nahm oft
Eines Geschöpfs Gestalt und Körper an,
Und stieg von der Unendlichkeit herab,
Um menschlich mit den Sterblichen zu sprechen.
Noch mehr; der Bund von Jungfrauen und Engeln
Erzeugte manchmal wundersame Wesen;
Menschen, doch größer als der Mensch, und Götter,
Doch minder groß als Gott, die Mitte haltend
Zwischen dem Thiere und den höchsten Engeln;
Unreinen Blutes, waren sie verdammt,
Auf dieser Erde Streit und Kampf zu stiften,
Indeß ihr Geist sich nach dem Himmel sehnte.
Niemand, mein Sohn, kennt die geheimnißvolle
Verbindung zwischen Körperwelt und Geistern,
Wer könnte die unzähligen Gestalten,
Durchgeh'n, in die der Weltgeist sich verkörpert;
Wer jene Tropfen zählen und benennen,
Die aus dem ew'gen Meere sich ergießen?
Doch diese Erde gibt uns davon Zeugniß;
Das Sichtbare ist Bild des Unsichtbaren.
Ein Himmel ist des andern Wiederschein,
Und wenn das Leben uns aus tausend Kelchen

Entgegenschäumt, wenn in der ganzen Schöpfung
Kein Stäubchen ist, kein Luftatom, kein Punkt,
In dem nicht göttlich Leben sich uns darstellt,
So zeugt uns die Unendlichkeit hier unten
Von der Unendlichkeit in jenen Räumen:
Die Ewigkeit ist ohne Grund und Grenzen,
Und was das All erfüllt kennt keine Leere!

Von jenen Geistern, die die Himmel füllen,
Waren die Engel uns am meisten hold.
Am gleichen Tag erzeugte sie ein Vater,
Und seine Brüder kann der Mensch sie nennen,
Doch glücklichere Brüder, deren Freundschaft
Voll Mitleid auf die Armen niederblickt.
Die unsichtbaren Zeugen unsres Treibens,
Vermischen ihre Thränen sich mit unsern;
Und unsres Lebens dunkeln Pfad erhellend,
Senkt hülfreich ihre Hand sich zu uns nieder.
Für sie sind jene strahlenden Gebilde,
Die nur aus weiter Fern' den Menschen schimmern;
Für sie ist die Natur ein Instrument,
Deß Wohlklang unaufhörlich sie entzückt;
Deß helle wunderbare Laute ihnen
Weisheit und Wonne in die Ohren tönen.

Zur Stunde, wo des Tags Gewühl verstummt,
Des Abends stille Seufzer zu belauschen,
Hatten im Zwielicht ein'ge dieser Geister
Auf dieser Cedern Häupter sich gesenkt.
Vom Meer bis zu den Sternen schien der Berg

In tausend Tönen Lobgesang zu rauschen.
Und aus den mächt'gen Harmonieen konnte
Nur Gott die einzlen Stimmen unterscheiden.
Die Engel hörten in der stillen Nacht
Den großen Chorus, und die Cedern sangen:

## Chor der Cedern des Libanon.

Heilig, heilig, heilig der Herr!
Hügel beten ihn an!
Hinter jenen Sonnen erblicken wir ihn.
Wenn mit Wohlgerüchen geschwängert,
Ueber uns hin der nächtliche Lufthauch streift,
Beugen wir unter seiner Hand uns gleich schwachen Rohren!
Warum beugen wir uns? Wir beten zu ihm,
Seiner göttlichen Kraft unbewußtes Gefühl
Macht unsre Stämme erzittern von der Krone zur Wurzel,
Gleich wie der Zornhauch, der die Nüstern des Löwen
Röthet, und seine Brust gewaltig hebt,
Seine Mähne erbeben macht.

Säuselt, säuselt, ihr wogenden Lüfte,
Unsre Zweige, unsre Blätter heben
Rauschend sich unter eurem Hauche!
Wir sind ein klangvoll Instrument,
Auf dem der Name, den das All verehrt,
In zitternden Akkorden stets ertönt.
Kommet, ihr milden Lüfte,
Vom Himmel, aus der Ebene empor,

Wehet mächtig durch unsre Zweige,
Die des großen Namens voll sind.
Wenn ihr suchet, wer ihn verkünde,
So lasset dort den Blitz und die Flamme;
Lasset hier das Meer und die Thäler!
Haben nicht wir eine Seele,
Die in allen unsern Blättern spricht?

Du, nächtlicher Himmel, zu dem unsre Wipfel reden,
Ihr Felsen, wißt's, durch welche unsre Wurzeln
Zum Abgrund reichen, Nahrungssaft zu suchen;
Du Sonne, deren Strahlen ein wir saugen,
Ihr wißt's, ihr Nächte, deren frische Küsse
Und Perlenthau die durst'gen Blätter trinken;
Sprecht, ob eine Seele wir haben!
Eine Seele, wie keine Kreatur sie hat,
Die frei der ganzen Schöpfung sich bemächtigt,
Die ohne Lippen athmet, ohne Augen sieht,
Die Jahrszeit fühlt, noch eh' sie sich entfaltet,
Die in der Luft mit tausend Zungen spricht,
Geheimnißvoll den ew'gen Gott verkündend.

Und für wen ist dieß Jahrhundertlange Leben?
Für wen denn diese Seele und Erkenntniß?
Wohl für den niedrigen Strauch?
Für Sonnenstäubchen und Insekt?
Oder für dieß Schattenbild, den Menschen,
Der mir zu Füßen wie ein Halm verdorrt,
Die Erde sein Königreich nennt,
Und von der Welt verschwindet, eh' der Herbst

Den Weg mit seinen Blättern ihm bestreut?
Uns sind Jahrhunderte wie Heut' und Gestern.

O Ruhm dir, Vater der Wesen!
Sprich, welch mächt'gen Finger
Du an das schwächste Werkzeug legst!
Daß aus dem Samenkorn,
Das achtlos der Mensch zertritt,
Unsre mächt'gen Stämme erwachsen!

Daß aus der Frucht, auf kleinem Raume
In diesen Boden eingesenkt,
Die kühnen Säulen empor sich tragen
Mit riesigen Aesten,
Die weithin dunkle Schatten werfen,
Mit Myriaden von Blättern.

Welch mächt'ge Lebenskraft
In diesem Safte, den ein Vogel
Wie einen Regentropfen konnte schlürfen,
Und der in immer neuen Wogen
Durch unsre Adern sich ergießt,
Und unsre Stämme labt.

Und diese Quelle, nie versiegend,
Sie strömt in immer neuen Fluten
Durch unsre Körper mächtig hin;
Daß von der Wurzel bis zur Krone

Ein schönes Grün sich stets erneut,
Aus einer Frucht emporgeschossen.

Sprecht, Felsen ihr, wann unsre Wurzeln sproßten,
Ihr, die ihr Boden uns und Nahrung gebt!
Die ihr, bekränzt von unsern wogenden Kuppeln,
Ein tausendfältig Leben lebt;
Verlöschte Sonnen an dem Firmament,
Ihr Sterne, durch die Nacht von Gott zerstreut,
Sprecht, wißt Ihr diese Zeit?
Wenn unsre Stämme, hart wie Diamant,
Man öffnete, fänd' in Herz und Adern
Man Hunderte und Tausende von Jahren
Mit ew'gen Zügen eingegraben uns.

Ihr Adler, die ihr über unsern Häuptern
Dahin schwebt, kündet den entfesselten Winden,
Daß ihren Stürmen kecken Haupts wir trotzen.
Es mögen diese Wüthriche des Meers
An uns sich wagen, unsre nerv'ge Arme
Mit ihrem mächt'gen Flügelschlag versuchen.
Ihr wüthendstes, verwegenstes Gebrause
Wird nichts als unsre Zweige lind bewegen,
Und säuselnd uns in unsren Haaren spielen.
Des Felsens Söhne, aus uns selbst geboren,
Hat seine starke Hand uns hier gepflanzt.
Das grüne Diadem sind wir, mit dem
Die Gipfel Edens schmückend er bekränzte.
Und wenn der Sündflut Wasser werden strömen,
Wird Adams ganz Geschlecht zu uns sich retten
Und unter unsre schirmenden Aeste flüchten.

Die Bundeslade des getreuen Gottes
Wird das Geschlecht des Patriarchen einst
Sich zimmern von dem Holze unsrer Aeste.

Wenn einst das Volk aus der Gefangenschaft
Die Höh'n des Hermon schauen wird, dann müssen
Die prächt'gen Tempel Salomo's wir wölben.
Und später, wie Mensch gewordnes Wort
Vom Kreuzesstamm mit einem heil'gern Namen
Dem Vater rufen wird, muß unser Holz
Das Werkzeug dieses großen Opfers sein.

Zur Feier dieser wunderbaren Dienste
Wird dann anbetungsvoll in unsere Räume
Der Mensch wallfahrten, unsre Stämme küssen.
Die Dichter, Weise, fromme Heil'ge,
Sie werden Stimmen, Wasserrauschen ähnlich,
In unsern Blättern hören, uns zu Füßen,
In unserm Schatten, unsrer Zweige Murmeln
Die herrlichsten Gesänge lieblich dichten.

Wie über eine Harfe eine Hand
Hinstreicht, und eine Seele jeder Saite
Entlockt, und jeder Seele eine Stimme:
So streicht, ihr Lüfte der Nacht, hin über uns,
Und heil'ges Beben tönet unter euch.
Die Flügel, die in unsern Zweigen wühlen,
Die Regentropfen, welche tönend fallen,
Die Nachtigalle in ihrem Neste klagend,
Das Meer, in seinem Bette heftig wogend,

Der Wasser Rauschen, der Gräser Säuseln,
Der Saft, der durch die Adern strömt,
Das Thier, das fern im Walde heult:
Dieß Alles, durch das Schweigen noch erhöht,
Dieß ganze Rauschen der belebten Welt,
Die frisch zu unsern Füßen sich bewegt,
All diese Stimmen zu einem Chor verbunden,
Erheben sich und singen im Verein
Den, der sie schuf, der ihre Stimme hört,
Der Alles trägt, beseelet und erhält;
Gott, der in seinem Schoose Alles hält,
Deß Funken allwärts Leben schaffend wirken,
Deß Ausfluß jedes einzle Dasein ist;
Er lebe sein ewiges Leben,
Sein volles unendliches Leben,
Ewig neu erstehend
Lebe er in der Natur.
Sein Leben sei ein ewig sich Erneuern,
Und jeder Seufzer steige auf zu ihm.
Von welchem Alles stammt!!!

. . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . .

So sang der Chor der Bäume, und die Engel
Stimmten begeistert ein in dieses Lob;
Und Berge, Feuer Winde und Gewässer,
Und Wesen und Atome aller Art
Erhoben ihre Stimmen feierlich,
Und tönten Wohllaut in der Engel Ohren.

Und diese tausend Stimmen aller Wesen,
Die Gott erkennen, fühlen und verehren,
Rauschen harmonisch durch die tiefe Stille,
Mit Worten nicht, nicht in bestimmter Sprache,
Nur jenem dumpfen, tiefen Seufzen ähnlich,
Das oft die Liebe unsrem Herzen auspreßt,
Und das in einem Laut mehr Liebe ausdrückt,
Als hundert Worte eines Menschen können.

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Als ausgetönt der tausendstimm'ge Hymnus,
Entschwebten, voll des so besungenen Namens,
Die Geister, um des ird'schen Liedes Echo
In jene höhern Sphären auf zu tragen.
Ein Einz'ger, von den Uebrigen entfernt,
Sah scheiden sie und folgte ihnen nicht.
Warum blieb er, verhüllt in seiner Wolke?
An einer Ceder Fuß, bedeckt von Blättern,
Schien ihn ein Gegenstand so zu beschäftigen,
Daß er den Himmel selbst darob vergaß.
Was konnt' so sehr wohl rühren einen Engel?
Ein schönes, nacktes Mädchen war's; vom Schlummer
Des Abends unter Blumen überrascht,
War, von ihr unbemerkt, der Tag geschieden,
Und der Begleiterinnen lauter Ruf
War nicht bis in ihr schlummernd Ohr gedrungen.
Zwölf Sommer waren erst vergangen, seit
Sie von der Mutter Brust entfernt; doch damals,
In jenen kräft'gen Zeiten, wo die Säfte
Weit schneller Pflanz' und Menschen zeitigten,

Waren zwölf Jahre mehr für eine Jungfrau,
Als jetzt achtzehn anmuthsvolle Lenze.
Unfern von einem weißen Cederstamm,
Wo in dem Grase Strahlengarben wogten,
Beschien ein Mondstrahl ihren schönen Leib,
An eines Wassers Ufer hingestreckt;
Voll Wohlgeruches neigten Wasserlilien
Das bleiche Haupt auf ihren Leib herab;
Ihr rechter Arm, den schlummernd sie geöffnet,
War, unter ihren Hals gelegt, ihr Kissen;
Der andre, über ihren Gürtel hin
Gestreckt, zerdrückte mit den weißen Fingern,
Die Blumen auf der Erd', im Traume spielend.
Die Haare von dem Abendwind gelüftet,
Wallten auf ihre Arme schwarz herab,
Darunter glänzten ihre weißen Schultern,
Des Busens Rundung und der Hüften Umriß,
Der Stirne Wölbung, darunter ihre Augen,
Verschlossen tief, den Himmel nicht erblickten!
Wie strahlte zwischen diesen schwarzen Haaren
Von Licht und Alabaster diese Stirne!
Das Aug' war von der Wimper ganz bedeckt,
Doch auf den fest verschloßnen Augenlidern
Strahlten durchsichtig sich blaßrothe Farben.
In g'rader Linie stieg herab die Nase;
Und wie im Schlaf ihr Busen leicht sich hob,
So athmete sie sanft durch Mund und Nase;
Die Lippen einem Lilienkelche ähnlich,
Der sich allmählig zu entfalten sucht,
Zeigten durch ihre lieblich feine Spaltung

Die weißen Zähne, wie den Kern in Früchten.
Um ihres Mundes unbestimmte Winkel
Ließ sie im Schlaf ein kindlich Lächeln spielen,
Und auf dem träumenden Gesicht erschien
Die ganze Reinheit ihres Kinderherzens;
Man konnte ihre Seele drin erblicken.
Der Mond liebkoste schmeichelnd ihren Körper,
Und hätte nicht ihr Busen sich gehoben
Und Träume ihre Wangen roth gefärbt,
So hätte man geglaubt, der Eva Bild
Im Paradies der Unschuld zu erblicken.

Neugierig lauschte durch das Blätterwerk
Der Engel und umarmt sie in Gedanken
Mit jener scheuen Liebe, die's nicht wagt,
Das zu berühren, was sie tief bewundert.
Daidha, sprach er, flüchtige Gazelle!
Mit lautem Rufe suchen dich die Mutter
Und die Begleiterinnen in den Wäldern;
Warum vergaß ich über dir den Himmel?
So ist es jeden Tag, die Engel alle
Durchwandern Firmament und Himmelssphäre;
Vergebens ruft man mir; ich bleibe hier.
Mein Himmel ist nur da, wo ich dich sehe!
Warum, o Weibgebor'ne, hat mein Herz
Der Herr bei der Geburt geknüpft ans deine?
Warum aus meinem glücklicheren Nichts
Gezogen mich, als du, o Kind, geboren?
Die, meine Zwillingsschwester, mir verbunden
Durch Liebe, und auf ewig doch geschieden!

Seit du vor dem entzückten Blicke aufwächst,
Wie ist mir meine Ewigkeit verhaßt!
Wie oft, von meines Herzens Glut gedrängt,
Wollt' ich zu deiner Erde niedersteigen,
Um mein Verhängniß deinem gleich zu machen,
Und gleich dir sterbend nur dein Dasein leben!
Wie oft war mir, einsam in meinem Himmel,
Mein Glück zuwider, daß nach dieser Erde
Ich dürstete, um hier dir zu gehören!
Auch ich will sterben, da sie sterblich ist!
Ein Mensch zu sein, welch Schicksal! doch geliebt
Von ihr! sie lieben, ihr ganz zu gehören!
Ha, was die Lieb' ist, wissen Engel nicht!
Sie kennen diese hohe Wollust nicht,
In einem Andern wieder sich zu finden,
Und nur in einem Andern ganz zu leben.
Der Mensch, inmitten seiner Mühen, hat
Entschädigung für Alles, was ihm zustößt.
Liebend vermag ein Wesen er zu schaffen,
Das seines Wesens Bild und Abdruck ist!
O wie geheimnißvoll ist das Gesetz
Des Menschen, daß er nirgends ganz sich findet,
Als außer sich, wie zög' ich sein Geschick
Dem unsern vor, die wir uns selbst nur lieben,
Und ewig glühen, ohne uns zu mehren!
. . . . . . . . . . . . .
Jehovah, ist es Läst'rung, so zu seufzen!
Muß ich, Unglücklicher, dieß Mädchen lieben?
Ja, stets richt' ich auf sie nur meine Augen.
Hast du mir nicht das wunderbare Schauspiel

Vors Aug' gerückt, die jungfräuliche Seele
Auf dieser Erd' entfalten sich zu seh'n,
Mußt' ich nicht über ihre Schritte wachen,
Mußt' ich nicht ihre unbestimmten Triebe,
Das erste Denken ihrer Seel' entwickeln,
Ihr junges Herz durch meine Neigung leiten?
Seh' ich nicht durch ihr Aug' in ihre Seele,
Wie durch die Haut man rieseln sieht das Blut?
Seit ihre Mutter sie zum ersten Mal
Mit stolzem Lächeln an ihr Herz gedrückt,
Seit sie das Licht an zarter Mutterbrust
Zum ersten Mal erblickte, sah ich Alles;
Und jedes Wimmern dieses jungen Mundes
Und jedes Wogen dieser zarten Seele
Und jeden unbewußten Herzensschlag
Sah ich entstehen, wachsen, sich entfalten.
Mit Mutterblicken bin ich ihr gefolgt.
Zuerst dem flüchtigen verworr'nen Eindruck,
Der kurz und unbewußt vorübergeht,
Dann dem entzückten, ahnungsvollen Staunen,
Das dem entwickelten Gefühl vorangeht;
Dann jenen Regungen des Herzens, die
Nur an der Mutterbrust gestillet werden;
Der Lieb', mit der das zärtliche Gemüth
Das, was ihm aufstößt, zu ergreifen sucht,
Die ohne Grund das Aug' mit Thränen füllte,
Wie Tropfen Thau die Blumenkelche netzen,
Dann später, als ihr Geist herangewachsen,
Des Aug's Entzückung, der Begeisterung,
Mit der die Wunder Gottes sie begrüßte,

Der Sehnsucht, selber Gott in sich zu schlingen,
Des Herzens unbewußter Frömmigkeit,
Den innern Stimmen, die empor zum Himmel
Sich lautlos, und harmonisch doch erheben!
Und vollends jetzt, welch' bittre Wollust bietet
Dieß Wunderbild vor dem entzückten Auge,
Den Blick bezaubernd, und die Seele schmelzend
Zu schau'n in diese reine Kinderseele
Die neues Leben ahnt, dem Vogel gleich,
Wenn er zuerst die jungen Schwingen regt;
Zu fühlen dann die noch verborgene Flamme,
Erröthend, daß ein Weib es ist, zu denken
Und auszuseufzen einsam das Gefühl,
Das selbst die Nacht in keinen Schlummer senkt;
Die Glut in reinem Herzen zu bewahren,
Sie nicht mit Blick noch Handlung auszudrücken,
Und nur zu träumen über dieß Gefühl,
Das göttlich höher diesen Busen hebt.
Ihm einen Namen und Gestalt zu geben,
Im Traum sie finden, und bei dem Erwachen
Zu weinen, daß das schöne Bild verschwunden!
Es ist zu viel für Menschen und für Engel!
Hier ist sie vor mir, und ich zweifle noch,
Ob ich sie liebe? Wär' ich ohne Liebe
So neidisch auf ihre ird'schen Brüder?
Wär ich wohl so besorgt, in ihren Schlummer
Des Traumes süße Bilder einzuweben?
Und auch mein Bild, mit menschlich schönen Zügen
finderisch ausgeschmückt hineinzugießen?
n Traumbild, dessen Glanz sie hoch entzückt,

Das ich mit Götterschönheit ausgestattet,
Um ihren Sinn von Menschen abzuziehen?
Und wirklich, dank der herrlichen Erscheinung
Sieht sie gleichgültig schon die Menschen an,
Ihr Herz glüht nur für diese hohe Stirne,
Die ich der Schlummernden vors Aug' gerückt.
O möchte nie ein Andrer ihr gefallen!
O könnt' ich wirklich machen jene Züge,
Mit denen du getäuscht mich schlummernd siehst!
Könnt' ich dem Bilde eine Stimme leihen
Um Feuerworte dir ins Ohr zu flüstern,
Und ganz in Glut die Seele dir zu tauchen.
O möchte Gott mir nur gestatten, dich
Auf meiner Liebe Flügeln wegzutragen;
Dich in der Himmelsluft, die meine Wohnung,
Zu wiegen, und die Schlummernde mit Küssen
Zu wecken, ihre Haare zu berühren
Die schwarz auf ihren weißen Nacken fallen.
O könnte ich mein Wesen nur verwandeln,
Herab mich lassen um mit dir zu sprechen!
Doch schimpflich ist's, vom Stamme abzufallen;
Gott läßt es zu, daß Einer niedersteigt,
Doch ewig bleibt verschlossen ihm die Rückkehr.
Von gleicher Glut verzehret, haben Engel,
Sagt man, dieß ewige Gesetz erfahren;
Von Menschentöchtern auf die Erd' gezogen,
War ihnen nie gestattet, von der Erde
Zum Himmel wieder aufzusteigen. Ewig
War ihre beinah göttliche Bestimmung
Verwirkt. Verurtheilt, aus dem Tode stets

Neu zu erstehen, können diese Armen,
Getrennt von ihren Brüdern in der Höhe
Nach tausend Jahren erst, die auf der Erde
Sie zugebracht, zum Himmel wiederkehren;
Und erst nach langen Proben nehmen sie
Die Rechte wieder ein, die sie verscherzten.
Nachdem aus Engeln Menschen sie geworden,
Muß jetzt der umgekehrte Lauf zu Engeln
Sie wieder machen. Mühevolle Rückkehr!
Schrecklich Exil in diesem Thränenthale!
Und doch, für mindre Reize thaten sie's,
Und doch, von dem Verhängniß hingerissen,
Hab' selber ich dem Himmel oft geflucht.
O schreckenvoller Sturm von Lieb und Stolz,
Wirst du dich niemals legen? Lieblich Haupt,
Das, meiner Zweifel unbewußt, dort schlummert,
Weil ich dein Traum bin, schlummre fort, mein Kind!

Daidha schlummerte; es drang das Licht
Des Mondes lauschend durch der Bäume Blätter;
Der Engel, sehnsuchtsvoll hinabgebeugt,
Sah ihre Schönheit strahlen durch die Nacht.

Und doch vernahm man durch dieß heil'ge Schweigen
Das ferne Echo eines Kommenden;
Und dumpfe, halberstickte Worte schienen
Unfern zu schallen aus der Wälder Tiefe.
Auch glänzten zwischen den zerstreuten Stämmen
Bald hier bald dort gebrochne Lichter durch,
Am nächt'gen Himmel Wetterleuchten ähnlich.
Da plötzlich unter eines Astes Wölbung

Erschien ein Mann, mit vorgebeugtem Körper,
Der stille horchend, etwas schien zu suchen.
In seiner Hand hielt eine Fackel er
Mit bläulich rother Flamme, die aufs Neu
In jedem Augenblick zu lodern schien.
In ihrem Licht erglänzte gelb und blau
Des Mannes männlicher und starker Körper,
Der gegen Menschen unsrer Zeiten war,
Was ein Ceder gegen schwache Stämmchen.
Durch seine Haut sah'n hochgeschwollne Muskeln,
Mit dem Gewicht der riesenhaften Füße
Zertrat er achtlos Kräuter und Gewächse.
Sein Fleisch schien Marmor, seine Knochen Eisen,
Die nackte Brust, mit Haaren dicht bewachsen,
Erschreckte durch den wilden Schmuck das Auge.
Denn eines Leoparden Haut, dem er
Mit seinem Speer den Hals durchschnitten hatte,
Hing um den Nacken, schreckenvoller Anblick!
Der blut'ge Kopf wies grimmig noch die Zähne;
Die Vorderfüße, schienen ihre Klauen
Vor wilder Wuth und Schmerzen noch zu zucken;
Und hingen über beide Schultern hin.
Der Rest fiel über seinen Leib hinab
In blut'gen Lappen, von dem Biß der Hunde.
Des Mannes Haare hinten niederrollend,
Spielten in wilder Mähne auf dem Rücken.
Das Antlitz, drauf der Blitz der Bosheit glänzte,
Trug in den starken Zügen jener Zeit
Den Stempel einer männlich schönen Bildung.
Doch jener sanfte Blick des schönen Augs,

Der Strahl aus einer göttlichern Flamme
Verklärte nicht sein kräftiges Gesicht.
Es fehlte seiner Schönheit an der Seele;
Der Leidenschaften starker Ausdruck nur
War drin zu lesen; über Geist und Seele
Der thierschen Stärke niedriger Triumph;
In Mund und Auge Grausamkeit und List;
Es war ein Mensch, wie man auch jetzt noch trifft,
Von Knochen nur und Fleisch, in welchem Gott
Sein heilig Feuer niemals angezündet.

Ein Bogen und von Elfenbein ein Köcher,
In dem drei spitzige Pfeile sich befanden,
Bewegte rasselnd sich auf seinem Rücken.
In einer Hand hielt seine Fackel er,
Die andre eine ungeheure Keule
Von seiner Schulter hing ein Netz herab;
Vorsichtig schritt er durch die Lichtung hin,
Warf vorwärts bald den Blick, bald hinter sich,
Erstickt im Gehen seines Fußtritts Laut,
Hielt manchmal an, und sprach dann leise also:
Die Menschen, das abscheuliche Geschlecht,
Ich dacht' es erst; jetzt endlich find ich Spuren.
Neun lange Nächte irren jetzt,
Ich und die Freunde, auf dem Berg wir,
Haben keine Spur entdecken können.
Nie hat ein Jäger sich hierher gewagt!
Verfluchtes Handwerk, Menschenjäger sein!
Weit besser ist's, den Löwen aufzusuchen,
Das Mammuth, oder in der Luft den Adler.

Doch welche Freude auch, wenn man im Nest
Die Tochter sammt der Mutter überfällt!
Und dann — in Balbek zahlt man uns ein Kind
Weit theurer, als den Löwen oder Tiger!
Denn solche Sklaven haben mehr Verstand,
Und dienen besser unsrer Lieb' und Rache;
Und dann — mit Füßen seines Gleichen treten,
Ist größerer Genuß dem stolzen Menschen.
Erst vor dem Sklaven fühlt er seine Größe,
Und freuet sich, sein eignes Bild zu schänden."

So sprechend, näherte der Jäger sich
Der schlafenden Daidha; sie erblickend
Blieb er wie festgebannt vor wilder Freude.
Mit einem Blick erkannt' er ihren Werth,
Und schwankend zwischen Lieb' und Habsucht neigte
Er stumm sich über ihre frische Jugend,
Strich sanft die Haare aus dem Antlitz ihr,
Und des Gesichtes Reize gierig musternd
Beschien ein höllisch Lächeln seine Zügen;
Und triumphirend in die Hände klatschend
Kehrt' er zur unsichtbaren Bande um,
Und freudig sah man sechs, ihm gleiche, Jäger
Zur Stelle hin auf dieses Zeichen eilen.

In wildem Kreis die Schlafende umringend,
Erspähten sie mit gierigem Blick ihr Antlitz;
Und er, das Knie zur Erde niederbeugend,
Erklärte ihnen in dem Schein der Fackel
Mit wildem Blicke ihre hohen Reize.

„Still! wecket sie nicht auf! (so redet er)
Seht ihr dieß zartgebildete Profil!
Der Frieden und die Liebe wohnen drin,
Die Lippe sanft vom Athemzug geöffnet,
So daß die Zähne man erblicken kann,
Aehnlich dem Tropfen Milch, die von der Brust
Der Mutter in des Kindes Lippen fließen;
Und dieser schöne schlanke Schwanenhals,
Und dieses Busens keimend Ebenmaaß,
Gleich einer kaum geformten Wasserwoge,
Bevor die Morgenluft daran gehaucht!
Der Hüften Rundung, dieses klopfend Herz,
Dem nur im Traum phantast'sche Liebe naht,
Die weißen Füße mit den runden Zehen,
Die hüpfend, fliegend sich bewegen können.
Ha, wenn ein Frühling und ein Sommer noch
Geöffnet dieser Schönheit Knospen hat,
Und wenn der Liebe Strahl, durch den das Weib
Zur Reife kommt, in dieses Aug' sich senkt,
Dann wird vor dieser himmlischen Gestalt
Des Baals Sohn in heißer Lieb' vergehn;
Und Blut und Thränen werden um sie fließen;
Ha, welche Schätze wird dieß Kind mir bringen!
Aus hundert Sklaven lös'te das ich nicht,
Was dieses schöne Bild mir bringen muß!"

Bei dieser Hoffnung auf so reichen Preis
Erhob sich in dem Herzen der Genossen
Von Neid und Zorn verworrenes Gemurmel.
„Gehört sie uns nicht ebenso, wie dir?

Glaubst du, daß wir neun Nächte uns gemüht,
Um mit der Arbeit Lohn dich zu bereichern?" —
„Ruchlose!" rief mit schon erhobnem Arm
Nemphid, „werd ich mit euch erst theilen müssen,
Was mir allein der Zufall doch bescheert?"
Doch in dem Mund erstarb die Drohung ihm.
Mit einem Blicke hatt' die Truppe sich
Verständigt; eh' die riesige Gestalt
Vom Boden sich erhoben, sich zu wehren,
War auf einmal von sechs geschwungnen Keulen
Sein Schädel eingehau'n, sein Geist zernichtet;
Der Riese fiel bewegungslos zur Erde,
Sein Todesröcheln athmete noch Wuth.
Des Bodens Wurzeln zitterten vom Falle.
Beim Schein der Fackel, bei des Kampfs Geschrei
Erwachte Daidha; und ein Schreckensruf
Entfuhr bei solchem Anblick ihrem Munde.
Mit einem Sprung stand sie auf ihren Füßen,
Durchbrach den Kreis der so getäuschten Jäger,
Dem Winde gleich durch ihre Finger gleitend.
Doch Einer stürzt' ihr augenblicklich nach,
Von seinem Nacken riß er sich das Netz,
Und warf es über seine Beute hin.
Das Netz entfaltete sich in der Luft,
Und fiel erstickend auf das Mädchen nieder.
Sie war gefangen; die grausame Bande
Versammelte um ihr Schlachtopfer sich
Und höhnend schau'n sie auf das arme Kind,
Das sich in unmächtiger Wuth verzehrte.
Umsonst versucht das eng geflochtne Netz

Die Jungfrau mit den Armen abzuschütteln.
Das Eisengitter, dran sich ihre Finger
Zerfleischen, fällt auf ihre blut'ge Stirn,
Auf ihren Nacken, ihre zarte Schultern;
Und klammert sich in ihre langen Haare;
Mit Blut und Schweiß ist ihre Haut besudelt;
Der Mutter ruft sie, weint und klagt, zerschlägt
Mit ihren Händen sich die Stirne, doch
Das Eisengitter dämpft selbst ihre Stimme.
Mit ihren weißen Zähnen, wie mit Zangen,
Sucht sie das blut'ge Gitter zu zernagen,
Doch fruchtlos klebt ihr Blut an diesem Eisen.
Sie strengt sich an, sie krümmt und windet sich
Und will mit einem mächt'gen Schwung das Eisen
Das ihr den Nacken krümmt, herunterreißen.
Umsonst! ihr Müh'n verwickelt sie noch mehr
Und unter dem Gewicht der Eisenknoten
Stürzt sie zu Füßen der Barbaren hin.

Dieß Spiel, das Engel weinen machen konnte,
Des schönen Körpers grause Niederlage
Entlockte diesen wilden Jägern nur
Ein höhnend Lachen grausamen Vergnügens.
Zur Marter fügten sie den bittern Spott:
„Ruf deiner Mutter doch, du schönes Kind!
Sie komme, um dein Spiel mit anzusehn,
Und diese Blumenknoten neu zu knüpfen.“
So sprach der Eine, grinsend sprach ein Andrer:
„Du armes Kind, wie roth ist deine Stirne!
Wie zuckt dein Herz! mach los doch, wenn du kannst,

Den Arm von dem Geliebten, weiche aus
Den Küssen, raste einen Augenblick."
Und Jener deutete auf das Gesicht,
Das blutig ganz zu seinen Füßen liegt:
„Wie Schade," sprach er, „daß mit Staub und Thränen
Die schöne Stirn befleckt ist, die mit Blumen
Man bald besäen wird, die weichen Schultern
Zerfleischt sind, und die zarte Haut zerrissen.
Der jungfräuliche Busen, diese Füße,
Die, ob auch zärtlich, doch bald reisen müssen.
Spare, mein schönes Kind, dir Wuth und Thränen;
Denn deine Reize nur verminderst du,
Und deiner Glieder grausame Zerfleischung
Entzieht uns nur die Höhe deines Preises!"
Und musternd ihre Wunden, und ihr Blut,
Vom Geize nur, von Mitleid nicht, bewogen,
Bedauerte er das zerfleischte Mädchen.

Und Daidha, von ihrem Kampf ermüdet,
In ihrem Netze tiefer stets verwickelt,
Gebraucht vergebens ihre letzten Kräfte.
Die Glieder zuckten schmerzhaft in dem Eisen,
Doch endlich war ihr Körper ganz erschöpft,
Und unbewegt blieb sie am Boden liegen.
So sieht man an den Ufern des Müotis
Habsücht'ge Fischer einen schönen Schwan,
Im Netz gefangen, an das Ufer bringen.
Der Vogel, an dem Ufer niedersitzend,
Zerreißt die Feder in des Netzes Nischen,
Und siehet durch die Oeffnungen des Netzes

Der Freiheit Himmel ihm entgegenstrahlen;
Zu seiner Brüder Schaar zurückzukehren,
Strengt er die großen Flügel mächtig an.
Mit Fuß und Hals und Schnabel schlägt er um sich,
Um Gitter und Gefängniß zu durchbrechen,
Doch endlich sinkt ermattet er zu Boden,
Den Hals mit Blut, mit Sand die Schwing' befleckend.

## Zweites Gesicht.

Der langen Marter unsichtbarer Zeuge
War Daidha's Engel, Cedar, in der Nähe.
Und wenn für ihre Qual mein Wort zu schwach,
Wie könnt' ich deine, Geist der Liebe, nennen.
Durch ihr Geschrei aus seinen sel'gen Träumen
Geweckt, betäubt von diesem grausen Anblick,
War er bewegungslos und stumm geblieben,
Gleich einem Sterbenden, deß Seel' entschwindet.
Noch vor Daidha hatt' er es bemerkt;
Sein ganzes Wesen hatte sich empört,
Und kalter Schauder hatte ihn durchrieselt.
Im Schlaf hatt' er sie sehen überfallen,
Gehört die unglücksschwangre Unterredung;
Vernommen, welch ehrlosen Preis die Jäger
Von ihrer frischen Jugend sich versprachen,
Wie sie in wildem Kampfe sich zerfleischten.
Vergebens hatte er gehofft, daß ihre Brüder
Anlangten, um sie aus der Hand der Jäger
Zu retten, und die Grausamen zu strafen.
Doch als er Daidha hülflos sah gefangen,
Im Eisennetze, sich vergebens sträuben,
Zur Erde hingeworfen und ihr Blut

Sich mischen in den frischen Thau des Abends:
Wie eine Mutter, der das schlafend Kind
Aus seiner Wieg' der Löwe hat geraubt,
Verzweifelnd kühn ihm in die Zähne greift,
Und stückweis' ihm die Beute streitig macht:
Da konnt' er, von der Liebe überwältigt,
Dem Drang des Mitleids nicht mehr widerstehn.
Sein selbst vergessend für die Jungfrau stürzte
Der Engel auf die Räuber kühn herab.
Verzweifelnd hatt' er keinen andern Willen.
Sein kräftig Wollen hatt' ihn umgewandelt;
Geworden war er, was er sonst gefürchtet.
Mit ird'schem Leib und Sinnen angethan,
War er zum Erdgeborenen geworden.

Doch im Momente, wo sein Wesen umschlug,
Hatt' er in seiner Seele tiefem Innern
Den Ruf gehört: Gott kennt die Reue nicht!
So stürz' auf ewig, du verfinstert Wesen!
Dein Glanz erlösche, ja dein Geist erblinde!
Das Glück der Menschen sollst du ganz durchschmecken;
Mit eigner Hand zerstörst du deine Glorie.
Nicht einmal Hoffnung wird dein Leben kennen,
Dir wird der Tod, dich zu erlösen, fehlen.
Für einen wirst du hundert Tode leiden,
Gott gibt das Leben dir zurück, den Leib
Die Erde, bis du tropfenweise dir
Zurückerkauft hast die Unsterblichkeit,
Die wegen eines Weibs du hast verscherzt. —
Doch im Entstehn verhallte dieser Ruf,

In seiner schon erloschenen Erinnrung;
Und alles schon verschwamm in dem Gedächtniß.
Nichts blieb ihm mehr von seiner Herrlichkeit
Vom Himmel; nichts vor ihm, als stummes Staunen,
Nichts als ein dunkel, unbewußt Gefühl
Von Gegenwart, Vergangenheit und Schicksal,
Wie in der Seele Bilder trifft der Mensch,
Die, was er nie gesehn, ihm plötzlich zeigen. —

Bei der Verwandlung seines höhern Wesens
Nahm die Gestalt und Bildung an der Engel,
Die Daidha im Traum erschienen war.
Es war ein Mensch, doch in den Zügen lag
Der Ausdruck göttlicher Vollkommenheit.
Im Auge lag die Seel', ein reizend Bild,
In welchem durch die menschliche Umhüllung
Durchsichtig brach der Geist, den Stoff verklärend;
Im Alter schien er fast der Jungfrau gleich,
Nur seine Züge schienen etwas älter,
Der Mannheit Ausdruck trugen seine Lippen,
Und über ihre zärtliche Gestalt
Ragte sein kräft'ger Körper hoch empor;
Der runden Glieder starke Muskeln zeigten
Den Schwung des Körpers, der sich stolz bewegte;
Es war ein Gott, von Künstlerhand gemeißelt,
Auf dessen Fuß die ganze Schwere ruht.

Im Schatten eines düstern Cederstamms
Hatt' sich der Engel also umgewandelt,

Mit seinem neuen Sinn noch nicht bekannt,
War er erstaunt und lange unentschlossen.
Des Denkens Fäden hatt' sein Fall zerrissen,
Doch jene Schwungkraft, die vom Himmel ihn
Herabgetrieben, tönte jetzt noch nach.
Die Liebe, die er droben hatt' genährt,
Begleitete auch auf die Erde ihn.
So hat der Mensch, vom Blitz zum Tod getroffen,
Im Grabe noch den Ausdruck sich bewahrt
Von dem Gefühl, mit welchem er gestorben.
Als er dieß unausſprechlich schöne Mädchen
Am Boden liegen sah, mit Blut befleckt,
Und dieser Männer rohes Lachen hörte,
Die jetzt die Beute wegzutragen eilten:
Da stürzt er plötzlich aus dem Schatten sich,
Und ohne Waffen, außer seiner Hand,
Stand er mit Blitzesschnelle unter ihnen.
Dem Widder ähnlich stößt er mit dem Kopf
Dem Ersten auf die Brust; der heft'ge Stoß
Macht seine Lungenflügel tief ertönen;
Vergebens sucht nach Athem der Getroffne,
Er wankt und fällt und stürzte rücklings hin;
Vergebens rollen krampfhaft seine Augen.
Vor Schreck' und Staunen weichen die fünf Andern
Zurück; es scheint ein Heer sie anzugreifen.
Die Keulen fassen sie, sich zu vertheid'gen;
Doch kehren sie, des Sieges ganz gewiß,
Zu ihm zurück, gewinnen ihre Stellung,
Und auf den einz'gen Gegner Alle stürzend,
Umstehn sie ihn mit drohenden Geberden.

Er sieht sie ohne Furcht, sein Arm ergreift
Den ausgestreckten Leichnam an den Füßen
Und schwingt ihn, wie den Degen, über sie.
Von dieser furchtbar'n Keule schwer getroffen
Wird, Mann für Mann, die Bande muthlos bald.
Es tönt der Wald vom grausenhaften Kampfe,
Des Riesen Haupt, gleich einer plumpen Masse,
Zerschmettert splitternd die getroffnen Schädel;
Ihr Hirn besudelte den blut'gen Boden;
Vier sind gestürzt, doch schwächer wird sein Arm.
Die allzu schwere Waffe, auf den Fünften
Gezielt, verfehlt ihr Ziel und täuscht die Hand.
Djezyd, der Einzige, war jetzt noch übrig,
Doch furchtbarer für ihn als alle andern.
Schnell faßt der Jäger seine Stellung auf,
Sein Blick verheißt ihm Beute, sowie Rache.
Mit mächt'gem Sprunge stürzt er auf den Müden,
Ergreift und faßt ihn mit den kräft'gen Armen,
Und fast zu Boden drückt ihn seine Masse;
Dem Tiger gleich, verbeißt er sich in ihn
Und reißt ihm große Stücke aus dem Körper.
Brust gegen Brust gedrückt im wilden Kampf
Stützt Einer an dem Andern sich, und sucht
Durch festen Halt, sich vor dem Fall zu wahren.
Die Muskeln hört' man und die Knochen tönen,
In Strömen floß der Schweiß von ihren Gliedern,
Und aus dem Munde schallt ihr heft'ger Athem
Dem Winde gleich, der durch die Eichen braust:
Doch Djezyd, stärker als sein junger Feind,
Hebt endlich von dem Boden ihn empor

Und stürzt sich mit ihm auf die Erde nieder.
Wie angewachsen aneinander fallen
Die Körper hin, es zitterte die Erde.
Sich von der schweren Bürde zu befreien
Müht sich des Himmels Sohn mit starken Muskeln;
Doch es gelingt ihm nicht, sich los zu machen.
Da stützt er kräftig an die Erde sich
Faßt fest den Gegner, und mit mächt'ger Schwungkraft
Rollt er mit ihm den Bergesabhang nieder.
So wälzen sie sich zu des Abgrunds Rand,
Wohin die Wasser stürmend sich ergießen;
Es stürzen, in der schrecklichen Umarmung
Verbunden, beide in die Flut hinab.
Und neu entspinnet drunten sich der Kampf;
Mit neuer Wuth hält jeder seinen Gegner
Zurück vom Ufer; ihm den Tod zu geben,
Taucht jeder selbst sich in das Element.
Zuletzt, nach langem Kampf, erhebt der Jüngling
Sich auf die Wasserfläche, drückt den Feind
Hinab mit seinem Knie und in den Mund
Des Riesen strömen die gewalt'gen Wasser.
Bald schwamm der Leichnam auf den Fluten hin,
Noch Wuth und Grimm in den erstorbnen Zügen,
Mit Schrecken wandt' der Mond sich von ihm ab.
Von Blut und Wasser triefend schwingt der Sieger
Sich aus den Fluten und mit eil'gen Schritten
Fliegt blutend er zu Daidha zurück.
Er neigt sich über sie, ihr Netz zu brechen.
Das Mädchen, Preis und Zeuge dieses Kampfs,
War mit den Augen ihrem Freund gefolgt,

Und hatte ihm im Herzen beigestanden,
Noch mehr durch seinen Sieg, als seine Schönheit
Gewann er sich ihr dankerfülltes Herz;
Und ob sie seine Absicht gleich nicht kannte,
Sie preßt ihn leidenschaftlich an den Busen,
Als trüge sie in ihrer zarten Brust
Die Ahnung seiner unnennbaren Liebe.
Er hielt die langen Enden des Geflechtes
Und löste bebend die verschlungnen Knoten,
Durch welche bald die zarten Marmorglieder,
Und bald die seidnen Locken sich enthüllten;
Und eben warf sich Daidha ihm zu Füßen,
Ihm unter Küssen ihren Dank zu stammeln:
Da hört man plötzlich tausend Stimmen rufen:
„Sieh, Daidha! Sieh, Daidha! sie ist gefunden."
Der Tag erhebt sich hinter dem Gebirg,
Und von der Wälder nächsten Pfaden eilen
Die Brüder und die Freunde, die sie suchen,
Und strecken ihre Arme nach ihr aus;
Die Mutter geht dem langen Zug voran,
Und Daidha sieht sie und fliegt ihr entgegen,
Und deckt mit Küssen diese theuren Lippen.
O welche Götterwonne einer Wilden,
Da sie die Tochter endlich wieder findet!
Wie sie sie krampfhaft in die Arme schließt!
Und welche fürchterliche Tigerwuth,
Da sie das Blut sieht an den wunden Gliedern!
Sie schreit und alle Stimmen schreien nach.
Man stürzt sich wüthend auf den Unbekannten,
In dem man den verruchten Mörder sieht;

Doch Daidha wirft sich zwischen das Getümmel
Und faßt den edeln Retter bei der Hand
Und zeigt die sieben Leichname der Riesen
In ihrem Blute den erstaunten Freunden,
Und sie umschreiten sie, sie auszumessen,
Und blicken auf zum Himmel und besprechen
Sich leise, denn sie können es nicht glauben,
Daß diesen Sieg ein Sterblicher errungen,
Und stehen stumm um die beglückte Freundin,
Die ihnen diese große That erzählt,
Und ihre Worte gehn von Mund zu Munde.
Man drängt sich um den Fremden, faßt ihn an,
Und führt ihn im Triumphe durch die Wälder,
Gleich einem neuen Bruder in die Höhlen,
Wo der Nomadenstamm sich eingerichtet,
Der Städte Müh und Knechtschaft zu vermeiden.
Und ihre Greise lagern sich im Schatten
Des Baumes, wo sie Recht zu sprechen pflegten.

In dieser Urzeit, mein Geliebter, lebten
Die Söhne Kains gleich Geächteten
In dunkeln Wäldern, wie die wilden Thiere.
Noch sprach man nicht von Staat und von Gesetzen.
Das Recht beruht' allein auf jener Stimme,
Die uns die Gottheit in das Herz gesenkt,
Die Seele horchte den verworrnen Tönen
Ein leichtes Spiel der regellosen Laune,
Bevor die Weisheit unser Ohr gebildet
Und so zum göttlichen Akkord gestimmt.
Der Staat war die Familie, die Gewalt

Stund in den Händen der erfahrnen Greise,
Gehorsam war die Folge der Gewohnheit;
Und wenn sich die Familie zerstreute,
So kam des Rathes Würde an den Vater.
Der Stämme Loos entschied der Herrscher Willen,
Sie herrschten, aber ohne Kron' und Titel,
Und ihr gesprochnes Wort war das Gesetz;
Man hielt sich an die Zeit, die sie bestimmten.
Jedoch nur ihrem Stamme galt das Recht;
Die Uebrigen erfuhren ihre Laune;
Und wer nicht ihrer Väter Blut entsprossen,
Den sahen sie für keinen Menschen an,
Und unversöhnlich haßten sie den Fremden,
Und in der Gleichheit lebten nur die Brüder. —
Gibt es doch heutzutage auch noch Völker,
Die keine andre Gegend anerkennen,
Als die, wo ihre eigne Sonne leuchtet,
Und fremde Nationen von sich bannen,
Als hätte Gottes Liebe ihre Grenzen. —
Wo Fremdlinge sich blicken ließen, führten
Die Mutter sie zur Knechtschaft und den Vater
Zum Tode, und bestimmten schon die Kinder,
Bevor sie waren, zu der Schmach des Sklaven.
Und oft entfesselten die Leidenschaften
Der Häupter der Parteiung wildes Feuer,
Der Heerde Wahl, der Beute, der Gemahlin
Erregte ihren eifersücht'gen Groll,
Und trennte die Familien in Haß.
Die Macht ging unbestimmt von Hand zu Hand,
Bis die Gewaltherrschaft des Einzelnen

Sie endlich Alle seinem Geiste beugte.
So lebte irrend auf des Sannyn's Gipfel
Der wilde Stamm, Phayr's Familie.

Der Eichen Alter hatte Phayr erlebt,
Und noch die Menschenwunder nicht gesehen,
Mit welchen lange schon die Söhne Abels
Die alte Welt erfüllt, die sie bewohnten.
Ein eignes Schicksal schien ihm zu gebieten,
Ein Wanderer auf diesem Stern zu bleiben.
Ob Abels Blut, das sie dereinst vergossen,
Zum Himmel immer noch um Rache schreie?
Ob sie der Reiz, den die Gewohnheit gibt,
Und ihre Meinung, daß ein fester Wohnsitz
Sie der geliebten Freiheit nur beraube,
In die Gebirge, in die Wildniß bannte?
Der Kinder Schaar, die seinem Blut entsprossen,
Gleich Eicheln waren sie emporgeschossen;
Doch manche hatten sich vom Stamm verloren,
Denn das Geschick war gegen sie verschworen.
Des Waldes Könige, der Leu, der Tiger
Zertraten manchen heldenmüth'gen Sieger;
Wie Manche waren in der Schlacht geblieben,
Wohl auch von ihren Brüdern selbst vertrieben.
Es wurden Viele von der Städte Söhnen
Gefangen, ein Gebiß in ihren Zähnen,
Des Menschen Bild als Thiere zu verhöhnen,
Die Töchter, um der geilen Lust zu fröhnen.
Nur sieben Söhne von verschiednen Jahren,
[Di]e Söhne ihrer Söhne, ihre Frauen,

Die zarten Liebespfänder an der Brust,
Und eine schöne Zehnerschaar von Töchtern,
Sie waren übrig noch von den Geschlechtern.
Sein Auge bohrte sich in diese Lücken
Und jede Hoffnung kehrte ihm den Rücken.
Die Last der Jahre drückt den müden Geist,
Und seine Macht gleicht kaum noch einem Schatten,
Schon machen sie sich seine Söhne streitig
Und hüllen sie in scheinbaren Gehorsam.
Doch was ihm immer Achtung noch verschafft,
Ist nicht so die Erinnrung des Vergangnen,
Die Priestermacht, zu segnen und zu fluchen,
Als die Gewalt, das Schicksal der Familien,
Den Töchtern ihre Gatten zu bestimmen;
Denn bei den wilden Söhnen des Gebirgs
War das allein ersehnte Gut die Schönheit.

Und diese Blüthen, deren Duft berauscht,
Er sah sie selber alle sich entfalten.
Und noch vor wenig Jahren erst begrub er
Den Letzten und den Schönsten seiner Söhne,
Sein Name Segor: ein'ge Monde früher
Hatt' er ihm seine Gattin beigegeben, —
Und ihre Liebe neideten die Tauben —
Als Ischars Todespfeil sein Herz durchbohrte.
Das Auge Phayr's tauchte sich in Trauer,
Begrub er doch die Freude seines Alters.
Er fügte sich der alten heilgen Sitte
Und nahm sich Selma, seines Sohnes Frau
Zum Weibe, wie man, wenn der Baum gebrochen,

Der Stamm gebückt ist, seine Blätter sammelt.
Und Selma lebte keusch an seiner Seite,
Und sie gebar ein Pfand der Gattinliebe,
Es konnte nicht dem Vater seine Aermchen
Entgegenstrecken, nicht entgegenlächeln;
Doch ähnlich war es ihm in allen Zügen;
Und dieses Kind der Liebe und des Todes,
Auf das bei der Geburt nur Thränen blickten,
Der Nächte Blume, deren stille Reize,
Die Zähre, welche sie begoß, erhöhte,
Wuchs Daidha, sie blühte nun zwölf Sommer;
Und Jeder von den sieben Häuptlingen
Hofft' einen solchen Preis der Unterwerfung
Für seinen Sohn, und Jeder ihrer Söhne,
Wenn er von einer holden Gattin träumte,
Sah Daidha's blaue Augen in dem Herzen.

Die Röthe eines Kindes auf den Wangen
Trat Daidha vor den Rath am heilgen Baum,
Mit einer Hand die Mutter, mit der andern
Den Fremdling führend, gleichwie einen Bruder,
An den die Liebe oder Eifersucht
Aus Aller Augen wechselnd schon emporsah.
Dem Alten stahlen sich zwei große Thränen
Aus seinen Wimpern, da er diese Reize
Von Blut entstellt sah; seine Marmorglieder
Befühlend und an seinen Busen pressend,
Legt Stirne er an Stirne, Arm in Arme,
Indessen Daidha ihm am Halse hängt,
Den Purpurmund auf seinen Silberlocken.

Der Alte spricht, den Fremden nun betrachtend:
„Der Retter du und Rächer dieser Jungfrau,
Mit welchem Namen auch dein Stamm sich nenne,
Ob dich ein Weib getragen unterm Herzen,
Ob unter menschlicher Gestalt das Schwert*
In deinem Leib, der Blitz in deinem Geiste
Bei uns erscheine: lies in unsern Herzen
Die Dankbarkeit, erhebe frei dein Haupt;
Denn zwischen dir und uns hat dieser Tag
Das Blut von sieben Feinden ausgegossen,
Das Blut, womit du diesen Boden tränktest,
Es tränke siebenmal als Thau dein Haupt,
Und zur Belohnung deiner Tapferkeit,
Sag an, was forderst du von unsern Herzen?
Doch sprich vorerst, kommst du aus einer Wolke?
Stammst du von einem unbekannten Volke?
Hat dich ein Treubruch fern von einem Gatten
Geboren in der Wälder finsterm Schatten?
Wie dem auch sey, ich segne das Verbrechen,
Dein Dasein ist genug, die Schmach zu rächen!
So willst du denn uns deinen Namen nennen,
Damit wir dich an deinem Wort erkennen?

Der Jüngling horcht mit aufmerksamem Schweigen
Dem abgemess'nen Klange dieser Rede.
Er schien den Tönen in der Luft zu folgen,
Und jede neue Schwingung zu vernehmen,
Als wär' das Wort ein unerhörtes Wunder,

*) An diesem Anachronismus u. a. ist der Uebersetzer unschuldig.
Anm. d. Uebers.

Das seinem Ohre einen Stoß versetzte.
Nun wollt' er selber einen Ton erwidern,
Jedoch nur einen Laut bracht' er hervor,
Wie Kinder, die die ersten Worte stammeln,
Die sie der Amme an den Lippen absehn.
Es fragt' ihn jeder Häuptling insbesondere;
Doch er verstand nur Blicke und Geberden,
Die Worte waren ihm nicht mehr als Laute.
Erstaunen malte sich auf den Gesichtern,
Und von dem Greise bis zu Daidha
Betrachteten sich Alle mit Bestürzung.
Da sprach der Zweite nun von Phayr's Söhnen:
„Der Mann und diese Nacht sind nichts als Wunder,
Die erste Pflicht ist Meidung der Gefahr
Und das Gesetz spricht: tödten wir den Fremden."
Die Rede Zephyr's rief auf alle Stirnen
Die Gluth der Scham, den Zeugen des Verbrechens.
„Ermorden?" rief die Menge, Daidha
Drückt stärker seine Hand, und Thränen rollen
Darauf herab, und jede Mutter ruft:
„Ermorden! ihn ermorden!" aber Zephyr
Sprach: „Nun was wollt ihr denn? Der Angekommne,
Sagt, wißt ihr, wer er ist? und einen Menschen,
Den Gott aus Feindesblut entsprießen ließ,
Wie können wir ihn ohn' Gefahr entlassen?
Er kennt nun unsre Spur; vielleicht verkauft
Den ewgen Henkern der Geschlechter Phayr's
Hat er, uns zu verrathen, uns gerettet.
Behaltet ihr ihn frei in eurem Stamm,
So wird dieß Kind mit diesen Feuerblicken,

Mit diesem Löwenmuth sich einst erheben,
Und ein Tyrann in unsrer Mitte stehn.
Wir sollen dann der Feinde Söhnen folgen?
Wir sollen ihnen unsre Töchter geben?
Ein unrein Blut soll unsre Adern füllen?
Der Feinde Blut in unsre Herzen strömen?
Damit zwei Löwenstämme uns erstehen,
Die sich in ew'ger Eifersucht bekämpfen?
Nein, lasset uns mit abgewandten Blicken
Sein Blut vergießen, eh' es uns vergiftet."
Und Nemphi, Salem, Jordan blicken Beifall.
Doch alle Weiber schreien gegen ihn,
Und Said heimlich aufgestellt von Selma
Die diesen Sturm geahnet, stillt ihn also:
„Tod sprechet ihr? O Schande dem Gedanken!
Ein einz'ger Tropfen, der für uns vergossen,
Sein Blut, mit dem er unsre Erde tränkte,
Es heiligt alles Blut in seinen Adern;
Des Himmels Rache träfe unsre Söhne,
Das Mörderzeichen stünd' auf ihrer Stirne
Ihr Name wär' die Losung jeder Schmach.
Indessen dürfen wir das Heil des Stammes
Nicht einem unvorsicht'gen Spiel vertrauen,
Frei wär' Gefahr und todt wär' ein Verbrechen.
Er lebe, doch daß er uns nicht beherrsche,
Noch unsre Schritte suche zu verrathen,
Noch einst sein Blut sich mit dem unsern menge,
Er lebe, doch ein Sklav' in unsrer Mitte."
„Er lebe, ja er lebe! Bringt die Fesseln!"
Ruft plötzlich Alles, in die Hände klatschend.

„Er trage Phayr's Fesseln; unsre Heerden
Sie werden sicher weiden vor den Löwen,
So dieser für uns kämpft und sie behütet.
Er sei auf Sannyr, bis auf unsre Enkel,
Die Eiche und der Felsen unsres Stammes."

Die sieben Häupter stehen auf, die Menge
Wogt gleich den Meereswellen um sie her,
Und legt das Sklavenkleid zu ihren Füßen,
Das so zum Zeichen, wie zur Marter diente.
Schon in der Urzeit ist es von der Menschen
Sinnreicher Grausamkeit erfunden worden,
Nur weil man damals keine Künste kannte,
So war es auch so roh hier, wie die Menschen,
Die Hirten auf dem Liban, heut' noch Wilde,
Sie wußten von Metallbereitung nichts.
Die Herrn der Sklaven kannten jenen Erbfeind
Der Freiheit damals nicht, das schwarze Eisen.
Die Sklaven wurden noch mit Holz gefesselt,
Wie mit dem Joch die Ochsen, und es waren
Die Bande von Lianen, kaum geflochten.
Durch eine weite Oeffnung ging der Hals;
Und war der Kopf einmal hindurchgelassen,
So ward der Strick auf ewig zugeschlungen,
Und schloß so fest, als ein metallnes Halsband.
Damit die Hände nicht die Oeffnung weiten,
So band ein andrer Strick die Oberarme
Und nur der Vorderarm war noch beweglich;
Dem Sklaven blieb Nichts frei mehr als der Gang;

Man konnt' ihn leicht zum Schändlichsten mißbrauchen,
Denn Kraft und Wuth was konnten sie vollenden?
Und wollt' er etwas essen oder trinken,
So mußt' er sich, o Schmach! zur Erde wälzen
Und mit den Zähnen fassen, was man sonst
Den Schweinen auch zu ihrem Fraße vorwirft.

Als Zephyr nun und Segor ihn zu binden
Die Hände an ihn legten, so verstand er
Beim Anblick eines Sklaven, der dabeistund,
Mit einem Blicke, was sie mit ihm wollten.
Er faßte beide an und warf sie nieder
Wie Zwerge unter sein gebognes Knie.
Die Menge wich voll Schrecken und Bestürzung
Und mehrte nun die Angst der stummen Gruppe.
Auch Daidha entfloh und warf sich ängstlich
Und schreiend in die Arme ihrer Mutter,
Doch Cedar — also hatte man den Fremden
Vom Orte seines Siegerruhms genannt —
Errieth sogleich aus diesen Schreckenstönen,
Aus diesem Flieh'n den Zustand ihrer Seele.
Die Bande, die mit Füßen er getreten,
Er hob mit eigner Hand sie von dem Boden;
Demüthig legt er sie zu Daidha's Füßen,
Und biegt den Nacken unter ihre Hand,
Und gleich dem Löwen, dem den Todesblick
Ein Kind in einen Liebesblick verwandelt,
Ließ er sich ohne Widerstand nun knebeln
Und Kraft und Freiheit sich auf einmal rauben.

Und folgt' voll Demuth sanft dem sanften Mädchen,
Das ihn am Strick zum Stammeskönig führte;
Und auf dem Gras, den Kopf in beiden Händen,
Ward er von einem Kinde angebunden;
Hier konnte er nun mit den Schweinen wühlen,
Die Eicheln theilen, die vom Baume fielen.

---

## Drittes Gesicht.

Den andern Morgen sprach die Rathsversammlung:
„Die Jäger des Gebirgs sind in der Nähe,
Wenn ihre sieben Söhne nicht mehr kommen,
So werden sie sie wohl hier oben suchen;
Die Weiden, welche unsre Heerden nährten,
Die Bäume, die uns ihre Früchte schenkten,
Sie werden sie zu unsern Sitzen leiten;
So laßt uns fliehen, eh' sie uns verfolgen.
Die Sonne, welche immer niedrer geht,
Erwärmt die Luft der Berge immer wen'ger,
Ziehn wir mit ihr hinunter zum Orontes,
Und warten, bis sie wieder höher steigt."

Die Hirten sangen ihre Abschiedsweisen,
Die rings zerstreuten Heerden zu sich rufend.
Die Ziege, die am Rand des Abgrunds klettert,
Das sanfte Zebra, die geduld'ge Fause,
Das Schaf, das ihre Ruhepolster liefert,
Der treue Hund, der ihre Heerden hütet,
Der kluge Elephant und das Kameel,
Das ihren Kindern seine Zitzen reicht,
Die Hühner, die in früher Morgenstunde

Die Gaben, die sie bringen, laut verkünden,
Sie folgen alle über Berg' und Thäler
Vom innern Trieb zum Menschen hingezogen,
Als wäre selbst die Freiheit nicht zu theuer
Für die Genüsse des gesell'gen Lebens.
Noch andere minder nahe Freunde folgen;
Der Schwan ist in den Lüften ihr Begleiter,
Die Schwalbe läßt den Berg und seine Klippe,
Und wo die Zelte aufgeschlagen werden,
Da setzt sie sich vertraut auf ihre Stangen.
So finden sie am Ende ihres Zuges
Auch in der Luft die längst gewohnten Stimmen;
Denn alle diese sanften Thiere dachten
Noch so sehr an des ersten Tags Gesetze.

Sie fanden Früchte überall und Obdach,
Und reisten singend täglich ein'ge Stunden;
Die Weiber, Kinder, Bilder ihrer Götter
Der Elephanten Rücken anvertrauend,
Die Esel und Kameele mit Gepäck
Beladend, zogen sie in Caravanen
In langen Reihen leichten Schritts dahin;
Der Seen Spiegel und der Bäume Wipfel
Erzitterten von ihren frohen Liedern.
Mit dem Gewichte seiner schweren Fesseln
Belastet folgte Cedar in der Heerde
Der Sklaven, und verfolgte mit den Blicken
Bei ihren Schwestern Daidha, und benetzte
Das Gras mit seinem Schweiß und seinen Thränen.
Neunmal neun Monde zogen sie so fort,

Bald über jene Furchen die die Wellen,
Ans Ufer schlagend in die Dünen ziehen,
Und weit in unberechenbarer Ferne
Schwamm Meer und Himmel zitternd ineinander.
Bald auch in Thälern, die von tiefen Schluchten
Und wilden Strömen durchgerissen waren.
Da sie nun hier nicht übersetzen konnten,
So reisten sie stromaufwärts an die Quelle.
Es neigte endlich sich das Waldgebirge
Und ihre Blicke tauchten in die Freiheit;
Und der Orontes blau wie Abendhimmel
Goß unten seinen Strahlenspiegel aus.
Er schlang die Arme um ein Vorgebirge
Und leise Klagen schlugen an die Felsen.
Dort bargen hinter Moos sich stille Grotten,
Und Rasen zogen leichte Pfade hin,
Und Streifen Sandes, den der Fluß gewaschen,
So rein wie Wasser, liefen bis zum Eingang.
Mit Aug' und Mund begrüßten die Nomaden
Die heimlich sichern Wohnungen des Friedens,
Die ihrer Väter Hand hier eingegraben.
Wie viel erzählten diese stillen Höhlen
Von längstvergang'nen Freuden, von begrab'nen
Geliebten, tausend Stimmen hallten wieder:
„Die Söhne Phayr's wurden hier geboren,
Die Mütter trugen hier der Liebe Pfänder,
Die Jungfraun tauschten hier die Namen aus,
Hier ruh'n die Seelen der geliebten Todten."
Die Männer suchten jeder seine Höhle.
Der Esel, das Kameel, der Elephant,

Der Hund erkannte die gewohnte Stätte,
Und eilte munter seinem Herrn voran.

Die Lasten wurden ihnen abgenommen;
Dann ging es zu den Gräbern der Geliebten.
Ein Hügel, oder kolossaler Fels,
Wohl auch ein Stamm von Epheu überwachsen
Bezeichnete der Nachwelt jenen Platz,
An dem die abgeschiednen Seelen wohnten.
Von fernen Gegenden zurückgekommen,
Besuchte Jeder diese Heiligthümer.
Er legt sich nieder auf den theuren Boden
Und spricht ins Grab hinein mit seinen Lieben.

So sprach ein Weib zur Seele ihres Vaters:
„Sprich, fließt dort unten auch der Augen Wasser?
Und ist es auch so bitter, als hier oben?
Wie vieles hab' ich draußen schon vergossen!
Wie viele Aeste fielen von dem Stamme!
Wie viele Geister suchten andre Welten!
Was seit dem Tag, da du von uns geschieden,
Bei uns geschehen, haben sie's erzählt?
Der Riesen Pfeil flog über unsre Häupter;
Auf dem Gebirg der Stürme hausten wir;
In jenen Kämpfen fiel der Gatte Selma's.
Ein Mann erschien, der hatte keine Sprache,
Die Jäger sanken unter seinen Streichen;
Die Töchter Phayr's sahen ihn und weinten;
Die besten Gaben schenkten uns die Götter,
Wir bringen Nester eine große Menge.

Ach! Lea, deine Wonne, meine Tochter,
Die Jäger raubten sie aus unsrer Mitte,
Aus weiter Ferne tönte ihr Geschrei;
Die schönen Haare wurden ihre Bande.
Und ich gebar ein lieblich Zwillingspärchen,
Ihr zarter Mund hängt schon an meiner Brust;
Der Knabe ist dein Abbild, und sein Auge
Schwarz, wie die Nacht, spricht mir von deiner Liebe.
Hier liegt er mir zur Seite auf dem Grase,
Sieh, wie er es mit seinen Fingern faßt;
Er trocknet meine Wange mit dem Händchen,
Ruf seinen Namen, daß er morgen komme."

Dort liegt die Gattin auf dem Rasenhügel
Und redet mit dem Schatten ihrer Tochter,
„Geliebte Adda, meines Schoßes Blume,
Und meines Herzens Thräne, ich bin da;
Ach, die da unten neideten dich mir,
Und zogen dich ins eifersücht'ge Grab.
Noch trof dein Mund von meiner Muttermilch;
Ach, welche Milch, sprich, trinkst du denn dort unten?
Und welche Mutter wiegt dich auf den Armen?
Mit welchem süßen Namen ruft sie dich?
Damit ich deine beiden Namen kenne,
Damit du, sprech ich Nachts zu deinem Hügel,
Mich hörest und mir Antwort geben könnest.
Bist du gewachsen, Tochter, unterm Rasen?
Des Todes Kinder, flechten sie dir Kränze,
Und winden Ketten dir aus rothen Beeren?
Mir scheint es oft, als hört' ich deine Stimme;

Nachts öffn' ich meine Arme, dich zu fassen;
Mag meiner Nächte Gatte deine Brüder
Mir an den Busen legen, sie zu segnen,
Nur du durchstrahlest meiner Seele Augen.
Die Taube nistete auf einem Baum,
Der wilde Strom erschütterte den Stamm,
Ein Junges fiel, das erste ihrer Brut,
Und wurde von der Flut hinabgetrieben,
Sie wärmt die andern unter ihren Flügeln,
Doch nur um das Verlorne grämt sie sich,
Und täglich sieht und ruft sie in die Wellen,
Und bringt sein Futter dem geraubten Liebling."

So sprachen Mann und Weib mit ihren Todten,
Und deckten ihre Hügel mit Geschenken.
Nur langsam wendeten sie ihre Schritte,
Als wären sie am Boden angeheftet.
So mächtig fesselt die Vergangenheit,
Der Todten Asche schuf ein Vaterland.

Nach diesen Thränenopfern ihrer Liebe
Nahm man die Götter aus den Blumenkörben,
Und bat sie, während man sie niederlegte,
Die Stätte zu bewohnen und zu lieben.
Besondre Formen, Pflanzen, Rinden, Kiesel,
Und seltne Muscheln aus dem Grund der Ströme;
Was nur die Sinne fesselt', was der Zufall,
Ein leerer Traum dem Augenblicke darbot,
Das nahmen sie zu Göttern, und entweihten
Dadurch den Geist so sehr, als die Natur,

Indem sie das Bedürfniß anzubeten,
Zu hoffen und zu fürchten, also stillten.
Bald freuten sich die Götter hoher Ehren,
Bald wurden sie aufs Schimpflichste mißhandelt,
Vertauscht, verkauft, zerschlagen nach Gefallen,
Nachdem sie wahr sich oder falsch erwiesen.
Ein jeder hatte seinen eignen Liebling,
Den er am meisten ehrte unter allen.
Die Sklaven aber hatten keine Götter,
Sie hätten sie entweiht durch die Berührung;
Der Fluch verbannte sie aus beiden Welten.
Wenn sie nach den gestohl'nen Götzen griffen,
So wurden sie nach dem Gesetz gesteinigt.

Die Förmlichkeiten waren abgethan,
Die alte Wirthschaft wieder eingerichtet;
Das ganze Volk vertheilte sich im Frieden,
Und sicher vor den Feinden, an den Ufern
Und auf den Hügeln, wie ein Schwarm von Bienen,
Sich auf ein weites Blumenfeld ergießt;
Und ihre Tage floßen sanft und stille,
Nur ein'ge Greise zählten ihre Sonnen.

Die Sklaven Nachts an einen Stamm gebunden,
Sie trieben Tags die Heerden auf die Weide,
Und hielten sie aus Furcht vor wilden Thieren
Auf einem Platz und weinten mit einander;
Erzählten sich, um welchen schnöden Preis
Sie ihren harten Herrn verhandelt worden;
Und andre, wie nach ihres Vaters Tode

Die Mutter in die Sklaverei geschleppt,
Sie mitten unter Ziegen, unter Schafen
Mit einer thränenreichen Milch genährt.
Der eine zeigte auf die schwarze Furchen,
Die Peitschenhiebe tief ihm eingegraben,
Der andre auf den festgepreßten Arm,
Der durch den Druck der Bande ganz verschrumpfte;
Und Jeder war der Späher seines Bruders,
Sie theilten mit den Menschen nur den Haß;
Mit scheelem Aug' betrachteten sie Cedar
Sich seines grausamen Geschickes freuend.
Er, der sie nicht verstand, noch reden konnte,
Floh ihren Kreis und führte seine Heerde
Auf ferne Triften in die Einsamkeit;
Ihn schreckten nicht die Löwen, wie die Andern,
Sein bloßer Anblick trieb sie in die Flucht.
Dort lag er oft an schattenreichen Quellen
Und hauchte seinen Gram in ihr Gemurmel,
Wohl stand er auch auf hohen Felsenspitzen,
Und senkte seinen Blick in ferne Meere;
Die tausend Strahlen, die von allen Seiten,
Wohin das Auge blickt, der Geist sich wendet,
In unsre Seelen brechen; Gottes Schöpfung,
Ein Glanzmeer selbst, ein ungeheurer Tempel;
Des Sternenhimmels unmeßbare Tiefen;
Die Pflanzenwelt und ihre ew'gen Wunder;
Die Thiere und der Mensch mit seinem Treiben:
Das Alles drang von Außen auf ihn ein,
Und weckt in ihm die schlafende Erkenntniß;
Ihm war als trät er aus der Nacht ans Licht;

Und dennoch schien ihm Alles nur Erinn'rung,
Die aus der Seele Tiefen sich erhob.
Doch wollte er den Faden weiter spinnen
Vom Jetzt ins Einst, vom Aeußern in das Innre,
So schwand das Licht und ließ ihn ohne Leitung,
Und sein Gedächtniß hüllte sich in Nebel;
Ein fest Gewölbe drückte sein Gehirn,
Zertrümmerte die Schöpfung der Gedanken;
Die Stirne traurig auf das Knie gelegt
Verschlief er seine himmlischen Gesichte.

Aus solchen Träumen weckt ihn das Geräusch
Der Schritte Daidha's oder ihre Stimme.
Sie kam um Mittag, die Kameele Alphim's,
Die in der Nähe weideten, zu melken,
Und brachte den Gefangnen ihre Nahrung,
Wie man die Vögel auf den Feldern füttert.
Sobald er ihre Nachtigallenstimme,
Die ihn beim Namen rief, im Walde hörte,
Trat seine ganze Seele in sein Ohr.
Er fuhr empor, gleichwie aus tiefem Schlafe,
Vergaß sein Denken und des Tages Länge,
Den ihre Ankunft ihm verkündete.
Er raffte sich empor, denn diese Stimme
Durchzuckte plötzlich alle seine Nerven;
Er brach die Aeste, die im Wege waren
Entzwei, und kaum berührte er den Boden,
Es schien, als hätt' er Flügel an den Füßen.
Und wenn er sie nun plötzlich nahen sah,
Und diese reinen namenlosen Reize

Wie eine Sonne ihm entgegenstrahlten,
Verließ ihn seine Kraft, und seine Muskeln
Erschlafften gleich den Muskeln eines Mädchens,
Und seine Kniee drohten einzubrechen;
Und seine Augen hoben sich und sanken;
Und blaß und kalt wie eine Marmorsäule
Stund er bewegungslos an einem Baum.

Sie nahte sich in jungfräulicher Reinheit,
Das Roth der Scham und Freude auf den Wangen,
Und stellte für des Tages Gluth ein Mahl
Zu seinen Füßen nieder in das Gras.
Und hob den Napf zu seinen Feuerlippen,
Sie kaum befeuchtend mit dem Schaum der Milch,
Und wischte mit der Hand den heißen Schweiß,
Wohl auch den kalten Thau von seinen Wangen,
Ihm lachten selig Augen, Lippen, Herz;
Ihr süßer Blick war Sanftmuth nur und Mitleid.
Sie rührt an seine Bande und versucht
Ihm ihren Schmerz zu schildern, ihre Sehnsucht,
Die Fesseln seiner Arme abzulösen.
Dann sprach sie etwas, keine Antwort folgte,
Und ungeduldig stampft sie auf die Erde,
Und blieb in stummer Ruhe vor ihm stehen.
Und senkt' die Stirne — von Mittag bis Abend
War sie verschleiert — und er hört sie weinen,
Und fühlt von ihren heißen süßen Thränen,
Die sie geheim zu halten sich bemühte,
Am Fuße einige herunterrieseln.

Nun rief der Unglücksel'ge seine Heerde,
Und führt' am Hals das Junge des Kameels,
Indessen Daidha sich zur Mutter beugte,
Und ihre Zitzen durch die Finger preßte.
Wenn nun der Napf gefüllt war, und es wollte
Das rauchende Getränk bald überwallen,
Warf Cedar lieblich duftende Narzissen
Und Rosen, die er schon gesammelt hatte,
Mit Sorgfalt in das schäumende Gefäß
Und deckte es mit seiner Liebe Zeichen.
Und wo sie seine Lippen angefeuchtet,
Da trank er kaum ein wenig, wie das Zicklein,
Das man entwöhnt, dann hob er das Gefäß
Und stellt es sanft der Jungfrau auf die Stirne,
Auf der er erst ihr Haar zurecht gelegt,
Und sie erhebt gleich Henkeln ihre Arme
Und wendet sich mit Lächeln und entflieht.
Ihm war, als ob sein Herz sich mit ihr wände,
Wie einen Flügel sah er noch ihr Haar
Dort zwischen neidischen Platanen wehen.
Da sie entschwunden, fiel er auf die Kniee
Im Grase, das ihr weißer Fuß betreten,
Und küßte es voll Schmerzen und Entzücken;
Wie man die Augen schließt, um nachzusinnen,
Wenn ein Gedanke noch im Dunkel schwebt,
So blieb er lang, die Stirne in den Händen,
Um ihr entfloh'nes Bild im Geist zu sehen,
Und horchte oft, ob nicht des Windes Säuseln
Ihm einen Ton der fernen Stimme brächte.
Wenn in der Wüste nun, die sie zurückließ,

Nur Nacht noch war und Einsamkeit und Schweigen,
Dann faßte ihn die Zeit mit Eiseskälte;
Ihm blieb nur noch die Hoffnung ihrer Rückkehr.

Die Theure kam und ging, und ging und kam;
In diesem Kreise drehte sich sein Leben;
Selbst seine Bande lernte er vergessen;
Er hatte eine Qual nur, eine Wonne,
Nur einen allumfassenden Gedanken,
Und um sein innres Leben zu ernähren,
Ein Bild im Herzen, eine Stund' im Tage.

Indessen wuchs sein Körper mit den Jahren,
Und seine Männerschönheit ward vollendet.
Die Seele trug in ihrer schönen Form
Die Züge ihrer Abkunft von dem Himmel;
Der Körper, der die Sklavenkleider trug,
Behauptete das göttliche Gepräge.
Sein sanfter Blick war voll geheimen Feuers,
Und senkte tief sich in die Brust der Frauen.
Als müßte das ihn an den Menschen rächen,
Die Hoheit stund' ihm an der Stirn' geschrieben;
Wie einen Löwen, den sein Herr gebunden,
Bewunderten sie selbst den Schmachbelad'nen,
Und scheu und neidisch floh'n sie seinen Anblick,
Und senkten ihren Blick vor Scham und Achtung;
Nur Daidha wagte es, ihm zu befehlen,
Nur sie sah er, was galten ihm die Andern?
Und las er einen Wunsch in ihren Augen,
Noch eh' sie ihn gedacht, war er befolgt.

So folgt der Leitung einer Kinderhand
Der stolze Stier gefällig ohne Kette.

Indessen fühlte Daidha mit Stolz
Die Herrschaft ihres Blicks und ihrer Stimme,
Und stolz, allein dieß wilde Herz zu zähmen,
Setzt sie in diesen Sklaven ihren Ruhm,
Und sie befahl ihm manchmal vor den Andern,
Zu zeigen, was sie über ihn vermochte;
Und Selma freute sich des Ruhms der Tochter,
Und Phayr jauchzte, diesen stummen Sklaven
Und seine Kraft und Ehre zu besitzen;
Die ganze neid'sche Menge pries ihn glücklich.

Einst sagte Daidha zärtlich und betrübt:
„Ach könnte er doch auch dein Wort verstehen!"
Da hob sie ihre Augen auf zum Himmel,
Und sah auf einem Baume einen Vogel,
Der sie mit lieblichem Gesang entzückte,
Indessen seine Jungen in dem Neste
Sich Mühe gaben, es ihm nachzuthun;
Doch ihre schwachen, ungeschickten Zungen
Verschlangen, eh' sie einen faßten, tausend
Akkorde, dennoch rief die Luft bisweilen
Das Echo ihrer Stimme laut zurück;
Und aus dem Nest, in dem er kaum gesessen,
Antworteten die Töne seiner Stimme.
Da Daidha diesen Wettgesang vernahm,
Fiel sie auf den Gedanken, daß die Vögel
Sich unterrichten und durch Wiederholung

Des nämlichen Akkordes Sänger werden;
Da kam ihr plötzlich Cedar in den Sinn;
Ist er nicht stumm, wie sie? wenn ich es auch so
Anstellen würde, wenn ich dieser Vogel,
Der seinen Jungen vorsingt, Cedarn würde?
Er unterrichtet sie, bis ihre Zunge
Sich an den Laut gewöhnt und ihn erlernt.
Wie machen es die Kinder bei den Müttern?
Sie sehen ihnen ihre Worte ab;
Und vielleicht hatte Cedar keine Mutter?
Wie, wenn ich sie ihm jetzt ersetzen könnte?
Die seinige, mit meiner Zunge lösen?
Die seinige, mit meiner Sprache wecken?
Das Leben dank ich ihm, er würde mir
Den Geist verdanken, welche hohe Wonne?
Ich wußte, was in seiner Augen Tiefe
Zu lesen wäre, und das dumpfe Schweigen
Es träte nicht mehr zwischen unsre Seelen.
Wie müßte dieß die träge Zeit beflügeln!
Ich will es, ja schon morgen will ich's wagen."

Sie eilte fort, als würde sie gerufen,
Und wälzte Nachts den Plan in ihrer Stirne.
Und als das Morgenroth die Wälder färbte,
So eilte sie, ihn heimlich aufzusuchen.
Er lag gerade an des Stromes Ufer,
Der seine Züge aus der Flut zurückwarf.
Voll Staunen und Entzücken, Furcht und Freude
Beugt er sich gegen sich, um sich zu fassen;
Er sah, daß seine Hand die Fläche trübte

Und das bewegte Wasser nur umfaßte;
Es schmerzt' ihn der Verlust, und um das Bild
Aufs Neu' zu sehn, zieht er die Hand zurück;
Und Daidha, lächelnd über seinen Irrthum,
Schleicht sich von Baum zu Baum ihm immer näher,
Mit leisem Schritte und gehalt'nem Odem,
Auf weichem Moose bis zu einer Weide,
Und faßt die grünen Zweige mit den Händen,
Und beugt den Nacken über seine Schulter;
Das Wasser, welches unter ihnen gleitet,
Zeigt nun statt einer zwei so schöne Stirnen.
Da er das sanfte Antlitz Daidha's
Erblickt, nimmt er das Bild für Wirklichkeit,
Glaubt, daß der Fluß den schönen Körper raube,
Den er am End' der Welten holen würde,
Stößt einen Schrei aus, stürzt sich in die Flut,
Um sie zu retten aus dem Strom und Tod,
Und tauchet dreimal nieder, endlich hört er
Den Ruf des Mädchens, das entzückt und ängstlich
Zuerst mit Lachen, dann mit Thränen zusieht.
Er kommt und seitdem wußte Selma's Tochter,
Mit welcher Gluth er liebt', und liebt' ihn wieder.

Damit er den Versuch nicht wiederhole,
Setzt sie mit ihm sich an das Ufer nieder
Und zeigt ihm mit dem Finger, daß das Wasser,
Wie sie und ihn, die Bäume und die Händen
Durch das zurückgeworfne Bild verdopple,
Und seitdem liebt er namentlich den Fluß,

Der Daidha in seiner Flut verdoppelt,
Und suchte sie sogar dort, wenn sie fern war.

Dann ließ sie wie ein Kind ihn buchstabiren,
Und sprach das Wort und zeigte, was es nannte.
Das erste, das er lernte, war ihr Name;
Der süße, schöne Name Daidha
Floß hundert Male über seine Lippen,
Und jedesmal, so oft sein Herz ihn nannte,
So half sie ihm und lohnte ihm mit Lächeln.
Wer könnte ihren süßen Wahnsinn schildern?
Da sie das erste Mal ihn nennen hörte,
Den eignen Namen aus dem Mund der Liebe,
Ihr Wesen schien in diesem Wort verdoppelt;
Sie lebte zweifach, nicht nur in ihr selbst,
Auch in der Seele dessen, der ihn nannte.
Auf Daidha antwortete sie Cedar.
Im Augenblick verschmolzen beide Worte;
Sie wiederholten sie wohl tausend Mal
Zwei Tönen gleich des nämlichen Akkords;
So oft sie sie auch wiederkehren ließen,
So nannten sie sie nur, sie zu verschmelzen.

Bei jedem Ton las Cedar das Entzücken
In Daidha's freudestrahlendem Gesicht.
Da er das Glück bemerkte, das er schuf,
So lauscht' er selbst beglückt den süßen Tönen
Des theuren Mundes und fing an zu fragen,
Um nur ihr sanftes Lächeln zu gewinnen.
Er zeigte ihr etwas, das sie dann nannte,

Und er versucht' es alsbald nachzusprechen,
Ihr holdes Lächeln, ihre Silberstimme
Senkt' ihm das Wort durch Aug' und Ohr ins Herz.

Vor Allem frug sein Auge nach den Dingen,
Die an Daidha namentlich entzückten:
Der Stirn', dem Aug', dem Mund, den Perlenreihn,
Die zwischen ihren Rosenlippen lagen?
Dem Arm, dem Fuß, dem schwarzen Seidenschleier,
Der ihren ganzen Körper ihm verhüllte?
Dem Eindruck ihrer Tritte auf dem Grase?
Dem wonn'gen Beben, wenn sie vor ihm stund,
Dem schweren Herz, wenn sie nicht nahe war?
Dem Wesen jenes Bildes, das ihm stets
In Aug' und Ohr und in Gedanken lebte?
Von ihrem Sein dann kam er auf ihr Thun;
Und emsiger ward sein Geberdenspiel,
Und seine Seele wurde immer lichter,
Und seine Frogen gingen immer weiter
Mit einem Male durch die ganze Schöpfung;
Das Firmament, die Erde, die ihn trug,
Den Baum, worauf der Vogel sang, den Fluß,
Die Pflanzen und die Blumen und die Heerden;
Kurz Alles, was das Auge vor sich sah,
Was der Gedanke in sich fassen konnte,
Die Stille, das Geräusch, die Nacht, das Licht,
Was geht, was fliegt, was schwimmt, was schwebt, was leuchtet:
Das wollt' er Alles nach einander wissen.
Es ward genannt, und drang in seine Seele

Das Wort erst schien die Welt für ihn zu schaffen.
Und Daidha lohnte, trunken vor Entzücken,
Ihm jedes Wort mit süßen Liebesblicken.
Dann schritt sie langsam über das Gefilde,
Wie Jemand, welcher etwas Großes sinnt,
Und barg in ihrem jungfräulichen Herzen
Das Glück und das Geheimniß ihrer Liebe,
Und Cedar stund bewegungslos am Ufer
Und drückt' ihr Bild in seiner Seele Tiefen.
Zwei klare Flüsse zogen durch die Wiesen,
Von schmalen Ufern waren sie umschlossen;
In jedem badete ein and'rer Himmel,
Und spiegelt sich ein anderes Gestade;
Die Blumenwand, die neidisch sie geschieden,
Wird nur an einem Sommertag durchgraben,
Und die befreiten Fluten suchen sich
Und finden sich in seliger Umarmung;
In beiden badet nun der gleiche Himmel,
Und spiegelt sich das nämliche Gestade:
So hatte hier die Scheidewand der Sprache
Die Seelen beider Liebenden getrennt;
Und diese Scheidewand war nun gefallen,
Und die Gedanken floßen in einander,
Es strahlte in dem Spiegel ihres Innern
Nur noch ein einz'ges Bild, ein einz'ger Himmel,
Und ihre Seelen hatten sich verschmolzen.

Von nun an wurde an der Flüsse Ufer
Und auf den Bergen täglich unterrichtet,
Und bald entwickelte sich Cedar's Sprache

Wie eine Blume an der Frühlingssonne.
Und welche Sprache! jene hohe, reine,
Wo jede Sache sich im Worte spiegelt,
Sich in der Sprache die Natur enthüllt,
Und Sprechen so viel ist, als Malen, Zeichnen.
Noch trübte nicht der Mensch in seinem Wahne
Den Spiegel, worin Gott ihn lesen hieß,
Und baut' sein mattes Wort auf seine Trümmer
Und stellt' es frevelnd über Gottes Wort.

Bald wurden die Gespräche inniger
Und länger und umfaßten höh're Dinge.
In ihrer Unschuld deutete sie ihm
Des Himmels und der Menschheit Urgeschichte
Aus jener wundervollen Mährchenzeit,
Wo Träume, sich von Mund zu Mund vergrößernd,
Am falschen Licht der Sagenwelt gefärbt,
Den Geist mit tausend Täuschungen umfingen,
Wie vor dem Tagesanbruch nur Phantome
Das trügerische Zwielicht in sich hüllt.
Sie sprach von den Familien der Götter,
Wie Jeder einen Theil der Welt geschaffen,
Wie Manche, welche in des Himmels Kämpfen
Gefallen, nun verbannt auf Erden leben;
Die Luft, das Meer, das Feuer und die Erde
Ein Jedes einem andern Herrn gehorche;
Und wie sich um die Herrschaft über Pflanzen
Und Thier und Menschen stets die Götter streiten;
Wie sie in der Gestalt der Elemente
In wildem Grolle auf einander stoßen;

Die einen uns wie ihre Brüder lieben,
Die andern uns als bittre Feinde hassen.
Wie sie, um unsre Augen zu betrügen,
In einem Gras, in einem Stückchen Holz,
In einem Stein bisweilen sich verhüllen,
Wo man sie durch Verehrung fesseln könne,
Durch Zorn beherrschen und durch Thränen rühren
Wie jeder Stammsgenosse außer'm Sklaven
Und Hund und Zebra seine Götter habe.
Dann ging sie auch noch auf den Menschen über
Und sprach von seinem Sein und seinem Treiben;
Wie Söhne von dem Vater stammen, wachsen,
Und später mit den Töchtern sich vermählen.
Und wie das Weib, wenn sie ein Kind gebäre,
In seinen Brüsten einen Brunnen habe,
Den, bis das Kleine gehn und sprechen könne,
Die Mutterliebe nicht versiegen lasse;
Und wie die Menschen von den guten Göttern,
Wohin sie kommen, Speis' und Dach erhalten,
Und wenn der Pfeil der Riesen sie verschone,
Gesund und frisch dreihundert Jahre leben;
Und wie der Tod, in seinem dünnen Schleier,
Ein langer Schlaf nur in der Erde sei,
Und wie man schlafend dort dasselbe thue,
Was man in seinem Leben schon gethan,
Das zarte Kind mit seiner Mutter kose,
Die Gattin an der Brust des Gatten ruhe,
Die Heerden friedlich auf den Triften weiden,
Die stolzen Riesen nie hinunterkommen,
Und in der Grabesnacht, die von den Strahlen

Des Friedens und der Ruh erleuchtet werde,
Des Hasses Götter keine Stätte finden,
Die guten Götter dort allein regieren,
Und nur dem Wort der Freunde an die Todten
Die Störung dieser Stille nicht verboten.

Sein ganzes Ohr lieh Cedar diesen Reden
Und saugt' Erkenntniß von den süßen Lippen;
Er war das Kind, das eben reden lernt
Und Alles gläubig hinnimmt, was man sagt.
So wie wir aus dem Schoos der Mutter kommen,
In einen Menschendunstkreis eingehüllt,
Mit menschlicher Gestalt: so mußte er
Durch diese Lehre der Natur erst werden.
Er wurde Mensch von Herzen und von Sinnen,
Und ihre Art zu sein ward ihm Gewohnheit.
Er unterschied sich nur noch durch die Knechtschaft.
Einst fragt' er, sich bei dem Gespräch vergessend,
Was Daidha das Mark erbeben machte:
„Die Eifersucht der Männer," sagte er,
„Gibt sie den Sklaven niemals Gattinnen?
Wenn eine vor uns ihre Blicke senkt,
Ihr Herz austauscht, was sagen dann die Alten?"
Sie wurde schreckenbleich bei diesen Worten
Und senkte ihren Blick zur Erde nieder.
„Die Sklaven," frug sie, „haben sie denn Götter,
Und Söhne, sie, die keine Ahnen haben?"
Auf einen großen Haufen Steine weisend
In einer öden Lage hart am Strome
Begann sie wieder mit gedämpfter Stimme:

„Einst, ach man hat mir's hundert Mal erzählt,
Einst war ein Mädchen . . . . (Schande ist ihr Name),
Die Steine über ihr sie wachsen täglich,
Mit weggewandtem Blick und einem Fluch
Wirft Jedes, wenn es dort vorübergeht,
Auf jenen Haufen einen neuen Stein
Und spricht: „„Auf solche Weise sterbe Jede,
Und mit dem gleichen Schimpfe, die ihr nachahmt!““

Von diesem Tage wurde Cedar immer,
Wenn Daidha nahte, träumerisch und scheu,
Man sah den Kampf auf seinem Angesichte,
Die Liebe rang mit einem schwarzen Bild;
Er lauschte nicht mehr ihren süßen Reden,
Die trüben Blicke senkten sich zu Boden,
Und seine Haut zog sich oft schnell zusammen,
Wie tiefes Denken unsre Stirne faltet,
Sein Gram vermehrte ihre Zärtlichkeit,
Denn um den Schein von Kälte zu besiegen,
Bestrebte sie sich durch erhöhte Liebe,
Den Nebel seines Kummers zu zerstreuen.
Wenn sie bisweilen ihren Zweck verfehlte,
So setzte sie sich traurig zu ihm nieder
Und legte ihren Kopf auf seine Kniee,
Als reichte ihr ein Bruder diese Stütze,
Und sah ihm stumm und ängstlich ins Gesicht,
Und ihre Augen füllten sich mit Thränen,
Und wie zwei Blüthen, die vom Baume fallen,
So stahlen sich zwei Tropfen aus den Wimpern,
Und fielen brennend auf die Kniee Cedars,

Und ihre Locken streiften seine Haut,
Und die zwei Rosenhügel ihres Busens,
Von ihres Kummers Last geschwellt, verdrängten
Bei jedem Odemzuge ihren Schleier,
Wie wenn der Abendmond das Wasser kräuselt,
Zwei Lilien, welche auf den Wellen treiben,
Abwechslungsweise sinken und sich heben.
„Warum denn," fragte sie mit leisem Tone,
In dem ein stiller Vorwurf lag, „warum denn
Erscheinst du, wenn ich rufe, jetzt so langsam?
Da du nicht sprachest, hörtest du mich besser,
Du eiltest, wenn du meinen Tritt vernahmst.
O wüßt' ich, Cedar, deines Kummers Quelle!
Macht die Verbannung dich vielleicht so traurig?
Fühlst du vielleicht, seitdem sich meiner Stimme
Dein Herz erschloß, die Sklavenfesseln stärker?
Und glaubst du dich durch dieses Band erniedrigt?
Wenn das ist, komm, o komm, daß ich es löse,
Reich mir den Fuß, den Arm, den Hals, die Schulter.
Nun bist du frei, nun lauf, wohin du willst!
Geh in den Wald, wo deine Mutter ruft!
Es wird dich Daidha lieben, wenn du bleibest,
Und ihre Glieder statt den deinen geben,
Wenn du zu deinen Fesseln nicht zurückkehrst.
Nimm deine Freiheit hier aus meiner Hand,
Man hat sie meinetwegen dir genommen,
Löst dich mein Tod, was soll mein Leben frommen?"
Die siebenmal umschlungnen Bande fielen,
Und Cedar sprang gleich einem stolzen Stier,
Sobald sein Joch zu seinen Füßen rollt,

In der Vollendung seiner Männerschönheit;
Er tilgte freudig seiner Fesseln Spuren,
Zerbrach in seinem Kraftgefühle Palmen,
Und warf mit einem Schrei sich in den Fluß,
Und kämpfte mit den Wellen und der Strömung
Und kam von seinem Schaume rauchend wieder,
Und trank die Luft, gleich einem wilden Renner,
Setzt' über Berg und Thal mit einem Sprunge
Und schien im Wald auf immer zu verschwinden.
Erschrocken über seine schnelle Flucht
Streckt sie die Arme aus und sah ihn nimmer;
Doch plötzlich fliegt er schneller als ein Hirsch
In prächt'gem Lauf und liegt zu ihren Füßen
Und legt die Hand an ihre heiße Stirne
Und spricht: „du zitterst ja am ganzen Körper.
Besorgtest du, ich werd' im Walde bleiben?
Dein Sklave werde flieh'n und nimmer kehren?
Dich zu beruh'gen, dort nimm meine Fesseln.
Doch nein, nicht diese sind es, die mich halten.
Ich brauche dieser traur'gen Bande nicht.
Die Augen meiner Schwester binden mich;
Mich hält der süße Wohlklang deiner Stimme;
Mich hält der Feuerschauer, den ich fühle,
Wenn deine zarten Hände mich berühren;
Mich hält die Stunde, da ich deiner harre;
Mich hält dein Strahlenbild in meinem Herzen.
Das sind die Fesseln, die ich trage, liebe,
Und die du selber nicht zerbrechen könntest,
Die Niemand mir gemacht und angelegt,
Die ich in meinem eig'nen Herz gewoben.

Schenk' tausend Mal mir die geliebte Freiheit,
Ich lege stets mein Leben dir zu Füßen;
Ich kehre immer wieder, denn ich will
Dein Sklave sein, dir meinen Nacken beugen."
Sie weinte bei den sonderbaren Worten,
Und Cedar sprach: „Du meines Herzens Gott,
Mein Vater, meine Mutter, meine Heimath,
Mein Lebensquell und meine Geistesnahrung,
Du Sonne meiner glutentflammten Tage,
Du Mond der klaren sternenkalten Nächte,
Du liebliche Gazelle, deren Augen
So sanft sind, daß der Löwe sie beleckt.
Hier bin ich! Sieh, wie fest du mich besitzest!
Wie deinen leisen Wünschen ich gehorche!
Wie ich den Wald auf deinen Wink verlasse,
Um deine süßen Augen zu betrachten
Und meine Sklavenbande selbst zu küßen!
O fürchte nie, dein Löwe werde fliehen;
Er werde seines Kerkers müde werden,
Auf seinen Namen einst nicht Antwort geben!
Wo du nicht weilest, da ist ihm die Wüste!
Was jenes Feuer, das vom Himmel wandelt,
Die Sonne, in der heißen Zeit den Pflanzen,
Das ist dein Flammenauge meinem Herzen!
An jedem Orte, wo dein Blick mich träfe,
Da würde er mich in den Boden wurzeln!
Doch sag mir nur ein Wort aus deinem Munde,
Was man dem Hunde sagt, der uns beleckt!
O öffne nur ein wenig deine Lieder!
O lege deine Hand auf meine Haut,

Damit ich jene Wonneschauer fühle,
Wie eine Palme die der Wind durchschüttert!!!"

Und Daidha, welche seine Worte schreckten,
Erfüllte seinen Wunsch in ihrer Unschuld,
Und ließ ihr blaues Auge auf ihm ruhen
Und eine feuchte Flamme auf ihn strahlen,
Und gönnt ihm lächelnd ihre süße Stimme,
Und strich ihm ihre weichen Rosenfinger,
Durch seine Haare, ließ ihn, wie er wünschte,
Gleich einem Hund zu ihren Füßen liegen,
Ihr durch die Wälder folgen, sie erwarten
Und plötzlich hinterrücks sie überraschen.
Die Stunden flohen gleich den Augenblicken,
Und jeder Tag erneute das Entzücken.

Die Sonne neigte sich, die Schatten wuchsen
Und senkten sich schon um die Hügel nieder,
Die Palmen wurden alle Tage kahler.
Aus Furcht die scharfen eifersücht'gen Blicke
Der Kinder Phayr's möchten es entdecken,
Das heilige Geheimniß ihrer Liebe,
Legt' Daidha ihm die Fesseln wieder an,
Das Zeichen seiner Schmach mit Thränen netzend.

Die Zeit vollendete die Reize Daidha's,
Und ihren höchsten Schmuck gab ihr die Unschuld;
Doch trat die Liebe schon vor ihr Bewußtsein,
Und quälte sie mit unbestimmter Angst.
Stets träumerisch und traurig ohne Cedar,

Verzog ihr Fuß doch scheu, wenn sie ihm nahte;
Wie eine nackte Jungfrau vor dem Manne,
Erglühte sie vor Scham bei seinem Anblick,
Und seine Worte machten sie erbeben,
Ihr Ton versagte, wenn sie sprechen wollte;
Gleich einem Kind vor seinem strengen Lehrer
Verstummte sie und wurde ganz verwirrt;
So mochte Eva vor dem Schöpfer stehen,
Da sie den Apfel in den Händen hielt.
Oft wagte sie es nicht ihn anzureden;
Sie stellte heimlich, ohne was zu sagen,
Den Milchnapf und die Früchte auf den Stein,
Und ging dann eilends hinter die Cypressen;
Doch kehrte sie wohl hundertmal zurück,
Um ihn zu sehn, und wenn sie ihn nicht fand,
So härmte sie sich bis zum nächsten Tage.

Bisweilen setzte sie sich fern von ihm
Und hielt, das Kinn auf ihre Rechte stützend,
Das Auge stundenlang auf ihn gerichtet, —
Wie man ein Wesen aus der Fern' bewundert,
Weil man sich nicht in seine Nähe wagt, —
Und starrte wie bewußtlos in die Lüfte,
Als wollte ihre Träume sie verfolgen,
Und blickte dann so traurig auf die Erde,
Daß Cedar nicht mehr länger schweigen konnte:
Er trat zu ihr, und sprach mit sanfter Stimme:
„Was hast du denn?" Da schrack sie plötzlich auf,
Und große Tropfen netzten ihre Wangen,
Die sie mit trübem Lächeln trocknete;

Doch floh die Trauer bald mit ihren Träumen,
Und Scherze sprangen über ihre Lippen,
Und sie berauschte sich mit süßen Worten,
Um ihren tiefen Kummer zu vergessen.

Dann ging sie langsam mit gesenktem Blick
Und voll Gedanken wieder in die Höhle.
Sie merkte wohl in der Zerstreuung nicht,
Daß ihre Reize so bewundert wurden,
Und sah sie Männerblicke auf sich ruhn,
Verwünschte sie im Innern ihre Schönheit.
Sie wollte häßlich sein für jeden Andern,
Und schön und sichtbar nur für ihn allein.
Vergeblich warf sie über ihre Reize
Den dichten Schleier der Gleichgültigkeit;
Noch mancher Jüngling schmeichelte sich Hoffnung,
Sie mit der Liebe trunknem Blick betrachtend.
Die Söhne Phayrs murrten täglich lauter
Ob der verschobnen Wahl der Allersehnten:
„Des Weinstocks Blüte hat das Thal durchduftet,
Die volle Traube prangt in ihrer Reife;
Man wartet nicht auf eine andre Blüte,
Man wartet nicht auf einen zweiten Lenz,
Das Kind riecht ihren süßen Duft und pflückt sie.
Sonst bleicht der frost'ge Herbst die dürren Blätter,
Des Winters Stürme wehn, die Beeren fallen,
Und Vögel picken an den kostbar'n Früchten."

Die Väter selber wurden unzufrieden
Und schickten drei Gesandte ab an Phayr,

Die Folgendes mit ernster Miene sprachen:
„Das störr'ge Schaf hält seine Milch zurück;
Läßt man ihm, Vater, diesen Eigenwillen,
Daß es am Abgrund Milch und Wolle lasse?
Nein, der besorgte Schäfer bringt sein Lamm,
Das neben ihm vor Durst und Hunger blöckt;
Die Mutter horchet diesen Klagetönen
Und ihre Milch, die sie zurückehalten,
Wird durch des Hirten Hand hervorgelockt;
Ein Huhn, ein Pfau verlegen ihre Eier,
Läßt man sie, ohne Nest und ohne Junge,
Die schönen Früchte für die Füchse legen?
Nein, nein man sucht sie auf den fernen Felsen
Und sammelt sie mit Sorgfalt auf dem Moose,
Und Abends kommt die Henne und entdeckt sie,
Und brütet sie mit ihrer Liebe aus;
Bald schlüpfen dann die Küchlein aus der Schale,
Und trippeln gluckend vor ihr her im Grase."

Der Greis und Selma hörten diese Sprache,
Und konnten diese Bilder trefflich deuten.
Doch wenn sie selber also sprechen wollten,
So mochte sie das störr'ge Kind nicht hören,
Verzog die Lippen und erhob die Schulter,
Und ging hinaus und weinte bittre Thränen.

Doch die Bewerber ließen sich nicht schrecken,
Und suchten ihren harten Sinn zu beugen,
Und fragten schüchtern ihres Herzens Stimme
Zuvor in einer stummen Zeichensprache,

Wie man in jener Zeit der Poesie
In zarten Punkten oft mit Bildern fragte,
Und eben so verschob, verwarf und annahm.

Das schönste Kalb in seiner ganzen Heerde
Nahm seiner Mutter Segor, Abniel's Sohn,
Und stellte Nachts es zu dem jungen Vieh,
Das Daidha den andern Morgen zählte.
Es läuft herum — indeß er heimlich lauscht —
Und sucht sich ängstlich eine neue Mutter.
Statt es zu den Kameelen hinzuführen,
Vertreibt das Mädchen es von allen Ziegen,
Und läßt es einsam zwischen lauter Dornen
Den ganzen Tag vor Durst und Jammer brüllen —
Und düster schleicht der Arme sich von hinnen.

In einem Nest von Schilfrohr legte Abna,
Sohn Kalem's, Eierchen an ihre Schwelle,
Kam sie dann gegen Morgen aus der Grotte,
Und nahm die weißen Eier in die Pflege,
Und legt' der Taube sie zum Brüten unter,
Und ist neun Tage lang für sie besorgt,
So wußte er auch, daß das Ohr des Mädchens
Ihn hören und mit Liebe pflegen würde.
Er harrte ängstlich an dem Thor der Höhle;
Doch Phayr's Kind erschien den andern Morgen,
Und sah das Nestchen auf dem Moose liegen
Und stieß es mit dem linken Fuße fort,
Daß alle Eierchen am Fels zerbrachen, —
Und Kalem's traur'ger Sohn kam nimmer wieder.

In einer Nacht trat Ormid's Sohn, Zebdani,
An den geweihten Eingang ihrer Grotte
Und drückte heimlich in den Sand der Schwelle,
Den Selma rein geglättet, seine Sohle.
Trat Morgens dann das Mädchen vor die Thüre,
Und sah die Spur des Fußes an dem Eingang,
Und drückte dann, anstatt sie zu verwischen,
Daneben ihre eigne Sohle ein,
So las der Jüngling, der von ferne lauschte,
Die Wonne der Erhörung in dem Sande.
Das Mädchen trat zuerst aus seiner Höhle,
Und sah die Spur von einem Männertritt,
Und löschte sie mit ihren Fingern aus,
Und warf den Sand verächtlich in die Lüfte, —
Und der Verschmähte weinte seiner Liebe.

Nun traten auch die Weiber noch ins Mittel.
„Vielleicht," so sprachen sie zu Daidha's Mutter,
„Hegt deine Tochter eine stille Liebe
Und ist zu schüchtern, sie dir zu bekennen.
So laßt uns denn — sie selbst soll es nicht wissen —
Aus ihrer Seele das Geständniß locken.
Die bloße Miene soll es uns verrathen,
Dann können wir ja selbst die Hochzeit stiften."
Man gab es zu, und als der Tag sich neigte,
Begann die Probe an dem treuen Herzen.

Sie war so eben erst zurückgekommen,
Und stund ganz nackt im Hintergrund der Grotte.
Wie der Cypresse oder Trauerweide

Gebogne Zweige sich zur Erde senken,
Und mit des Morgens Thränen sie zu tränken,
So wallten über ihre runden Glieder
Die rabenschwarzen Haare kosend nieder;
Die Wellen, die von Zeit zu Zeit sich heben,
Verliehen diesem Götterbilde Leben
Und lassen oft durch unverseh'ne Lücken,
Wie, wenn ein Lüftchen weht, das Sternenlicht
Oft plötzlich zitternd durch das Laubwerk bricht,
Den Glanz der blendend schönen Formen blicken.
Man könnte Göttin sie der Nacht begrüßen,
Die sich in ihre reinste Schwärze hüllte,
Wenn sich von diesem wundervollen Bilde
Nicht Worte und Gelächter hören ließen.
Die Mutter fragte: „Nun, beginnen wir?"
Hob einen Theil von ihrem Haare auf,
Und breitet ihn aus in eine Fläche,
Gleichwie ein Weber, der sein Garn zurechtlegt,
Und klüglich an den Webestuhl befestigt,
Wo seine Schifflein hin und wieder schießen;
Dann nahm sie Blumen und genetzte Fasern,
Und zierlich ausgeschnittne Palmenblätter,
Flußperlen auch und rothe Pflanzenkörner,
Und reichte ihrer Tochter sie entgegen,
Und diese nahm sie mit gebognem Körper,
Und steckte sie mit einem langen Dorn,
Der ihr statt einer Nadel dienen mußte,
Durch jene Fasern nach einander ein,
Wie man die Maschen eines Netzes flicht,
Und ließ sie zwischen ihren Seidenhaaren,

Die nach dem Takte ihres Odems bebten,
Gewandt und zierlich hin und wieder gleiten,
Indem sie ihre Nadel durch den Zettel
Des Haars nach außen und nach innen führte;
So wob sie von den Füßen bis zum Gürtel
Den Schleier, den ihr die Natur gegeben.
Und wie sie Maschen nun an Maschen reihte,
Schattirte diese Schürze sich mit Blumen;
Denn künstlich flocht sie zwischen weiße Rosen
Das schöne Himmelblau der Jungfernkronen;
Die gelbe, lieblich duftende Narzisse
Und alle Arten Wasserlilien,
Und prächt'ge stern- und sonnenförm'ge Blumen
Und Perlenmuscheln von dem reinsten Glanze
Ertheilten diesem seltsamen Gewebe
Die schönste Farbenpracht des Königsvogels.
So machten sich die Frauen jener Tage
Ihr Kleid, das Schmuck zugleich und Schleier war.
Was nur das Morgenland in seinem Lenze
An Farben, Licht und Wohlgerüchen hatte,
Ward jenem fernen Schönheitssinn geopfert,
Den die Jungfräulichkeit der Jungfrau gab.
In Farbenglanz und Wohlgeruch gekleidet
Erschien sie wie lebend'ger Blumenpfeiler
Und fesselte die Sinne und das Herz
Mit einer dreifach reizenden Berauschung.
Und wenn der letzte Hauch die Lilien bleichte,
Die dieses wallende Gewebe schmückten,
Und wenn die letzte Purpurrose welkte,
Erneuerte man dieses Kunstgeflechte.

Und dieß geschah an einem Feiertage,
Wo sich die Frau'n einander überboten,
Durch Lieb' und Kunst die Männer zu entzücken.
Doch um den flücht'gen Einschlag zu vollenden,
Bedurft' es einer aufmerksamen Hand;
Denn wurde diese Arbeit unterbrochen,
Ein einziges verwobnes Haar zerrissen,
Entfiel der Weberin der ganze Eintrag,
Und löste wie ein Netz sich ohne Maschen;
Auf einmal sah nun die betrog'ne Schöne
Das ganze prächt'ge Blumenwerk am Boden.

Im Augenblick, wo eben das Geflechte
Die allergrößte Sorgfalt forderte,
Vernahm man einen Lärmen an der Schwelle
Und mit den Worten stürzt ein Weib herein:
„Ach Segor, Abniel's Sohn, er ist ertrunken!"
Und Selma, welche die Erschrockne spielte,
That einen Schmerzensruf und rang die Hände;
Und Daidha entfärbte sich vor Schrecken,
Und eine Thräne trat ihr in das Auge,
Und ihre Hände stockten in der Arbeit;
Doch auch nicht eine Thräne fiel zu Boden,
Und zitternd nahm sie ihren Faden wieder.

Da hieß es plötzlich: „Abna, ach ich bebe!
Im Walde hat ein Löwe ihn zerrissen,
Und seine Brüder, die der Schreck fast lähmte,
Sie suchen sein Gebein, es zu begraben."
Die Weiber schienen wie vom Blitz getroffen,
Die ganze Höhle wiederhallt von Klagen,

Und des geprüften Kindes Knieen wanken,
Die Nadel zittert, doch kein Haar zerreißt.

Ein neuer Schreckensruf: „O Jammer, Jammer,
Laßt Thränen regnen, schlagt an eure Brust,
Ach, Ibnim's ganze Hoffnung ist dahin,
Zebdani hat der Jägerpfeil durchbohrt."
War vorher schon der Jammer grenzenlos,
Gerieth jetzt Alles vollends in Verzweiflung;
Und Daidha weinte über ihre Brüder;
Doch lassen keine Thränen, keine Schrecken
Den ganzen Einschlag aus den Händen gleiten;
Sie konnte immer noch ihr Herz bemeistern,
Und unterbrach zwar jedesmal die Arbeit,
Ließ aber niemals das Gewebe reißen.
Die Mütter tauschten einen Forscherblick,
Da sie die Ruhe Daidha's bemerkten,
Worauf sich eine insgeheim entfernte,
Und eilends mit der Nachricht wiederkehrte:
„O Tag des Unglücks, Phayr, deine Sklaven
Zerbrachen im Getümmel ihre Fesseln,
Und Cedar, Phayr, Cedar, deine Stütze —"
„Was ist's denn," fragt der Greis. — „Er ist entfloh'n."
Bei diesen Worten, bei dem lieben Namen
Läßt die Unglückliche die Nadel fallen,
Die Haare reißen, und der ganze Einschlag
Rollt Masch' für Masche auf den Boden nieder;
Sie tritt ihn heftig unter ihre Füße,
Und stürzte außer sich vor Schrecken fort.
Die Weiber aber öffneten die Arme

Und sperrten ihr den Weg, und Selma rief:
„Sei nicht zu schnell zur Schande, meine Tochter,
Zurück, es ist nichts wahr von diesem Allem,
Als deine Schmach, nichts wahr, als dein Geschrei,
Das dich so eben schändlich hat verrathen;
Das Phayr alles Blut zum Herzen treibt.
Was? Selma's reife Frucht für einen Sklaven!
Zerschmettert sie, ihr Mütter, die uns trotzt!
Begrabet, Höhlen, sie mit euern Trümmern!
Zerbrechet, ihr verrätherischen Götter!
Verhehlet es, o Mütter, euern Töchtern!
Die Schreckensnachricht könnte sie versteinern;
Die Schwestern würden sprechen, wißt ihr auch?
Ein freies Herz schlug einem schlechten Sklaven.
Der Väter Blut, wenn sie es dort erführen,
Es würd' vor Scham und Zorn im Grabe sieden;
O flieht von dem entweihten Ort! Verlaßt mich!
Und du, jetzt nicht mehr meine Tochter, du
Verbirg dich in die Nacht der Schmach, der Erde.
Nie blicke mehr die Sonne auf dein Haupt!
Nie sehen deine Augen mehr den Tag!
Bis deine Galle deine Liebe trinkt,
Bis deine Thränen, deine Lippen bleichen,
Und du zu meinen Füßen sinkst und sprichst:
Das bittre Wasser meiner Augen hat
Die Schmach von meinem Herzen abgewaschen,
Gebt Euer Kind dem Sohne Eurer Väter!“
Sie faßte sie an einer langen Flechte,
Wie einen Hund am Strick und schleppte sie
Bis in den finstern Hintergrund der Höhle,

Wo Bäume ihre Wurzeln durchgetrieben,
Und band sie mit den Haaren an die Wurzeln,
Und ließ sie dort, wie eine Gottvergess'ne.
Dann warf sie ihrem Gatten sich zu Füßen,
Und sprach voll Ingrimm: „Tödten wir den Sklaven,
Sonst kommt die größte Schande über uns."
Der Greis erwiderte: „Leichtes Weibervolk,
Welch ein Verbrechen hat er denn begangen?
Wenn diese Hand den Stein auf ihn geworfen,
Kannst du sie ohne Schauer dann berühren?
Ist's ein Verbrechen für den stolzen Löwen,
Wenn er mit seiner goldnen Mähne prangt?
Ist's ein Verbrechen für die Feuersonne,
Wenn sie die schwachen Augenlider blendet?
Ist Cedar ein Verbrecher, wenn ihn Daidha
Mit einem mitleidsvollen Blick betrachtet?
Hab' ich so lang gelebt, um nicht zu wissen,
Daß euer Blick nicht eure Herzen spaltet,
Und daß die Strömung weniger störrig ist,
Als des verliebten Mädchens weiches Herz?
Was heute kommt, ist morgen wieder fort,
Und jede Nacht hat ihre eig'nen Träume;
Die Zeit erlöscht ein nicht genährtes Feuer.
Entferne sie von ihm nur wen'ge Tage.
Wir schicken ihn mit unsern fetten Heerden,
Die er vermehrt, auf die entfernten Berge.
Bewache deine Tochter als Gefang'ne,
Bis ihre Thränen ihre Glut ersticken.
Bald wird sie eine and're Liebe fühlen,
Das Herz ist eine reiche, tiefe Quelle,

Die nie versiegt, und wenn man ihrer Strömung
Entgegen tritt, sich eine andre öffnet.
Er legte seine Vaterhand auf sie,
Gleich einem Leun, den die Gazelle leckt,
Und senkte Ruh mit seiner Liebe Worten
In seiner Tochter Herz und ihre Augen.
Der milde Schlaf besuchte ihre Höhle,
Nur einsam trauerte noch eine Seele.

Indeß die Hirten ihre Heerden tränkten,
Verbreitete sich plötzlich das Gerücht,
Die Perle Phayr's sei entweiht, verloren,
Vom Aug' des Fremden Daidha bezaubert.
Ein drohend Murmeln hört man überall,
Und die empörte Menge suchte Cedar.
Der Sklave ohne Waffen, ohne Richter,
Verfolgt von einer wuthentbrannten Menge
Sucht Hülfe vor der Schwelle seines Herrn;
Die Weiber, Kinder rennen ihm voraus;
Und seine Gegner seines Jammers spottend,
Ergriffen feige diesen günstigen Anlaß,
An dem Verhaßten schrecklich sich zu rächen.
„Du also," schrieen sie, „gemeiner Schakal,
Du stiehlst die Herzen unsrer keuschen Schwestern?
Schmachvoller Stummer, nicht einmal ein Mensch,
Ein Vieh, dem selbst sein Name nicht bekannt ist!
Du, dessen bloßer Anblick schon besudelt!
Den Hund und Esel von sich jagen würden!
Du bist nach unsrer Augen Wonne lüstern!"
Mit dem Gelächter mischte sich die Wuth;

Man überbot sich in Beschimpfungen;
Man streut ihm Staub und Sand ins Angesicht,
Wirft ihn mit Koth und Steinen, spuckt ihn an,
Schießt Pfeile auf ihn, wirft ihn dann zu Boden
Und tritt den Unglückseligen mit Füßen.
Und weil man es nicht wagt, ihn zu ermorden,
So fühlt man seine Wuth auf jede Weise
Und läßt ihn endlich halb gesteinigt liegen;
Die Schrift des Todes stund auf seiner Stirne.

Und du Gebund'ne, da du diesen Aufruhr,
Der dem Geliebten galt, vernehmen mußtest!
Du arme Jungfrau, was beganneſt du?
Sie wagte nicht, die Mutter zu erwecken,
Und horchte still dem gräßlichen Getümmel,
Ein jeder Ton fast schlug an ihre Ohren.
Der bittre Spott, die höhnische Beschimpfung
Erfüllten ihre Seele mit Entsetzen;
Wild pocht' und kocht' das Herz in ihrem Busen,
Wie die bewegte Frucht im Mutterleib;
Und jeden Schlag, der schrecklich wiederhallte,
Schien sie an ihrem eig'nen Leib zu fühlen.
Die wilden Schauer, welche sie durchfuhren,
Erschütterten mit gleichem Stoß die Wurzel,
Und ihre siebenmal gebund'nen Haare,
Die Stöße hatten sie schon fast zerrissen.
Bei diesen dumpfen Schlägen, diesen Tönen
Des Schmerzens, welche ihr das Herz durchschnitten,
Versuchte sie vergeblich ihre Haare,
Womit die stärk're Mutter sie gebunden,

Von dieser zähen Wurzel los zu reißen,
Sie schloß sich fast nur um so fester an.
Doch endlich nahm sie in der blinden Wuth,
Gleichwie der wilde Fuchs den Ring der Kette,
Womit er angebunden ist, zerbeißt,
Die schwarzen Haare zwischen ihren Zähnen,
Und biß die Knoten auf, und riß sich los,
Und stürzte sich hinaus vor ihre Höhle.
Ein dumpfes Aechzen leitet ihre Schritte.

Der Halbmond, welcher auf der Berge Gipfeln
Das dunkle Laub der Waldungen bestrich,
Trat kaum hervor, und wen'ge schwarze Stämme,
Auf die noch seine kurzen Strahlen fielen,
Erleuchteten die Nacht mit ein'gem Schimmer.
In diesem Zwielicht tappte sie umher;
Ganz leise trat sie auf, damit das Gras
Dem Tage das Geheimniß nicht verrathe,
Die Arme vorgestreckt, den Kopf gesenkt
Ging sie, wie eine Hindin, die dem Winde lauscht.
Ein leiser halberstickter Odemzug
Entdeckte ihrem Ohre den Geliebten.
Sie beugt sich nieder und erhebt die Arme,
Und blicket auf die blutentstellten Züge.
Auf einem Haufen Steine lag der Sklave
Mit bleicher Stirne und geschloss'nen Augen;
Die Pfeile in dem Körper, hatte er
Im Uebermaß der Marter seiner Schmerzen
Gefühl vergessen und war ganz bewußtlos,
Auf jenem Punkt, wo die betäubte Seele

Den Schlaf allmählig mit dem Tod vertauscht.
Ein kalter Schweiß bedeckte seine Glieder,
Und Streifen Blutes rannen an ihm nieder.
Er war allein bei seinem treuen Hunde,
Der leckte freundlich ihn an jeder Wunde.
Die Freundin lauschte seinen Odemzügen;
Noch schlug sein Herz, und unter ihren Küssen
Kehrt auch die Farbe des Gesichtes wieder;
Die Hoffnung tauchte sich in ihre Brust.
Sie zog die Pfeile, welche nicht geschärft
Nur eine leichte Wunde ließen, aus;
Sie küßte seine wundgeworfnen Schläfe,
Und holte Wasser in der hohlen Hand,
Und reinigte die Haut von ihrem Blute,
Und suchte Kräuter bei dem Schein des Mondes,
Und legte sie mit Sorgfalt auf die Wunden
Noch von des Himmels frischem Balsam triefend,
Und band sie fest mit ihren Ambrahaaren,
Die sich wie Liebesbande um ihn schlangen,
Und löste seine Sklavenfesseln ab,
Damit er leichter Odem schöpfen konnte.
Dann setzte sie sich neben ihn aufs Moos,
Hob sachte seinen Kopf mit ihren Armen
Und legt die süße Last auf ihre Kniee,
Und beugte sich zu seinen Lippen nieder,
Und ihre Haare fielen wie ein Schleier,
Und deckten diese Gruppe, Lipp' an Lippe.
„O Cedar," rief sie zärtlich, „sprich, erwache!
Der Feind ist fort, erhebe deine Augen,
Ich bin bei dir, Geliebter meiner Träume!

Ich habe deine Wunden ausgewaschen
Und sie mit meinem eig'nen Haar verbunden.
Du liegst auf meinem Knie, in meinen Armen,
O könntest du von meinem Hauch erwarmen!"

Wen hätte diese Stimme nicht geweckt!
Sie mußte wieder ihn ins Leben rufen,
Und seine Augen, seine Lippen öffnen.
„Bist du es, Daidha," sprach er, „die ich sehe?
Es ist dein Blick, das Wallen deiner Haare,
Was mich dem Tag, dem Leben wieder schenkt?
Es ist dein Mund ..... O Himmel, fliehe, fliehe!
Du weißt nicht, was sie sagten? wo ich bin?
Daß ich von deiner Mutter Zorn verrathen,
Um deiner Liebe willen starb, du stirbst,
Wenn ....." — „Lieber Bruder," unterbrach sie ihn,
Indem sie ihm den Mund mit Küssen schloß,
„Ich fliehe nimmer, mögen sie mich würgen,
Weil ihre Arglist dich in meinem Innern
Das selige Geheimniß unsrer Liebe
Die wir uns selbst verheimlichten, entdeckten!
Er spreche und ich sterbe! .... Ja, es ist so!
Ich liebte dich! Noch eh ich dich gesehen,
In meiner Kindheit Träumen liebt' ich dich,
Wenn ich die Augen schloß, so sah ich dich,
Wie man im Tod den Geist der Väter sieht!
Da du herniederstiegst, vielleicht vom Himmel,
Erkannt' ich einen alten Freund in dir,
Und hatte dich doch niemals noch gesehen!
Von dir empfing ich meiner Tage Heil.

Nicht deine Stellung hat mein Herz gewonnen,
Nicht Dankbarkeit vermehrte meine Liebe
Die plötzlich aus verborg'ner Quelle brach;
Das zarte Mitleid senkte sie nur tiefer
In dieses Herz, wie man das Samenkorn
Fest in die Erde tritt, damit es keime.
Ich setzte Liebe ihrem Haß entgegen
Und ließ mit ihrem Groll mein Mitleid wachsen
Je mehr sie dich vor mir zu Boden drückten,
So tiefer drückten sie dich in mein Herz.
Die Liebe ist ein unzertrennlich Band.
Von selber trug mein Fuß mich zu dir hin
Und streifte leicht nur an der Halme Spitzen,
Und wenn er sich zur Rückkehr wenden sollte,
So blieb er wie am Boden angeheftet.
War ich mit deinem Schatten heimgekehrt,
So sah ich jeden Augenblick zum Himmel,
Den trägen Lauf des Sonnenballs verwünschend.
Ich hätte jene Stunden, die uns trennten,
So gerne aus dem Ring der Zeit gebrochen;
Du fülltest sie, die Leere meiner Tage.
Wie sich die Pflanze nach der Sonne wendet,
Und ihren Lauf am Himmelskreis verfolgt,
So sah ich immer nur nach deiner Seite,
Und hörte deinen Ton in meinem Ohre,
Wie eine Mutter ihres Säuglings Stimme.
Ich hörte dich im Schweigen meiner Nächte,
Wir sprachen unaufhörlich mit einander,
Und du erzähltest mir von vielen Dingen,
Die mir das Blut in meine Wangen trieben;

Dann lauschte ich mit aufmerksamen Ohren,
Ob nicht die Andern auch davon gehört,
Die Röthe meiner Wangen nicht gesehen?
Doch wenn ich mich dir nahte, war ich scheu,
Und wußte nicht, was ich dir sagen sollte,
Und sagt's dem Wind, damit er's dir erzähle;
Hat er dir nie von meiner Glut gesäuselt,
Wenn du gesenkten Blickes vor mir standest,
Als horchtest du auf ein geheimes Flüstern,
Nur kurze abgebrochne Worte stammelnd?"

„Ich war ein Kind! doch als die Mondeswechsel
Allmählig meinen Geist zur Reife brachten,
So schwand das Glück, und nur die Liebe blieb.
Du weißt es, wie sich unsre Blicke trübten;
Doch wußtest du's nicht — ich verbarg es dir —
Wie viel ich deinem Elend Thränen weinte;
Wie oft ich in dem Schatten der Gehölze
Vor dir mich barg, dich besser zu betrachten,
Den Blick, den Gang, die Stellung, die Geberden,
Die Stimme, die dich zierten, zu belauren,
Die Sonne deiner Augen zu bewundern!
Und wenn ich jene schmähl'gen Fesseln sah,
Die dich beschwerten, nicht erniedrigten,
Die du erhobest, wie der stolze Adler
Mit dem zerriss'nen Garn gen Himmel fliegt;
Und wenn ich den im Sklavenkleide sah,
Vor dem ich meine Augen niederschlug,
Der mit den breiten, wohlgeformten Schultern,
Ein Gott schien, dem die Flügel abgenommen:

So dachte ich, die Stirne vor dir senkend,
Um meiner Liebe willen trägt er Fesseln,
Um meinetwillen beugt sich dieses Haupt,
Dem meine Augen Sonnen sind, dem Hohne,
Um meinetwillen läßt er sich von Leuten,
Die er mit einer einzigen Bewegung
Von sich gestoßen, schimpflich unterjochen;
Und meine Seele klagte selbst sich an,
Den Heißgeliebten so gebeugt zu haben,
Und Alles hätt' ich hundertmal geopfert,
Um diese Sklavenbande abzulösen
Und sie dem eignen Körper anzulegen;
Dein Arm veredelt sie in meinen Augen,
Ich neidete die Sklaven, die sie theilten!
Ich setzte jeden Schimpf, den du erduldest,
Mir auseinander, warf mich auf die Kniee,
Und schlug in wildem Haß mich vor die Stirne,
Und meine Augen strömten, wie zwei Quellen,
Mein Busen bebte und mein Odem stockte,
Und ganze Sonnen schluchzte ich verlassen,
Weil du nicht selber zu mir kommen konntest!
Doch um den Haß nicht gegen dich zu mehren,
So wusch ich meine Augen in der Quelle
Und barg den Kummer hinter meine Stirne,
Die Wolken in des Herzens Grund verbannend.
Wozu jedoch die Vorsicht meines Wahnes?
Die eignen Hände haben mich verrathen.
Nun haben sie noch das Warum erfahren,
Und sich, die Feiglinge, an dir gerächt,
Mit Steinen, Pfeilen deinen Leib mißhandelt,

Den ich mit meiner Augen Wasser bade.
Hab' ich nicht Alles selbst mitangehört?
Sie werden früh am Morgen wiederkehren,
Und ihre Frevelthat an dir vollenden;
Nur Scheu' vor Phayr'n hat dich noch gerettet;
Doch meine Mutter bat den Greis um Rache;
Ihr Stolz will die Entweihung ihres Blutes
Mit Tod und mit Vergessenheit begraben;
Du wirst entweder unter ihren Steinen
Verenden oder von Mißhandlung leben,
Wenn du dich nicht durch schnelle Flucht noch rettest.
Flieh, ohne umzusehn, und kehre nimmer!
Und nimm mit dir mein Leben, meine Liebe!
Mein Herz, das schon vom Pfeile deiner Augen
So schwer verwundet ist, bald wird es brechen,
In meiner eignen Thränenflut ersticken,
Wie eine Lilie in Regengüssen.
Doch treu werd' ich dir bleiben, Heißgeliebter,
Kein Sohn der Wüste soll mich Gattin nennen,
Und wenn im Land der Väter unterm Boden
Ein Ort ist, wo die Sklaven Schwestern haben,
Werd' ich der wilden Eifersucht entfliehen
Und dir der Gattin Lager zubereiten,
Fern von dem blauen Himmel ohn' Erbarmen,
Dort unterm grünen Himmel dich umarmen."

So sprach sie schluchzend, während ihre Lippen
Auf seiner Wange ruhten, ihre Thränen
Gleich Wasserbächen aus den Augen strömten.
Und Cedar fühlt sie von der Stirne rinnen,

Und sog sie mit den durst'gen Lippen in sich,
Und lag von diesem Balsam ihres Herzens
Und ihrer Stimme süßem Ton berauscht,
Und stumm und regungslos auf ihren Knieen,
Und wagte nicht einmal durch seine Blicke
Den theuren Strom der Liebe aufzuhalten,
Gleichwie ein Durst'ger, welcher auf dem Wege
Ein Kind mit einem Wassereimer trifft,
Ihn hastig an die dürren Lippen setzt,
Und eines Zuges bis zur Neige leert.
Wie Himmelsbalsam troſen diese Worte
In sein geängstigt Herz und wandelten
Die Marter seiner Sinne in Entzücken,
Das Blut, das seine Wunden ausgeströmt,
Zurück ins Inn're seines Körpers drängend.
Er fühlte nicht die Schmerzen seiner Glieder,
Wie, wenn der Frühling wiederkehrt, der Löwe,
Vom Brüllen einer Löwin angelockt,
Das Feuer seiner Brunst in seinen Augen,
In Sprüngen zu ihr eilend, Haar und Blut
Gleichgültig an den spitzen Klippen lassend,
In seiner Glut den Stachel nicht empfindet.
Die Liebe, die er gierig in sich sog,
Vereinigte die Strahlen seines Lebens,
Sein Denken all in einem einz'gen Punkt.
Da Daidha's holde Stimme nun verstummte,
Da stund er, nein, da sprang er auf vom Boden;
Wie einer Seele, die vom Glück bewältigt
Und plötzlich des Gedankengangs beraubt
Die Wonne nicht zu bändigen vermag.

So war es ihm. Er schüttelt seine Glieder, —
Die Haare flattern, wie vom Sturm gepeitscht —
Schlägt sich mit beiden Händen vor die Stirne,
Und ohne auf der Liebe Ruf zu hören,
Lief er von Baum zu Baum, den Stamm umarmend,
Umkreiste dreimal sie in großen Bogen,
Und stürzte auf die Kniee vor ihr nieder.
„Und du mich lieben," sprach er, „ich dein Gatte?
Du Nachts mir Liebe sprechen, ich dich hören?
Ich noch die Thränen trinken, die du weintest?
Ich noch in deinen weichen Armen ruhn?
Indeß du mich mit diesem Blick betrachtest?
Ich deiner Küsse Wonneschauer fühlen,
Wie sich das Wasser unterm Winde kräuselt?
Ich so in deinen Rabenhaaren wühlen,
Indeß dein Hauch um meine Wange säuselt?
Und Mund auf Mund und Aug' in Auge wurzeln?
Und fliehn und dieser Feigen Streiche fürchten?
O hundertmal gesegnet sei mein Joch.
Was sollen Streiche? Sieh, ich bin geheilt!
Dein Mund hat plötzlich all mein Blut gestillt.
So mögen sie mir tausend Tode geben!
In solcher Stunde blühen tausend Leben!"
Er riß die Kräuterblätter von den Wunden
Und trat verächtlich sie mit seinen Füßen,
Doch Daidha's Haare führt er an die Lippen:
„Ihr Haare Daidha's, heilet meine Wunden,
Denn ihr umschattet meines Edens Blume,
Ihr trinket ihres Herzens Saft als Nahrung,
Ihr füllt die Luft mit ihres Odems Düften;

Ich will mit meinem reinen Blut euch tränken."
Und Feuerküsse ließ er auf sie regnen,
Wie Ringe sie um seine Finger windend.

Mit Lächeln, das durch ihre Thränen blickte,
Hört' Daidha schweigend diesem Wahnsinn zu.
Auf einmal nahm sie Cedar mit den Armen,
Wie eine Mutter ihren Säugling nimmt,
Und hebt sie freudig jauchzend von der Erde,
Als wollt' er seinen Raub den Sternen zeigen,
Und legt' die theure Last an seine Brust,
Und trägt sie schweigend in den tiefen Wald.
„Wir flieh'n," sprach er mit halbgeschloss'nen Lippen,
„Damit der Mond am Himmel Nichts erlausche,
Sein Licht im Wasser scheint uns auszuspähen;
Er könnte deiner Mutter uns verrathen."
Die Jungfrau koste zitternd mit dem Theuren
Und wand ihr Haar um seinen kräft'gen Nacken;
Und seine Lippen auf den Augen fühlend
Glaubt sie der Wind erhebe ihn zum Himmel.
„Wie stark, o Cedar!" sprach sie, „ist der Tod,
Wenn so der Liebe Flügel zu ihm tragen!
O Cedar! nimm mich mit, wohin du willst;
Dein Arm er ist die Kette deiner Sklavin;
Aus deinen Banden flieh in dieses Herz,
Sei Sklave Aller, König meiner Seele!
O hätt' ich hundert Reize, hundert Herzen,
Dir hundertfache Wonne zu bereiten!"

Vom läst'gen Tag, vom neid'schen Monde fern
War an des Flusses Rand ein Rasenhügel,

Wo Riesenbäume in den Strom gewurzelt
Die Arme über seine Fläche streckten,
Und unter ihrem segensreichen Schatten
Lag eine Pflanzendecke ausgebreitet,
Die mit der Farben Pracht das Aug' entzückte
Und rings die Luft mit Wohlgerüchen füllte.
Die Tritte starben in dem Sammt der Blumen.
Es rankten prächtig blühende Lianen
Sich an den Bäumen bis zum Gipfel auf,
Und fielen dann, ein grünes Netz, herunter,
Wie ein zerriss'nes Tau vom Maste fällt,
Und knüpften sich an andre Blumenseile,
Und bildeten so einen zweiten Grund,
Auf dem sich wieder kleinere Lianen
An diese ausgebreiteten Geflechte
Mit ihren blühenden Gewinden schlossen.
Hier schlang der Weinstock seine schwanken Reben;
Hier regneten Citronen ihre Blüten;
Hier zogen gelbe Winden ihre Kreise,
Und bildeten die Maschen des Gewebes,
Und flochten ihre Trauben in einander.
Die Winde schüttelten den Flaum des Schilfes,
Und Federn fielen von den seltnen Vögeln,
Die ihre Flügel auf den Aesten putzten,
Ein Farbenregen auf die Netze nieder.
Der Schmetterling entfaltete die Flügel;
Der matte Strahl des halbverhüllten Mondes
Warf seinen Silberschein auf die Arkaden.
Wenn leise Lüftchen mit den Flechten spielten,
So schwankten jene Blumenhängematten,

Wenn Vögel sich auf ihren Zweigen wiegten,
So fielen Tropfen von den Blüten nieder,
Und wie auf einer überreifen Wiese
Erhoben Wolken sich von Wohlgerüchen,
Von Blumenstaub und flatternden Insekten;
Und mit dem Duft der Blüten einte sich
Der lebensfrische Hauch des nahen Wassers
Und brachte Harmonie in das Gewirre.

Schon lange hatte Cedar diese Stelle
Indem er das Gestade untersuchte,
Gefunden und den stillen Himmelsfrieden
Des lachenden, geheimnißvollen Winkels
Vor andern liebgewonnen und bewundert.
Oft lag er in den Blumenhängematten,
Und wiegte sich darin und seine Bilder,
Indem er seines Leibes Auge schloß
Und seine Taube sich zur Seite träumte,
Um ihr zu sagen, was er sonst nicht wagte.
Oft fand sie ihn statt unter den Platanen,
Hier in den Bogenhallen der Lianen.
Sie lag oft selbst auf diesen Lilienbetten,
Und ihre Haare flatterten im Winde,
Und Cedar sang ihr sanfte Wiegenlieder
Und schaukelte sie langsam auf den Blumen,
Und Daidha stellte sich, als ob sie schlafe,
Und lächelte verstohlen dem Geliebten.

Dieß war die Stelle, welche Cedar wählte,
Um sich mit der Geliebten zu verbergen.

War es ein bloßes Vorgefühl der Liebe,
Das diese Stätte diesem Glück bestimmte?
War's göttliche Verehrung der Geliebten,
Die er zu kränken, zu entheil'gen glaubte,
Wenn der gemeine Boden sie berührte,
Sie, die er gern im Himmel betten möchte?
Gleich einem Strom, der sich vom Felsen stürzt,
So eilte er zu diesem stillen Tempel.
Er legte seine Last auf Blumen nieder,
Und Wohlgerüche strömen um die Wiege,
Und Balsam tröpfelt aus den Blumenkelchen;
Die Vögel fliegen scheu von den Lianen,
Verwickeln sich in ihre dichten Zweige,
Und schütten einen Blütenregen nieder.
Und Cedar schlang die Arme in einander,
Und sah mit trunk'nem Blick auf seine Beute.
Dann trat er nah und setzte sich ans Ufer,
Wie eine Mutter neben ihren Säugling,
Und stützt den Ellenbogen auf das Lager,
Das unter der Geliebten Last sich wölbte.
Indem er seinen kostbarn Schatz bewachte,
Vergaß er, daß er noch auf Erden weilte,
Und daß ein Mond am Himmel sich erging....
Die Blumenkelche und die zarten Moose
Vernahmen, was die Liebenden sich sagten.
Die sel'gen Geister, die nur einen Sinn,
Den Sinn der Liebe haben, lauschten neidisch
Den süßen Worten dieser Sterblichen;
Und Cedar glaubte, daß der ganze Himmel
In dieses Wahnsinns Seligkeit bestehe.

Die Stunden schwanden, und des Tages Licht
Fing an, den fernen Horizont zu bleichen,
Und goldne Wolken zeigten sich im Osten
Und sammelten sich um der Berge Gipfel;
Der Liebe Feindin, die mißgünst'ge Lerche,
Erhub sich munter singend in die Lüfte;
Die Liebenden erschracken vor dem Licht,
Und möchten gern die Furchterscheinung läugnen.
Umsonst; sie mußten von einander scheiden.
Der Sklave legte seine Bande an,
Und Daidha küßte hundertmal die Fesseln.
Dann schlich sie sich verstohlen durch die Bäume
Und schlüpfte in der Höhle stille Räume,
Bevor der Greis noch Selma hat erweckt.
Und schlang die aufgebiss'nen Knoten wieder,
Um ihrer Mutter Blicke zu umschatten;
Und flehte zu den Göttern für den Gatten
Und senkte selig ihre Augenlider,
Um ihn im Herzen besser zu betrachten.

---

## Viertes Gesicht.

Seit dem verhängnißvollen Prüfungstage
War, gleich den Wellen eines stillen Stroms,
Die Zeit für Alle, außer unsern Gatten,
Unmerklich, ungetrübt und schnell verflossen.
Der alte Häuptling fügte sich der Tochter
Und trat mit Schmerz und Kummer seinen Sklaven,
Um wenigstens sein Leben noch zu retten,
Dem Mächtigsten des Stammes, Segor'n, ab,
Der nur auf Phayr's Tod zu warten schien,
Um dann an seiner Stelle zu regieren.
Der Greis bewachte Daidha mit Sorgfalt,
Und trennte Cedar von den andern Sklaven,
Um ihrer Augen Lust ihn zu entziehen,
Und schickt den Armen jenseits des Orontes
Mit magern Heerden auf die fernsten Berge,
Die von der Sonne höchster Glut verzehrt,
Durch steile Felsen und das Bett des Stromes
Von der bewohnten Welt geschieden waren.
Aus Furcht, der Sklave möchte hier vergessen

Sein dreifach Joch, womit man ihn gebunden,
Zerbrechen und die Grenzen überschreiten,
In die man ihn verbannt, und sich den Ufern,
Die sein Tyrann bewohnte, rächend nahen,
Kam Segor auf den grausamen Gedanken,
Mit seinen dreien Söhnen einen Palmstamm,
Den sie mit Mühe aus dem Boden rissen,
An seine Sklavenbeine zu befest'gen,
Wie man an wilde Renner Blöcke bindet.
Er mußte diesen schweren glatten Stamm,
Von dem er selber nie sich trennen konnte,
Entweder nach sich schleppen oder tragen,
Indem er ihn in seine Arme faßte,
Und unter seiner Last beinah' erliegen.

So seufzt er einsam seine Tage hin.
Die süße Nacht der Liebe hatte Folgen;
Die Wittwe, welche Traurigkeit und Schande
In ihre dunkle Höhle eingesargt,
Verhüllte sich in ihrer Haare Schleier,
Erschloß die Augen nur dem Sternenlicht,
Und nur die Nächte küßten ihre Bläße,
Wie eine Lilie, die der Mondschein bleicht.
Sie hatte, die geheimnißvolle Gattin,
Die Seele eines Engels eingesogen,
Nun spürte sie die Mattigkeit der Mutter,
Nun fühlte sie zwei Herzen in sich schlagen,
Nun sah sie mit Entsetzen und Entzücken,
Daß ihren Leib ein zweites Leben dehnte.
Im Sommer, da der neunte Mond sich füllte,

Gebar sie schmerzlos auf dem weichen Moose;
So wie zwei Früchte auf dem gleichen Stengel
In dieser reichen Zeit zwei Blüten treiben,
So wand ein lächelnd Zwillingspaar, das Pfand
Der gleichen Liebe, sich aus ihrem Schoose,
Das Licht mit gleichem Freudenschrei begrüßend,
Und sog mit seinen zarten Purpurlippen
Das gleiche Leben aus den Mutterbrüsten,
Ein holder Knabe und ein lieblich Mädchen.
Der erste Kuß war wonniges Entzücken,
Das diese Engelzüge in sich trank,
Doch schimmerte das Lächeln nur durch Thränen;
Sie gab den Säuglingen die beiden Namen
Ihr Hella und ihm Sadir, Schmerz und Freude.
Um sie dem gier'gen Strome zu entreißen,
Dem man die Pfänder der verbotnen Liebe
In seine kalten Wittwerarme legte,
So schwamm sie zweimal insgeheim hinüber,
Die theure Last auf ihrem Nacken tragend:
So trägt die Löwin ihre beiden Jungen,
Sie zu entwöhnen, auf das andre Ufer.
Sie schrien und trofen, doch die Mutterliebe
Erwärmte sie an ihrem vollen Busen.
Dann schritt sie munter gegen das Gebirge,
Und folgte lauschend dem Gebrüll der Heerden,
Und legt' die Früchte ihrer stillen Liebe,
Die sie in ihrer Thränenflut gebadet,
Dem staunenden Gemahl zu seinen Füßen.
„Verbirg sie," sagte sie, „die Stunden eilen,
Mir risse sie der Tod aus meinen Armen,

Mein weißes Blut ist schon für sie geflossen,
Nun müssen es die spitzen Felsen trinken.
Erwähle dir die sanfteste Gazelle
Aus deiner Heerde, raube ihr das Junge,
Und lege ihr die Kinder an die Zitzen;
O Cedar! wärme sie an deinem Herzen,
Und wiege sie bei Nacht auf deinen Knieen,
Und liebe dich in ihren blauen Augen,
In denen sich das Bild des Vaters spiegelt,
Und küsse mich auf ihren weißen Stirnen,
Auf der sie ihrer Mutter Züge tragen;
Entziehe sie dem Auge ihrer Feinde.
Die Morgenröthe lauert, ich entfliehe,
Wenn sie mich trifft, so bringt sie mir den Tod.
Ich möchte sie nur noch mit einem Tropfen
Von meinem Leben tränken, möcht' es ganz
Mit einem Zuge in sie strömen lassen!
Mein Abgott, Cedar, sie sind schön, wie du;
Erzähle ihnen oft von ihrer Mutter,
Damit sie mich auch in der Ferne lieben.
Wenn leise Abendwinde dich umsäuseln,
Sie bringen dir die Grüße meiner Thränen."
Mit diesen Worten legte sie sie nieder;
Und eilte fort, und kehrte zehnmal wieder;
Mit Mühe konnte sie sich endlich wenden.
Sie deckte beide Ohren mit den Händen,
Um nicht die theuren Töne mehr zu hören,
Und sich das bittre Scheiden zu erschweren.
Da sich im Thale Tag und Nacht versöhnen,
Tritt sie verstohlen in die Trauerhöhle;

Und einsam klagte die verlass'ne Seele;
Und dürre Felsen tranken Milch und Thränen.
Dem Sklaven bebt das Herz in seinem Leibe;
Er blickte starr und sprachlos auf die Kinder,
Und weinte still vor Wehmuth und Entzücken,
Und wagte kaum die Zarten zu berühren,
Gleich einem Löwen, den ein Lamm beleckt;
Und suchte Daidha's Bild in ihren Augen.
Sie schrieen nach der Muttermilch und reckten
Die Aermchen aus und rührten ihm ans Herz.
Und Cedar ging und holte die Gazelle,
Die in derselben Nacht geworfen hatte,
Und nahm das Zwillingspaar auf seine Arme,
Und hob sie nach einander an die Zitzen,
Gleich einem Hirten, welcher seine Ziege
Am Horne hält, indeß die Zicklein trinken.
Wenn er auf diese Weise sie gestillt,
So legt' er sie auf weiches Farrnkraut nieder,
Und wiegte sie in süßen Schlummer ein,
Und ließ sie beim Erwachen wieder trinken.

Von seinem Zicklein fern, lief die Gazelle
Auf das Geschrei der Kinder selbst herbei,
Und leckte, während sie in gier'gen Zügen
Sich labten, ihre Milch von ihrem Kinn.
So reichte die allliebende Natur
Den mutterlosen Kindern ihre Nahrung.
Der Sklave, bald die Amme, bald die Mutter,
Bereitete die weiche Lagerstätte,
Die er mit seiner Vaterliebe wärmte.

Der Hauch des Herbstes bleichte das Gefilde;
Man überzählte schon des Jahres Heerden.
Der alte Segor sprach zu seinen Söhnen:
„Die Zeit ist da, wir gehen aufs Gebirge,
Und sehn, ob unsre Schafe und Kameele,
Der Heerden Ausschuß, den der Sklave weidet,
Sich ferne von dem Stock des Herrn vermehrt,
Und fordern streng von dem erschrocknen Sklaven,
Das todte Lamm und den entflohnen Bock."

Die schon zuvor ergrimmten Söhne folgten;
Doch auf der Berge Gipfel angekommen,
Sah'n sie mit Staunen jene magern Thiere,
Die Cedar unter seiner Obhut hatte,
Vermehrt und fett und lustig um sich weiden;
Und Segor setzt' sich an den Rand des Brunnens,
Und zählte mit Verwundrung die Kameele;
Er winkte Cedar'n, auf den Brunnen deutend,
Er möchte sie vor ihm zur Tränke rufen,
Damit er sie betrachte und erkenne;
Und Cedar, welcher zitternd auf ihn blickte,
Setzt' alsobald ein Horn an seine Lippen,
Das einst ein Büffel abgebrochen hatte,
Und blies den Wind aus seinen vollen Backen,
Und über Berg und Thal erscholl das Echo.
Die Heerden, die den Hirtenruf vernahmen,
Erscheinen aus dem Hintergrund des Waldes,
Und gehn in einer Reihe an den Brunnen,
Und Segor folgt und zählet seine Stücke.
Er zeigt die zarten Lämmer, wie sie weiden,

Die Esel, wie sie trinken, seinen Söhnen,
Und sieht mit Lächeln seine Böcklein hüpfen;
Und freuet sich schon, bis sie größer werden,
Und blickt auf Cedar mit zufriedner Miene.
Schon gehn die Heerden wieder aus einander;
Da kommt zuletzt der plumpe Elephant,
Der spielend mit dem Rüssel Bäum' entwurzelt;
Die Füße, welche Marmorpfeilern gleichen,
Sie graben tief sich in den weichen Boden;
Das schlanke Elent hüpft von Fels zu Fels,
Der flücht'ge Hirsch, die eilende Gazelle,
Die fast den Ruf des Hornes überhört,
Erscheinen aus dem fernen Hintergrunde,
Und laben sich an dem getrübten Wasser.

Schon nähert sich die Zählung ihrem Ende,
Und der Beklommne athmet wieder freier.
Da er in weiter Ferne Tritte hörte,
Und seine Unterdrücker nahen sah,
Ergreift ihn Angst vor diesen wilden Gästen,
Er deckt geschwind das holde Zwillingspaar,
Um sie dem Blick der Dränger zu verbergen,
Mit dichtverschlungnen Aesten eines Boabs,
Und schwebt in Furcht, man möchte sie zertreten,
Sie möchten sich durch ihr Geschrei verrathen;
Jedoch die zarten Kinder schliefen ruhig,
Bewegten nicht einmal die grüne Decke
Mit ihren Athemzügen; und schon schickten
Die Gäste wieder sich zur Rückkehr an;
Da hört man ein Geräusch in dem Gehölze,

Es ist das Heer der hüpfenden Gazellen,
Sie kommen durstig von den fernen Bergen;
Die ganze Heerde stellt sich um die Quelle,
Nur eine trennt sich von der schönen Gruppe,
Und scheint ein Junges ängstlich aufzusuchen,
Um liebend es zu lecken und zu tränken;
Vergeblich ruft der leichenblasse Sklave,
Der kaum noch athmet, bebend es zurück;
Es stöbert taub dem Rufe seines Hirten
Mit seinem vorgestreckten Maul im Grase,
Und deckt die grüne Hülle von den Kindern;
Sie wachen auf und schreien nach der Mutter.
Die Hirten sehn das Wunder voll Bestürzung,
Und Cedar sinkt, vom Schrecken überwältigt,
Bewußtlos, wie vom Schlag gerührt, zu Boden.
Indeß erheben die erstaunten Hirten,
Die lange sich zur Erde niederbeugen,
Die Hände himmelwärts und reden leise;
Sie zweifeln, ob die Kinder Menschen sind,
Und drehen sie mit ihren rohen Händen,
Und schwanken zwischen Abscheu und Verehrung,
Wie man die starre Schlange scheu betrachtet;
Doch Segor hat ein Herz von härtrem Stoff;
Er nimmt das holde Paar auf seine Arme,
Und trägt es sammt der Wiege mit sich fort,
Und Alle folgen ihm in das Gehölze,
Und lassen den ohnmächt'gen Sklaven liegen.

Des Windes Flügel konnten nicht geschwinder
Die wunderbare Neuigkeit verbreiten;

Kaum waren sie am Flusse angelangt,
So strömt der ganze Stamm aus seinen Höhlen,
Und tritt mit Hast den Kommenden entgegen,
Selbst Kinder, die kaum gehen, wollen schauen,
Und Alle von der Neugier hergetragen
Bestürmen sie mit ungeduld'gen Fragen.
Die Mutter Segors lüftet ganz verstohlen
Des Nestchens grüne Decke mit den Händen.
Man legt die Last am schlammigen Gestade,
Hart an den Fluten, die sie netzen, nieder,
Und Mütter, Jungfraun, Kinder knien im Kreise;
In Mitleid wandelt bald sich das Erstaunen,
Da sie die liebe Unschuld lächeln sehn.
Schon heben sie die Kleinen auf die Arme,
Schon legen sie sie an die Mutterbrust,
Und zanken sich mit eifersücht'gen Blicken,
Wer sie mit seiner Milch ernähren sollte.
Da riß sie Segor ihnen aus den Armen,
Und schalt sie mit den bittern Worten aus:
„Ihr milch= und thränenregnende Naturen,
Die schon ein übernächt'ger Säugling gängelt,
Die nichts in ihrem Hirn als Wasser haben,
Um es mit jedem Weinenden zu weinen!
So überlaßt ihr Loos doch euren Herrn,
Und wenn sie sterben, säuget nicht den Tod!
Ihr Blinden, wisset ihr denn, welche Mutter,
Welch Ungeheur vielleicht die kleinen Wesen
In Finsterniß empfangen und geboren?
Ja, wisset ihr, ob ihr nicht eure Mörder
Mit eurer heilgen Muttermilch ernähret?

Ob nicht die Menschenformen Schlangen bergen,
Die eure Brust mit ihrem Haß vergiften?
Und ob ihr nicht die Lippen eines Riesen,
Der euch zertritt, mit euren Küssen deckt?"
Er winkt sie weg und redet zu den Männern:
„Zerstreuet ihr, o Götter, unsre Zweifel.
Der Wüste Beut', ein Auswurf, diese Kinder,
Sind sie zum Heil uns oder zum Verderben?
Wo fand ich sie? Zu des gefangnen Feindes,
Des Sklaven Füßen, der uns haßt, verachtet!
Erhielt er sie von Teufeln oder Göttern?
Warum verbarg er sie den Augen Aller?
Warum ernährte er die Natternbrut?
Für seine Rache und für unsern Tod?
Sind sie nicht aus dem Samen eines Riesen,
Die ohne unser Wissen wachsen sollten,
Um eines Tags den ganzen Stamm zu morden?
Zuvor zerschmettern wir sie an den Felsen,
Und sätt'gen sie mit Wasser statt mit Milch;
Ertränken wir den Feind in seiner Wiege!"
„Sie sterben!" schrie mit einem Laut die Menge,
„Der Strom entführe jegliche Gefahr;
Der Weiber Mitleid träfe unser Haupt!"
Und Segor stößt die Kinder sammt den Zweigen,
Als wäre es ein Nest von gift'gen Nattern,
Verächtlich mit dem Fuße in den Strom;
Das Laubwerk füllt sich alsogleich mit Wasser,
Und schlafend sinkt das Paar ins kühle Bett.
Man hört nur einen Schrei aus tausend Kehlen,
Und tausend Arme folgen mit dem Finger

Der Wiege, die im tiefen Strom verschwunden:
Als plötzlich schneller als der Augen Blitze
Ein Weib von einem Felsen sich herabstürzt,
Und zweimal in des Stromes Tiefe taucht
Und jedesmal ein Kind mit sich heraufbringt.

„Sieh Daidha!" schrie die Menge. Ja, sie war es,
Die von der größten Seelenangst gefoltert,
Bei jenem schwankenden Gerücht von Kindern,
Das sie nur allzugut zu deuten wußte,
An das verbotne Tageslicht sich wagte,
Und unweit Segor'n hinter einem Baume
Mit Todesbangen seinen Worten lauschte,
Und da sie die Geliebten sinken sah,
Sich plötzlich in das Grab der Fluten stürzte.
Sie schwamm ans Ufer mit der theuren Beute,
Und deckte auf den Knieen sie mit Küssen,
Und wärmte die Erstarrten an dem Busen,
Gleichwie ein Schaf das Lamm mit seiner Wolle,
Und lockte ihnen lächelnd Lächeln ab,
Und trocknet sie mit ihren langen Haaren.
Dann blickte sie auf die erstaunte Menge,
Die sich in einem dichten Kreis gesammelt
Und aus der Erde aufzutauchen schien;
Und ließ auf einmal einen Schrei ertönen,
Von dem ein jedes Mutterherz erbebte,
Erhub die Kleinen über ihren Kopf,
Wie man ein Zeichen vor dem Volk erhebt,
Wie man ein rauchend Blut dem Himmel zeigt,
Um seine Rache von sich abzuschwören,

Und trat wie die zu Tod gejagte Hindin,
Die selbst zum Jäger umkehrt, vor den Häuptling,
Und sprach mit Stolz und in gerader Stellung:
„Vernimm, o Volk, und du, o feiger Mörder,
Die Lämmer, die du würgtest, sie sind mein,
Die Schuldige bin ich, mich, mich erwürget!
Doch sie verschonet, Brüder, sie laßt leben!
Soll denn die Unschuld das Verbrechen büßen?
Ist es doch euer Blut, das sie belebt,
Aus meinem Herzen haben sie's getrunken.
An mir nur kühlet eure Rache;
Ich habe eure Eifersucht betrogen;
Sie sind die Kinder Cedar's, ich die Gattin!"
Ein hundertfältiges Geschrei ertönt;
Das Mitleid wandelt plötzlich sich in Fluch.
Bestürzt tritt Segor und das Volk zurück,
Wie wenn ein Felsen vor ihm niederfiele;
Und Daidha, die sie sich entfernen sieht,
Versucht sie zu erweichen und zu halten.
Sie drückt das Zwillingspaar an ihre Brust,
Als wollt' sie sie in ihrem Busen bergen.
Die Haare kleben wie ein nasses Tuch
Von Staub und Wasser triefend ihr am Körper;
Sie schleppt mit einer Hand sich auf den Kieseln,
Die ihre Kniee, ihre Seiten ritzen,
Und will mit ihren marmorbleichen Lippen
Den harten Menschen ihre Füße küssen,
Die fliehend sie verächtlich von sich stoßen;
Sie beugt um Gnade flehend ihren Nacken,
Beschwört die Brüder mit gerungnen Händen,

Und schleppt sich von der Mutter zu den Schwestern,
Und spricht, von lautem Schluchzen unterbrochen:
„Ist Keine unter euch, die sich erbarme?
Wollt ihr mit voller Brust sie sterben lassen?
Sie, welche die Hyäne säugen würde?
O nehmt! . . . . laßt sie an eurer Brust mich sehen!
O Milch, ihr Mütter, Milch! . . . Dann sterb' ich gerne!"
Die Mütter flohn und wandten ihre Augen
Von den verhaßten Sklavenkindern ab.
Und Weiber, Jungfraun, Kinder, Selma selber
Die erste warfen Staub ihr ins Gesicht,
Und überhäuften sie mit Schimpf und Schmach;
Und jedes Wort, womit sie sie verfluchten,
Traf wie von Stein das unglücksel'ge Weib;
Die Gräuelstrafe, welche ihrer harrte,
Mit ihrer Frucht, sie nahmen sie voraus,
Sie steinigten sie vor mit ihren Flüchen.
Nun schloß in ihrer Nähe sich ein Kreis,
Und das Gericht sprach über Selma's Tochter:
„Sie büße ihr Verbrechen mit dem Tode;
Der schändliche Gemahl, der sie entehrt,
Die Früchte dieser gottverfluchten Liebe,
Durch deren Anblick sich das Licht entweihte,
Sie sollen das Geschick der Mutter theilen."
Nur Rücksicht für das Recht des alten Königs,
Für Phayr, änderte die Todesstrafe;
Daß Niemand sich mit ihrem Blut beflecke,
Ward Daidha zum Hungerthurm verurtheilt.
Dieß Grab, das die Lebendigen verschlang,
Erbaute man aus Koth und Felsenstücken,

Wie einen hohen Thurm, doch ohne Thüre
Und ohne Fenster, ohne allen Eingang,
So daß die hohe Mauer den Verbrecher,
Den sie begraben, von der Erde trennte,
Und daß die Götter, die allein ihn sahen,
Niemanden seines Tods beschuld'gen konnten.
Der Sklave sollte in des Stromes Tiefe
Den schnellsten und gemeinsten Tod erleiden,
Die Kinder, die dem Fluß entrissen worden,
Im Wald den Löwen vorgeworfen werden.

Kaum war das Todesurtheil ausgesprochen,
So strömte man nach dem Gebirge Cedar's.
Man fand ihn leblos ausgestreckt am Boden,
Als hätt' ein Blitz vom Himmel ihn erschlagen;
Die Menge glaubte wirklich, daß die Rache
Der Götter den Verruchten schon getroffen.
Man stieß den Regungslosen mit den Füßen,
Und schleppt' ihn an das Ufer des Orontes,
An einen Wasserwirbel, wo die Wogen
Sich thürmten und in weißen Kreisen drehten,
Und warf ihn, ohne nur vom Palmenstamm
Ihn loszubinden, in den wilden Strudel,
Und tausend Flüche folgten dem Verhaßten,
Und bald hat ihn das Wogengrab verschlungen.

Wie Tiger, die im Blut den Blutdurst nähren,
So war man nun noch mehr von Wuth entflammt,
Man riß die Kinder Daidha'n aus den Armen;
Man zeichnete den Umkreis ihres Kerkers;

Man ging mit furchtbarem Geschrei ans Werk;
Man wühlt' des Stromes Bett am Ufer auf,
Und Jeder wälzte einen Stein zum Grabe,
Und Jeder wollte bei dem heil'gen Werke
Den größten Eifer dem Entmenschten zeigen.
Um Daidha, die in ihrem Grabe sitzt,
Erhebt sich Stein auf Stein, und Schicht auf Schichte,
Und gräßlich schlägt der Lärm an ihre Ohren;
Doch schon in todesähnlicher Betäubung
Starrt regungslos sie auf den Boden nieder,
Gleichwie das Opfer sich dem Messer liefert;
Der schwere Kopf lag fühllos auf der Brust,
Und das Gesicht verbarg sich in den Händen,
Nur die Bewegung der zerstreuten Haare
Verrieth die matten Schläge ihres Herzens.
Schon schien sie leblos von dem Sarg umschlossen;
Doch plötzlich ihre Hände niederlassend,
Sah sie die Mauer, die sich um sie thürmte,
Den Gürtel ihrer Brüder überragen,
Und sprang mit einem Schreckensruf vom Boden,
Als hätte sie ein Vipernbiß geweckt,
Und streckte ihre Arme nach den Weibern,
Die bei den Steinen saßen, flehend aus.
„O haltet," sprach sie, „einen Augenblick,
Eh ihr den fürchterlichen Kerker schließt,
O meine Mutter, meine Schwestern, Brüder,
Nur eine Gnade meinem letzten Seufzer:
Laßt eine enge Oeffnung in der Wand,
Nicht um des Lichtes Strahlen einzulassen,
Ich bin der Sonne und des Tages müde,

Nein, nun wofern ich nicht die erste sterbe,
Die Pfänder meiner Liebe noch zu sehen,
Und sie an meinen Brüsten noch zu tränken,
Und bis zu meinem Tode zu erhalten;
Erbarmen Mutter, habt mit mir Erbarmen,
Ihr bringet sie mir dann auf euren Armen;
Beraubt sie nicht der Milch vor meinem Tode!
O lasset sie noch die gefüllte Schale
Mit ihren dürren Lippen vollends leeren!
O lasset mich ihr theures Leben fristen,
Bis sie den letzten Tropfen ausgesogen!"
Sie schwieg erschöpft und ihre Hände bebten,
Und Phayr's Mütter fühlten wieder menschlich;
Die eigne Frucht, die sie im Leibe trugen,
Bewegte sich und rührte an ihr Herz,
Sie gaben das Versprechen zu willfahren,
Und in der Mauer ließ man eine Oeffnung.
Und Steine thürmten wieder sich auf Steine;
In Kurzem stand der Bau vollendet da,
Und fluchend ging die Menge aus einander.
Und die Gefangne war von Nacht umflossen,
Und hörte nur den Wind noch und die Strömung.

Gleichwie in ihrem Käfig die Hyäne
Sich Tag und Nacht in wilden Kreisen dreht,
Und immer rüttelt, ob des Kerkers Gitter
Sich nicht erweitern oder brechen lasse,
So lief sie lange Zeit um das Gebäude,
Und suchte eine Lücke in der Mauer,
Und klammerte die blut'gen Hände an

Und ritzte ihren Busen an den Felsen;
Doch nirgends fand sie einen festen Halt,
Die Wand ließ weder Licht noch Wind herein,
Und wie in einem Schachte warf sie jeder
Versuch, empor zu klettern, in die Tiefe.
Zuletzt war sie der eitlen Arbeit müde;
Sie setzte mit der Ruhe der Verzweiflung
Sich auf den Boden an die Kerkermauer:
„So muß ich sterben denn, für eine Nacht!
Ja sterben, sterben, hundertfaches Sterben!
Als deine Gattin, Auge meiner Seele,
Als deine Gattin, Cedar, muß ich sterben!
Doch eher mögen tausend Hungerthürme
In ihren Felsentrümmern mich begraben,
Als daß ich dein zu sein erröthen sollte,
Als daß ich meinen Gram bereuen könnte.
Mag mir ihr Haß dir theurem Wesen werden,
Mag ihre Rache deinem Namen fluchen,
Noch hier im Sarge bete ich ihn an!
Die Treue ist mein Tod, die Schmach mein Stolz!
Mag sich mein Grab bis zu der Hölle senken!
Für dich zu sterben ist auch Seligkeit!
Was säumst du, Tod, die Gattin zu vereinen?
O komm, o komm, du Trauter meiner Seele!
Ich harre freudig dein, wie des Geliebten!"
Sie lauschte, ob der Durst der dürren Lippen
Nicht bald des Lebens letzte Glut verzehre,
Ob in den matten Schlägen ihres Herzens
Sich der Erschöpfung nicht des Hungers melde,
Doch in der Menschheit kräft'gem Jugendalter

Erhielt das Leben lang sich ohne Nahrung:
Das junge Opfer forschte noch vergeblich;
Noch meldete kein Hunger sich, kein Durst;
Denn Angst und Liebe weckten ihre Sinnen
Und Thränen tränkten ihres Lebens Wurzel.

Nach oben ließ der rings geschloss'ne Thurm
Ein Stück vom Himmel sehen, und die Sterne,
Die eben über dieser Oeffnung standen,
Sah'n die Gefangne in der gleichen Lage,
Und an der gleichen Stelle, ihren Rücken
An ihres Kerkers Mauer angelehnt
Die Hände über ihre Kniee faltend.
Die Lerche schwang sich singend in die Lüfte
Und kündet ihr die Morgenröthe an.
Und eine schwarze, blau gestreifte Schwalbe
Flog über ihres Kerkers Oeffnung weg,
Und zeigte sich am Rand der Mauer wieder,
Und flatterte in Kreisen um die Wände,
Und setzte sich auf einen nahen Vorsprung.
Sie hob die Hände: „Mitleidsvoller Vogel,
Der du mich in dem finstern Grab besuchst,
Hast du sie nicht gesehen, meine Waisen,
Zerbroch'nen Eiern gleich am Boden liegend?
Sprich! haben sie gelächelt, haben sie
Geweint und ihre Aermchen ausgestreckt?
Wenn du zurückfliehst, wirst du sie besuchen?
Hast du ihn nicht gesehen, wo du trinkest?
Den schönen Körper Cedar's in den Wellen?
O sag' ihm, daß ich nächstens kommen werde!

Ist nicht die Liebe schneller als die Woge?
Was hast du, die du aus den Fluten trinkest,
In deinem Schnabel? ist's ein Stückchen Moos,
Ein Härchen Seegras? oder hast du nicht
Ein goldnes Haar von seiner schönen Stirne
Im Strome dir geholt, um deine Jungen
Damit zu betten? O ich bitte, bitte,
Laß mir das Haar, um das ich dich beneide!
Ein Haar von ihm, ein Strahl von meinem Leben,
Ein Stück von seinem Tode, laß es mir!
Nur dieses Haar, nur dieses einz'ge Haar!
Ich habe nichts; du hast die freien Wälder!"

Mit der Bewegung schreckte sie die Schwalbe,
Die nun auf einmal in die Lüfte flog,
Und scheuchte so mit ihren Klagen selbst
Das einz'ge Wesen, das sie trösten wollte,
Und war dem Grame wieder überlassen,
Und das erschöpfte Auge schwamm in Thränen.

Sie sank in einen träumerischen Schlummer,
Aus welchem bald ein Schreien sie erweckte,
Das Schreien, das dem Ohre kaum vernehmlich,
Die Mütter selbst in ihrem Schlafe hören,
Das holde Wimmern der geliebten Kleinen,
Die ihre Nahrung bei dem Tode suchten.
Zwei Töchter Segor's stunden vor dem Thurme,
Und legten sie ihr an die weiße Brust.
Sie tränkte sie mit ihrem Lebenssafte
Und badet sie mit ihrer Augen Wasser.

„Trinkt, weiße Lämmer, trinke weiße Taube,
O trinket aus der Quelle meines Herzens,
Die aus dem Grabe strömet, drücket, drücket
Mit Hand und Lippen diesen Liebesbrunnen,
Bevor der gier'ge Hunger ihn vertrocknet.
O könntet ihr mit einem langen Zug
Mein ganzes Blut mit meinem Leben trinken!
O könntet ihr von dieser Milch berauscht
Von diesen Brüsten todt zu Boden sinken!
Wie werdet ihr nach meinem Tode dürsten!
Geliebte, lächelt nicht! ich kann's nicht sehen.
Nein, lächelt nicht! Ich kann euch sterben sehen;
Doch diesen blassen Tod, den hoffnungslosen,
So lächeln sehen, nein, das kann ich nicht!
Und krampfhaft drückte sie mit beiden Händen
Die Engelsköpfchen gegen ihren Busen,
Und deckte ihre milchgefärbten Lippen,
Und ihre Augen, ihre Rosenwangen
Mit langen Küssen und mit heißen Thränen,
Und legt die zarten Aermchen um den Hals,
Und drückte ihren Mund auf ihre Locken,
Und spiegelte sich in den blauen Augen,
Als wollte sie ihr Bild aus ihnen saugen,
Und schloß vor Schauer dann die eignen Augen,
Und öffnete sie wieder, sie zu sehen.
Die Säuglinge, die ihre keusche Brust
Bald an sich zog, bald wieder von sich stieß,
Erfreuten sich an diesem Wechselspiele
Des gramerfüllten, wonnetrunknen Wahnsinns,
Und hielten es für leichten, heitern Scherz,

Und wühlten lachend in den langen Haaren.
Der Quell versiegte unter ihren Zähnen;
Und die erbarmungslosen Töchter Segor's
Entrissen ihr die theuren Kleinen wieder.
Man trübt das Wasser, wenn das Lamm getrunken.

Und Daidha folgte ihnen mit den Blicken,
Bis sie mit ihren Lieblingen verschwunden;
Ihr war, als trugen sie ihr Leben fort.
Und dreimal täglich tränkte sie die Kleinen;
Doch eines Abends da die Weiber kommen,
Will Niemand sich am Fenster blicken lassen;
Sie rufen in den Thurm, die matte Stimme
Von einer Sterbenden läßt sich vernehmen.
Die Arme kann sich nicht vom Boden heben,
Die Kniee sinken unter ihrem Jammer,
Der Kinder Stimmen treffen ihre Ohren;
Sie sammelt ihre Kräfte, doch vergebens,
Der Geist vermag den Tod nicht zu bewält'gen;
Sie sinkt zurück an ihre schwarze Mauer.
„Bei euren todten und lebend'gen Früchten,"
So sprach sie zu den Frau'n mit hohler Stimme,
„O bei dem Wasser, das ihr trinket, Schwestern,
Und bei den heißen Thränen, die ich schlürfe,
Reicht mir die Lämmer durch die enge Oeffnung,
Damit ich sie nur einen Tag noch nähre,
Ihr Schmerzensruf, ruft meine Milch hervor,
Sie strömet noch vielleicht nach meinem Tode!
Mißgönnet ihnen nicht die kurze Freude,
Die Schale bis auf ihren Grund zu leeren,

Anstatt der Löwen werden dann die Geyer
Die zarten Lämmer in dem Thurm zerreißen."
Sie dachten an die Stunde der Geburt,
Und ließen ihre Säuglinge mit Thränen
In Daidha's Arme sanft hinunter gleiten;
Und Finsterniß bedeckte das Gefilde.

---

## Fünftes Gesicht.

Indeß im Thurm die Kleinen kläglich wimmern,
Hört man im Feld ein sonderbares Tappen.
Wer wagt es noch mit diesen leisen Schritten
Dem finstern Thurm des Todes sich zu nähern?
Er bleibt von Zeit zu Zeit auf einmal stehn,
Als wollte er die stille Nacht belauschen?
Er wendet seinen Schritt nach allen Seiten?
Was sind's für Namen, die er leise murmelt?
Was sind's für dumpfe Töne, die er brummt,
Wie wenn ein glühend Erz im Wasser braust?
Ihr Sterne, könnt' ihr euren Augen trauen?
Ist er's denn wirklich? Cedar lebet wieder?
Und frei vom Joch, das seine Kraft gelähmt?
Er führte eine Keule in der Rechten,
Und tappte mit der Linken vor sich her,
Als sucht' er in der Finsterniß den Thurm;
Auf einmal eilte er dem Kerker zu,
Vor Rachelust sich in die Lippen beißend,
Es war, als hätt' er einen sichern Führer.
Doch wie entkam er aus der Nacht des Todes?
Kein Körper ward vom Fels hinab gestürzt.
Der große Palmstamm fiel gleich einem Stein

Der an den Hals gebunden, mit hinunter,
Und zwar voran, und schützte seinen Körper,
Der Bast und die Lianen, die den Baum
An ihn gefesselt, rissen durch die Schwere;
Und da er wieder aus den Wellen tauchte,
So dient' er dem Geretteten zum Fahrzeug.
Durch seine Krümmungen und tiefen Schlünde
Trieb der gewalt'ge Fluß sie in die Strömung;
Durch einen Felsenvorsprung kamen sie
Dem Volke aus den Augen, aus dem Sinn.
Indessen gab das lebensfrische Wasser
Allmählig Cedar'n wieder sein Bewußtsein;
Da Land und Himmel ihm vorüberzogen,
Sah er, daß er dem Tod entgegensteure;
Er faßte krampfhaft seinen Palmenstamm
Und sucht' ihn nach dem Ufer hinzutreiben,
Doch stärker, als sein ungelenker Arm
Riß ihn die wilde Strömung in die See.
Schon hört' er auf der weiten Wasserfläche
Die Meereswogen an einander schlagen;
Schon war des Flusses Ufer ihm entschwunden,
Als ihn der Strom, der sich an Klippen brach
Und in sein Bett zurückgetrieben wurde,
So ziemlich sanft auf eine Sandbank warf.
Dort blieb er lange stumm und leblos liegen,
Wie Jemand, den ein Keulenschlag betäubte.
Doch nach und nach erschlossen sich die Sinne;
Die Bilder der vergang'nen Stunden zogen
Gleich Schwertern seinem innern Aug' vorüber.
Den letzten Faden, der ihn an den Stamm

Der Palme band, zerriß er mit den Zähnen,
Das Wasser halb durchwatend, halb durchschwimmend
Gewann er schnell die Wälder des Gestades.
Die Liebe leitet seine großen Schritte,
Und treibt ihn aufwärts an des Stromes Ufer.
Von Ferne glaubt er in des Herzens Tiefe
Ein Schreien und ein Schluchzen zu vernehmen.
Die namenlose Angst um Daidha
Läßt ihn nicht einen Augenblick sich säumen;
Wie ein Verzweifelter vom Tod gerufen
Läuft er zwei ganze Tage wild umher;
Und endlich leitet ihn die Angst der Liebe
Und seine Rachgier auf die rechte Spur.
Er war es, dessen Schritte Daidha hörte;
Er hatte sich an dem Geheul der Hunde
Hier mitten in der Finsterniß erkannt;
Und trat so leise auf, um sie zu täuschen,
Und lauschte mit der Keule in der Hand.

Bevor er sich's versah, stund er im Schatten
Des finstern Thurmes auf dem schwarzen Grunde;
Und Daidha hauchte auf die zarten Kinder
An ihrer Brust beinah den letzten Seufzer.
Die dunkeln aberwitz'gen Wolken malten
Des Todes Bilder den geschwächten Sinnen,
Es sind die Schleier, welche die Natur
Mit ihrer Liebe zarten Händen webt,
Den Tod des Menschen Augen zu verhüllen;
Sie sah die klarsten Ströme vor sich fließen
Und netzte ihre Lippen in den Fluten;

Die Bienen träufelten von tausend Blumen
Den süßen Honigseim in ihren Mund,
Und Cedar brach ihr, mit den lieben Kleinen
Im Grase spielend, schöne, süße Früchte;
Sie streckte ihre Arme nach ihm aus,
Als sie das Schreien ihrer Kleinen weckte.
„Ach,“ sprach sie an den trocknen Busen schlagend,
„Ach, die Natur ist taub für euren Ruf!
Der Quell ist noch vor eurem Durst versiegt.
Die Letzte sterben! Hundertfaches Sterben!
Schlagt diesen Busen, Kinder, der euch mordet,
Und klammert statt an ihn, euch an die Lippen.
O trinket, Ebenbilder meines Gatten,
In meinem letzten Seufzer meine Seele!
Wie neidenswerth, o Cedar, war dein Tod!
Die Flut erstickte plötzlich deinen Athem.
Empfange Trauter meinen letzten Hauch!
Er ist für dich! Empfange meine Seele!
Ich bin es, öffne deine Gattenarme!
Sie sind es, nehme sie an deine Brust!“

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Beim ersten Tone dieser Todesklagen
Hielt er sein lauschend Ohr an ihre Mauer;
Er glaubte eine Stimme aus dem Grabe,
Die ihn zu sich hinunterrief, zu hören;
Denn er erkannte nicht in diesen Tönen,
Die schon der Tod gedämpft, der Liebe Stimme;

Doch da er seinen Namen nennen hörte,
Ergriff ihn eine fürchterliche Ahnung.
Er sprang empor, und stieß sich an die Mauer,
Und tappte überall nach einem Eingang,
Und kreiste dreimal, einem Tiger gleich
Mit ausgestreckten Armen um den Thurm;
Da fand er statt der Thüre, die er suchte,
Die schmale Oeffnung in der dicken Mauer,
Und streckte seinen Arm durch sie hinunter,
Und tastete die Stirne der Geliebten
Und tastete die ganze kalte Gruppe,
Die leblos in dem finstern Kerker lag,
Und furchtbar ward's in seiner Seele Tag.
Er setzt die Füße in der Steine Ritzen,
Und klettert auf den Gipfel des Gebäudes,
Und fängt aus Furcht, sie selber zu erschlagen,
Von oben an, die Mauer abzutragen,
Und schleudert in der Stärke der Verzweiflung,
Wie Wind den Staub, die Steine aus einander,
Und Blöcke, die wir nicht bewegen könnten,
Sie rollen hundert Schritte weit am Boden;
Und unaufhörlich kracht es gleich dem Donner,
Daß selbst die weit entleg'nen Höhlen beben.
Schnell ist das ganze Volk auf seinen Beinen,
Und strömt beim ersten Schein der Morgenröthe
Mit gräßlichem Geschrei, mit Schleudern, Keulen
Und Steinen wohl bewaffnet nach dem Thurm.
Und viele glauben Anfangs, daß ein Gott
Ihn unter Blitz und Donner niederschmett're;
Doch da man sieht, daß ihn ein Mensch zertrümmert,

Bedroht man ihn mit Schleudern und mit Pfeilen.
Die Kühnsten wagen sich an das Gebäude,
Und sehen kletternd an der Wand hinauf;
Sie können es kaum ihren Augen glauben,
Sie seh'n den Sklaven bei dem Dämmerlicht;
Ein furchtbares Geschrei steigt in die Lüfte,
Und tausend Steine fliegen von den Schleudern,
Und tausend Pfeile zischen von den Bogen,
Und tausend Hände fassen das Gemäuer,
Und suchen auf den Gipfel sich zu schwingen,
Den Schändlichen davon herabzustürzen,
Der eine Schwester ihrer Rache raubt.
Doch Cedar in sein Inneres versunken,
Und ganz in sein Befreiungswerk vertieft,
Sieht nur die todumfangene Geliebte
Und nicht der Feinde Heer zu seinen Füßen.
Zebdani klimmt den Uebrigen voran,
Und faßt ihn mit den Armen, wie mit Zangen,
Und Kor und Abid helfen ihm beim Angriff;
Doch Cedar sammelt plötzlich seine Sinne,
Und reißt sich von den schwachen Armen los,
Und hält sich mit den Zeh'n im Gleichgewicht,
Und faßt die frechen Feinde und erwürgt sie,
Und schlägt die blut'gen Nägel in ihr Fleisch,
Und hebt sie senkrecht über seinen Kopf,
Und dreht sie in den Lüften wie ein Rad,
Und schmettert ihren Schädel an den Felsen
Und wehrt den Feind mit ihren Leichen ab,
Und schleudert sie dann wüthend in das Volk,
Das vor dem fürchterlichen Wurfe flieht,

Um aus der Ferne seinen Feind zu treffen;
Und Cedar ohne ängstlich sich zu decken,
Faßt einen Felsenblock in jede Hand,
Und schleudert ihn auf die erschrock'ne Menge,
Und führt mit jedem Wurfe ein Verbrechen.
Zebdani ist von seinem Arm erwürgt;
Und Segor sinkt von einem Block getroffen,
Hier bei den Trümmern seiner eignen Mauer,
Und Abna fällt auf seines Vaters Leiche
Vom Steine, den er selbst herbeigetragen,
Und Elim, Zadel, Selim, sieben Söhne
Von seinem Stamme, lassen hier ihr Leben.
So schmetterte der Rächer mit den Felsen,
Die sie zur Strafe And'rer aufgethürmt,
Die Sünder für die eig'nen Frevel nieder,
Und Alle, die das Schicksal nicht erreichte,
Floh'n schreckensbleich und stürmisch aus einander.

Und jeder Fels, den er vom Gipfel warf,
Galt seiner Rache, seiner Liebe Glut,
Und näherte die Arbeit der Vollendung.
Und sie von seiner Stimme neu belebt
Streckt sehnend ihre Arme ihm entgegen,
Und siegreich springt er in die Tiefe nieder,
Gleichwie ein Gott sich in die Hölle stürzt,
Und wirft sich trunken an die theure Brust,
Und zügelt seine Freude, sie zu steigern,
Und nimmt die drei Erlösten auf den Arm,
Und hebt sie, wie man Früchte trägt am Blatt,
Die Kinder an der Mutter Brust empor,

Und steigt von seiner süßen Last gekräftigt
Mit einem Fuß in eine Mauerlücke,
Und schwingt sich mit dem andern auf die Erde,
Und stößt mit jedem Tritt auf eine Leiche,
Und birgt sein Angesicht an ihrem Busen,
Und trägt sie durch die blutgetränkten Felder
Mit starken Schritten in die Nacht der Wälder.
Er möchte gern, der glückberauschte Sieger,
Die Lieben, die an seinem Herzen schlagen,
In raschem Fluge nach dem Himmel tragen,
Und jedesmal, wenn seine Kniee beben,
Trinkt er aus ihren Augen neues Leben.
Er traut in ihrer Nähe keinem Platz,
Auf ferne Berge trägt er seinen Schatz;
Und wandelt von der Abenddämmerung
Bis zu dem Aufgang einer neuen Sonne,
Den schönen Körper in den Armen wiegend,
Unausgesetzt und sprachlos seine Pfade.
Erst da er zwischen sich und das Gestade
Ein neues, unbekanntes Land gestellt,
Das einer andern Sonne Licht erhellt,
Legt er die theure Bürde auf den Rasen;
Doch rollen immer forschend seine Blicke,
Als traut er noch nicht seinem ganzen Glücke;
Und unter Schreien, Klatschen, Lachen, Weinen,
Springt er in wilden Kreisen um die Seinen.

Und Daidha, die durch ihre Thränen lächelnd
Sein trunkenes Entzücken still betrachtet,

Streckt ihre Armee liebend ihm entgegen,
Und hundertmal drückt er sie an die Brust,
Und seine Kleinen lachen zu den Sprüngen.
Nachdem sich so sein allzuvolles Herz
Durch dieses tolle Treiben Luft gemacht,
Wie das Gefäß beim Feuer überstrudelt,
Pflückt er die saftgefüllten Lilienkelche,
Und goß den Morgenbalsam ihrer Urne
Der theuren Mutter auf die dürren Lippen.
Er schüttelte die Nüsse von den Palmen,
In denen sich die Milch des Holzes birgt,
Zerbrach sie an dem Stamm und hielt sie knieend
Mit seinen Händen an der Kinder Lippen,
Und ließ sie trinken und die Blüte kosten;
Und brachte dann in seinen beiden Händen,
Die er zum Korbe in einander flocht,
Den reinsten, von der Blüte eingedickten
Goldfarb'nen Honig, welcher glänzenden
Goldadern in dem harten Felsen glich;
Und Eicheln, die drei Winter schon gezeitigt,
Und Pflanzen, deren Saft die Wurzeln bargen,
Und Rohr, von dem ein weißer Honig trof —
Er hatt' die rauhe Rinde ihm genommen
Und hielt es kleingedrückt in seiner Hand —
Dieß gab den Müden ein erquickend Mahl,
Das alle ihre Kräfte wieder stärkte.
Die Kinder schliefen bald im Grase ein,
Und hielten noch in den geschloss'nen Händen
Die Früchte, die den Hunger überlebten.

Schon hatte Daidha's Jugend sich erholt,
Sie fühlte ihres Lebens Quelle steigen;
Und er, von inn'ger Lust und Freude trunken,
Sah bald auf sie, bald auf die lieben Kleinen;
Und bei dem Anblick dieser theuren Wesen,
Die ihn beglückten, trat ein neu Bedürfniß,
Ein nie gekanntes aus der Seele Tiefen.
Sein Herz, das vor Entzücken überwallte,
Er möcht' es gern in einen Strom ergießen;
Er möchte gern sein Glück dem Weltall sagen,
Es ist so schwer die Seligkeit zu tragen!
Die Gottheit sprach in seiner frohen Brust;
Er hörte sie, und war sich's nicht bewußt.
Er ließ die Blicke durch die Schöpfung schweifen,
Vom Moos zum Baum, vom Baum zum weiten Himmel;
Er zeigte ihnen seine Heißgeliebten,
Trat aus dem Licht, damit vom Himmelszelt
Ein Sonnenstrahl, gleich einem Liebesblicke,
An dieser schönen Gruppe sich entzücke,
Und wünscht der Nächte Schleier aufzurollen,
Den Augen aller Sterne sie zu zeigen,
Denn in dem Freudentaumel seines Herzens
Glaubt er der Himmel theile seine Liebe
Und alle Wesen seine Seligkeit,
Und alle Lüfte, welche um sie spielen,
Sie wehen nur, um kosend sie zu kühlen.
Er fühlte weder Hunger noch Ermattung;
Doch endlich setzt' er sich an ihre Seite,
Um ihre Reize ganz in sich zu saugen:
Und Thränen füllen ihre blauen Augen;

Es waren jene süßen Himmelsthränen,
Die aus dem überfüllten Herzen strömen,
Der Schleier, den das Uebermaß der Freude
Auf unser Glück, wie eine Wolke wirft,
Daß unser sterblich Auge nicht erblinde.
Und Daidha lehnte ihre weiße Stirne
Auf seinen Arm und gegen seine Brust,
Und über ihren Knieen flochten sie
Die Hände durch die Finger in einander,
Und folgten Schritt für Schritt, und Wort für Wort,
Indem sie sich beständig unterbrachen,
Den blut'gen Pfaden ihrer Himmelsliebe
Vom ersten Tage, da sie sich gesehen,
Bekannten Alles sich in trauter Einfalt,
Erschöpften sich in tausend eiteln Fragen,
Und ließen sich das Gleiche zehnmal sagen,
Und nahmen sich die Worte von den Lippen,
Und fanden sich in allen Zügen wieder.
O welche Himmelswonne zweier Seelen,
Sich die Geschichte ihrer frühern Tage
Und ihrer ganzen Liebe zu erzählen,
In der Erinnerung sich zu vermählen,
Und um die Gegenwart recht zu genießen,
Die herben Thränen der Vergangenheit
In ihren Freudenbecher einzugießen,
Daß sie mit ihrer ganzen Bitterkeit
In einen süßen Saft zusammenfließen!
Die Herzen strömten in einander über,
Bis endlich sich die Seligkeit erschöpfte.
Die Worte wurden selt'ner, das Gespräch

Wird oft von langen Pausen unterbrochen,
Wie Wasser, das zuerst im Strome fällt,
Sich, wenn es länger fließt, in Tropfen scheidet,
Die immer selt'ner, endlich sich erschöpfen.
Die schweren, schon so lange off'nen Augen
Sie schließen sich und öffnen schnell sich wieder,
Um noch einmal einander anzuseh'n.
Die Lippen, die bereits die Worte spalten,
Bewegen bald sich nur noch, wie ein Traum;
Die Köpfe lehnen sich vom Glück ermattet,
Wie zwei Gedanken liebend an einander.
Bald ruhen Beide still und regungslos,
Und nur die Herzen schlagen noch zusammen.

---

## Sechstes Gesicht.

Die beiden Kinder, die die Welt sich sind,
Verfolgen unablässig ihre Wand'rung.
Der ganze Erdball liegt vor ihren Schritten,
Und nur die Liebe zeichnet ihren Weg.
Sie eilen ohne ein bestimmtes Ziel,
So weit als möglich vor dem Feind zu fliehn,
Und suchen stets die wärmsten Himmelsstriche,
Und lenken nach dem Ocean die Schritte.
Dort in der Morgenröthe Glanzgefilden,
So haben sie sich öfter sagen lassen,
Erweckt die Sonne, die dem Meer entsteigt,
An ihrem Strahle tausend goldne Früchte.
Aus tausend Blumen steigen süße Düfte
Gleich lichten Nebeln in die blauen Lüfte;
Dort trieft der Bienennektar von den Felsen;
Ein Vogel, der vom Himmel niederflog,
Entzückt das Ohr mit lieblichen Gesängen.
Dort wo das Glück in seiner Fülle thront,
Dort wo der blaue Göttervogel singt,
Dort bleiben wir, so sprachen sie zu sich;
Wir zähmen junge flüchtige Gazellen,
Daß sie mit unsern zarten Kleinen spielen;

Wir holen uns die Eier aus den Nestern;
Wir lagern uns in einer Marmorgrotte,
In welche nicht des Himmels Wasser dringen,
Wo diese fehlt, in einen hohlen Baum,
Der seine Aeste in die Lüfte breitet
Und seine Füße mit den Haaren deckt;
Wir lieben Alles und befreunden uns,
Geliebt zu werden, mit den Leu'n im Walde,
Dem Vogel in der Luft, dem Wurm am Boden,
Doch mit dem Menschen? nein! der Mensch ist häßlich.
Mit solchen Farben malen sie die Zukunft;
Ihr leichter Schritt gleicht einem Hoffnungsfluge,
Und führt sie trotz der Tageshitze weiter;
Doch gönnen sie von Zeit zu Zeit sich Ruhe.

Bisweilen bluten Daidha's zarte Sohlen,
Wenn sie auf Kiesel oder Dornen tritt;
Dann schlingt sie ihren Arm um den Geliebten,
Und Cedar trägt sie fort in gleichem Schritt;
Sie kühlt mit ihrem Odem seine Wangen
Und trocknet sie mit ihren weichen Locken;
Die beiden zarten Kinder auf der einen,
Die theure Mutter auf der andern Seite,
Ist's ihm, als trüge er die ganze Welt;
Sein ganzes Glück, die leichte, süße Last,
Hält liebend er mit kräft'gem Arm umfaßt.
Oft kommen sie an einen hohen Felsen,
Der, eine Mauer, aus der Tiefe ragt,
In die das Auge schwindelnd niederblickt,
Die, ist sie nicht von Bäumen überbrückt,

Den Wanderern den Weg auf einmal sperrt.
Die Mutter und die Kinder bleiben oben,
Und Cedar steiget forschend in den Grund,
Tritt mit den Zehen in die Felsenspalten,
Und streckt die Arme aus dem tiefen Schlund,
Und nimmt ein Kind, das Daidha's Mutterarme
Mit bangem Zittern ihm entgegenhalten,
Und trägt's hinab und legt es auf die Blumen,
Und kommt zurück das Andere zu holen,
Dann hält der Mutter er die Schultern hin,
Auf die sie wie auf eine Treppe tritt,
Und wenn sie beide glücklich unten sind,
Stellt er sich eine Säule an die Wand,
Und läßt die Mutter auf die Schultern steigen,
Und bietet ihr ein Kind mit seiner Hand;
Indeß sich ihre Arme nach ihm beugen,
Und endlich zieht sich die lebend'ge Leiter
Mit eignen Kräften auf des Abgrunds Rand.
Bisweilen tritt ein Strom aus dem Gebirge,
Und leget brausend sich in ihren Weg,
Der Vater schwimmt zuerst durch seine Fluten,
Zieht schwimmend eine hängende Liane
Von einem Baum, der am Gestade wurzelt
Und knüpft das starke Tau am andern Ufer
Mit seinem Ende fest an einen Stamm,
Und kehrt zurück und zeichnet ihr den Weg,
Und nimmt ein Kind mit seiner Hand hinüber,
Und Daidha hält sich am gespannten Seile
Und kämpft sich zitternd durch den Schaum der Wogen,
Ihr weißes Kind auf ihrem Kopfe tragend,

Und trocknet es am sicheren Gestade,
Wie sich ein Flug von weißen Wandervögeln
Die Flügel auf dem Sande trocknen lassen.

An einem Abend ruhn sie in der Oede,
Die Glieder brachen unter ihrer Last,
Da hörte Cedar, dessen Liebe wacht,
Auf einmal ferne Tritte in der Nacht.
Er stützt sich auf den rechten Ellenbogen
Und lauschet still dem seltsamen Geräusche.
Die Schritte scheinen ihrem Weg zu folgen;
Ein Schnauben, welches immer näher kommt,
Gießt einen Schauer über seine Haut;
Er glaubt, es sei ein Löwe, der vom Hunger
Getrieben, seine zarten Kleinen suche,
Sie an der Brust der Mutter zu verschlingen.
Er ruft. Mit einem kläglichen Geheul
Stürzt sich das Thier in einem Sprung herbei;
Das Laub ist dicht und finster ist die Nacht;
Wie einen Schatten sieht er sich's erheben.
Er stürzt dem furchtbarn Löwen sich entgegen,
Und fängt ihn mit den Eisenarmen auf,
Und furchtlos sieht er an der Männerbrust
Das Elfenbein der spitzen Zähne blinken,
Und hört das wilde Schnauben seiner Nase;
Er stößt die Hand in seinen offnen Rachen,
Und faßt die Zunge, die blutdürstige,
Und wirft erwürgt den Löwen auf die Erde,
Der unter kläglichem Geheul verröchelt.

Die Mutter birgt die Kleinen an der Brust,
Und fühlt sich tiefbewegt durch das Gewinsel.
Sie untersucht die Arme ihres Gatten,
Und findet keine Spur von Blut und Wunden;
Der Löwe, der zu seinen Füßen liegt,
Scheint liebevoll ihn nur beleckt zu haben.
Bald schloß der Schlaf die müden Augenlider,
Sie öffnen sie beim Morgenlichte wieder,
Und sehn den Feind zu ihren Füßen liegen,
Und lassen einen Schreckensruf vernehmen,
Und sehn sich voll Bestürzung traurig an,
Und Thränen rollen über ihre Wangen.
Der Löwe, der nach ihrem Blut gelechzt,
Es ist der treue Hund von Cedars Hunden,
Der liebend sein Geschick mit ihm getheilt,
So lang sein einz'ger Freund in dieser Welt,
Der Daidha koste, der die Kleinen leckte!
Da er den Herrn im Strom versinken sah,
So lief er lang mit kläglichem Geheul,
Das traurig in der Oede wiederhallte,
Am ganzen Ufer des Orontes nieder,
Um den geliebten Körper zu entdecken,
Und kam bis an den sand'gen Strand des Meeres,
Und schwamm verzweifelnd durch des Stromes Mündung;
Und endlich fand er eine frische Spur
Von Menschentritten in dem weichen Sand,
Verfolgte sie, die Nase auf der Erde,
Verlor sie hundertmal und fand sie wieder,
Und spürte nirgends nach dem Tritt der Wilden,
Und trank nicht aus der Flut, durch die er schwamm.

Und da er endlich seinen Herrn gefunden,
Empfing er seiner Treue Lohn, den Tod.

Wie viel von seinem Blute hätte Cedar
Geopfert, um die Leiche zu beleben!
Wie viele bittre Thränen weinten sie!
Wie sehr verwünschten sie die traur'ge Täuschung!
Wie vielmal küßten sie das treue Thier,
Und strichen ihre Hand durch seine Haare!
Das weiche Herz des guten Menschen blutet,
Wenn ihm das Schicksal raubt, was er geliebt,
Doch seiner Liebe mit dem Tode lohnen,
Es selbst mit seinen eignen Händen morden,
Das ist ein schwarzes, gräßliches Verhängniß!
Die Liebe ist so tief in uns geschrieben,
Daß wir wie Brüder alle Wesen lieben,
Und bei dem Tode eines Hundes weinen,
Der uns wie treuer Freund zur Seite ging.
Sie gruben unter Thränen ihm sein Grab
Am Fuße eines wilden Maulbeerbaumes,
Und sein Begräbniß war ein Trauertag.

Zwölf Sonnen hatten das Gewölk vergoldet,
Seitdem sie dieses neue Land durchzogen;
Sie waren an die See hinabgestiegen
Und hatten ihrer Fluten Salz gekostet,
Und ihre ungeheure Wasserwüste
Für unsers Erdballs Grenze angesehn.
Sie folgten jenem reizenden Gestade,
Wo tausend Jahre später Tyrus stand,
Die Wogen spielten um die öden Felsen,

Wie Lämmer vor der Ernte auf der Tenne;
Sie wandelten auf jenem heil'gen Boden,
Dem bald so vieler Städte Pracht entkeimte,
Und hatten keine Ahnung, daß die Gottheit
Einst hier so viele Völker sammeln werde;
Sie weideten die wonnetrunk'nen Blicke
Auf dieser grenzenlosen Spiegelfläche;
Sie gingen gerne auf dem weichen Sand
Und sahn dem sanften Zug der Wellen zu,
Die von dem Hauch des Morgenroths gekräuselt,
Still mit dem Gold zu ihren Füßen spielten.
Die Pulse des lebend'gen Elements,
Die ewigen Bewegungen des Meeres,
Die schwimmenden Gebilde des Gestades,
Die zitternd in den blauen Fluten spielten,
Die träumerischen Seufzer der Natur,
Die purpurnen Geheimnisse der Tiefe,
Die unter dieser klaren Fläche gähnte,
Dies Alles schien zu ihrem Herz zu sprechen;
Und die Akkorde, die das Ohr vernahm,
Sie wiederhallten in dem tiefen Busen;
Und in des Lebens Seligkeit versunken,
Ergingen sie sich sprachlos an dem Meere,
Und hatten ihren Reiseplan vergessen;
Denn nicht durch wilde, regellose Wogen,
Durch Stöße der vom Sturm gepeitschten See
Ward des Gestades Saum zurückgestoßen,
Die stille Welle und das dichte Laub
Sie kos'ten friedlich auf dem goldnen Sande,
Der Schaum der Fluten spielte um den Baum,

Und kräuselte sich unter seinen Schatten,
Und es entzückte sie zu gleicher Zeit
Des Meeres Ruhe und des Waldes Frieden.

Schon dehnt der Karmel sich vor ihren Blicken,
Gleich einem Thurme, dessen breites Dach
Den schwachen, weichen Boden zusammenquetscht.
Er stieg wie eine Mauer aus den Fluten,
Die er mit seinen düstern Felsen bräunte;
Gewalt'ge Blöcke, die von seiner Spitze
Einst über seinen ungeheuren Rücken
Bis in den Schoos der See hinabgerollt,
Umringten klein're steile Vorgebirge
Das eigentliche Cap gleich Riesentreppen.
Die Woge brach sich brüllend am Gestade
Und spritzte rauchend ihren weißen Schaum,
Und entdeckte und entblößte jene Klippen,
Wie kochend Wasser, welches übersprudelt;
Ein Adler flog in majestät'schen Kreisen
Hoch über die belebten Wogenbergen.
Wer konnte diese Felsen überklimmen?
Und doch, was blieb den Gatten anders übrig?
Entweder mußten sie die steilen Klippen
Ersteigen oder das Gebirg umgehen,
Das in die blaue Ferne sich verlor
Und überall mit himmelhohen Mauern
Dasselbe Hinderniß entgegenstellte.
Die Wanderer entschlossen sich zum Nächsten;
Sie wollten, ohne ihre theuren Kleinen
Dem wilden Elemente auszusetzen,

Vorerst allein sich durch die Fluten wagen,
Und bargen, vor dem Schakal sie zu sichern,
Die theuren Pfänder, wie in einer Wiege
Im Herz der Aeste eines Palmenstammes,
Den jungen Baum zu sich herunterbiegend,
Und küßten zweimal noch das holde Paar,
Und ließen den geschmeid'gen Gipfel los,
Und ihre Lieben lagen in der Höhe.
Dann schritten beide an des Ufers Rand
Im Kampfe mit dem Elemente weiter,
Bald trock'nen Fußes auf dem weichen Sand,
Bald mitten durch die Strömung wilder Wogen,
Die dampfend sie mit weißem Schaum bedeckten;
Und Cedar klammerte mit einer Hand
Sich an die meerumrauschte Felsenwand,
Und faßte mit der andern seine Gattin,
Damit die gierige gebrochne Woge
Die Theure nicht von seiner Seite reiße
Und in das wilde Grab der Fluten schleud're.
Die Woge sprang an ihnen wild empor
Und deckte sie gleich einem weißen Schleier;
Doch plötzlich riß das schimmernde Gewebe,
Und stürzte kraftlos in die Flut zurück.
So stunden sie dem Andrang der Gewässer,
Bis die zerschellte Welle sich zurückzog,
Und schritten dann in rascher Eile weiter,
Bis eine andre Welle sie bedeckte;
Ihr Tod und Leben hing an einem Faden.
So kamen sie bald auf den festen Grund,
Bald in der wilden Flut, von Fels zu Fels,

Von Wog' zu Woge um das Vorgebirge,
Und sahen plötzlich eine andre Küste
Im Hintergrund der blauen Wasserfläche,
Das dunkle Grün der lachenden Gefilde
Am Strahl der Mittagssonne niederrollen.
Sie dankten still dem unbekannten Gott,
Und eilten schnell auf ihren Weg zurück:
Und Cedar von der Gattin eingeholt
Bog seiner Palme Gipfel zu sich nieder.
Schon deckte Daidha, auf den Zehen stehend,
In ihrem Geist die Lieblinge mit Küssen
Und wartete mit ausgestreckten Armen,
Bis Cedar sie an seinen Busen lege;
Da hielt, als sie ins Innre blicken konnte,
Das Blut in ihren Adern plötzlich still,
Und ihre Stirne wurde marmorbleich.
Die Kinder waren nicht mehr in der Palme.
Sie schrieen voll Verzweiflung in die Lüfte,
Und liefen händeringend auf und nieder
Von Baum zu Baum, und steckten ihre Köpfe
Gleich Vogelstellern in die dichten Aeste.
Sie hatten durch die Aehnlichkeit getäuscht
Die Palmen in der Hast vielleicht verwechselt,
Da hörten sie auf einmal in den Wolken
Ein Angstgeschrei; sie blickten starr empor;
Der Adler, den sie vorhin kreisen sahen,
Durchschnitt die Luft in ruhig stolzem Fluge;
Und seine weiten, ausgespannten Flügel
Bedeckten sie mit einem Wolkenschatten;
Und wie der Luftball unter sich den Nachen,

So trug er eine Bürde unterm Flügel.
Er hielt, sich siegreich auf- und niederwiegend
Das zweite Kind in den geschloss'nen Krallen.
Aus Furcht, er möchte durch Geschrei erschreckt
Die Beute aus den Klauen fallen lassen,
Drängt Daidha einen dumpfen Schrei zurück,
Und deutet mit dem Finger auf den Vogel;
Sie sahen ihn durch eine weite Oeffnung,
Die an dem Gürtel des Gebirges gähnte,
Mit seiner Beute, ohne seine Flügel
Nur einzuziehen, ihrem Blick entschwinden;
Und ein Geschrei erhebt sich in die Lüfte.
Gleichwie bei einer Feuersbrunst die Mutter,
Die durch des Gatten Arm dem Tod entrissen
Die lieben Kleinen zitternd um sich sammelt,
Und sie mit ihrem Finger überzählt,
Und ihre Stirne und ihr Haar berührt,
Um sich von ihrem Dasein zu versichern,
Und wenn dann eines unter ihnen mangelt,
Sich, ohne nur zu sprechen und zu denken,
Wild in das brennende Gebäude stürzt,
Das glüh'nde Eisen, das geschmolz'ne Blei
Empfindungslos mit ihren Händen faßt,
Und die vom Feuer halb verzehrte Leiter,
Die unter ihren Füßen bricht, hinanklimmt,
Und bis zum rauchumhüllten, morschen Dach,
Wohin sich selbst des Mannes Fuß nicht wagte,
Durch das Gezisch der Flamme dringt, um das Geliebte
Zu retten, oder mit ihm umzukommen:
So stürzt sich, ohne lang zu überlegen

Die junge Gattin ihrem Cedar nach;
Vergebens stellt der Felsen sich entgegen,
Sie klettern gleich der Gemse und dem Elent;
Es war, als trüge sie ihr Herz zum Himmel;
Sie schwangen mit der Schnelle des Gedankens
Von einer steilen Klippe zu der andern;
Sie haben keine Zeit, um Luft zu schöpfen;
Sie sehen nicht, wie ihre Hände bluten,
Sie sehen nicht, wie unter ihren Füßen
Die fürchterlichste Tiefe sich hinabsenkt;
Sie sehen nur zum Felsengrat empor;
Bisweilen hängen sie frei an den Händen,
Und suchen einen Halt für ihre Füße,
Und werden, wie die schwankenden Lianen,
Vom Stoß des Windes hin und hergetrieben.

Sie stehen endlich auf dem Bergesrücken;
Ein sanfter Abhang senkt sich langsam nieder,
Ein zarter Rasenboden breitet sich
Von einem Walde bis zum andern aus;
Ein Silberfaden schlängelt sich durch Blumen,
Und über diesem Abhang, wo die Bäche
Herunterströmen, sieht man einen Bogen,
Der eine weite Höhlung überwölbt.
Sie stürzen keuchend gegen ihre Oeffnung,
Ein kolossaler Adler fliegt hervor,
Und wirft sie mit dem Wind der Flügel nieder;
Sie liegen fast bewußtlos an der Erde;
Doch zitternd für die theuren Kinder würde
Das Mutterherz selbst mit dem Bitze kämpfen;

Sie raffen sich empor und treten wieder
In das Gewölb und sehn im Hintergrunde:
Sie schreien auf, ein Gegenschrei ertönt;
Die Mutter sinkt vor Freude in die Kniee;
Sie sieht die Kinder und tritt scheu zurück.
Was lähmte denn so plötzlich ihre Schritte
Vor denen, die sie durch den Tod gesucht?
Was hemmte die Bewegung ihres Herzens?
Was unterdrückte ihren Freudenruf,
Da sie am Eingang des Gewölbes stunden?
Ein Blick, ein Mann im Hintergrund der Höhle . . .
Ein schöner Greis hielt ihre beiden Kleinen,
Die jener Adler in sein Nest getragen,
Wie eine zarte Mutter auf den Knieen.
Er träufelte den Saft der goldnen Aepfel,
Die er geschält, auf ihre Rosenlippen,
Und gierig tranken sie die süßen Tropfen,
Sein weißes Haar mit ihren Händen streichelnd,
Sein sanfter Ton, sein freundlich, holdes Lächeln
Hat sie bereits von ihrer Angst befreit.
Er hat nicht jenen rohen, wilden Ausdruck,
Den Cedar im Gesichte And'rer fand;
Nicht jene niedere gemeine Stirne,
Auf welche sich die Sinnlichkeit geschrieben;
Nicht jenen finstern, hinterlistgen Blick,
Der über Tücke nur und Rache brütet;
Nicht jene scharfen Züge um den Mund,
Die Menschenhaß und Grobheit eingegraben,
Nicht jene breiten, aufgeworfnen Lippen,
Auf denen Schwelgerei und Wollust thronen;

Er hatte nicht die vollen starken Muskeln,
Die in dem Menschen nur das Thier ernähren,
Die Nägel seiner Hände glichen nicht
Den Raubthierkrallen, die in Leichen wühlen;
In seinem sanften Blicke las man nicht
Die höhnende Verachtung seiner Brüder;
Und die ovale breite, freie Stirne
Schien über dem Gedanken sich zu wölben;
Aus seinen Augen, deren Kreis das Alter
Erweitert, leuchtete die Morgenröthe;
Das reine gleiche Feuer seines Blicks
Erwärmte freundlich, ohne zu verzehren;
Die Ueberlegung milderte die Flamme,
Wie zwischen Licht und Auge eine Hand;
Die Lippen, die der Athem halb geöffnet,
Sie schweiften nach dem Elfenbein der Zähne
In kleinen zarten Bogen kaum zurück;
Und eine weiche, träumerische Falte
Sie milderte den ernsten Männerausdruck;
Man sah, daß niemals Hochmuth oder Grobheit
Den zarten, feingeformten Mund gekrümmt;
Man sah, daß seine offne heit're Miene
Stets den Gedanken vor dem Wort verrieth;
Die weißen Lilien hatten ihre Bläße
Dem milden freundlichen Gesicht geliehn;
Ein frommer Geist beseelte seine Züge;
Wie Mühlstein oder Hammer die Metalle
Zu einem feineren Gebrauche schärfen,
So las man in den scharfgefurchten Zügen
Die Spuren tiefer, sinniger Gedanken,

Die Jahre hatten in die Krümmungen
Die Anstrengung des Geistes eingegraben,
Der hier in tausend Strahlen leuchtete.
Die Gatten, die noch wen'ge Jahre zählten,
Die einen einzigen Gedanken hatten,
Bewunderten das heilige Gepräge;
Der reiche Ausdruck dieser hohen Stirne
Flößt' ihnen Staunen, Furcht und Achtung ein.
Wenn sie die milde Blässe des Gesichts,
Die Ueberlegung seines feinen Mundes,
Das Denken der gewölbten Augenbraunen,
Die Glut der seelenvollen Blicke sahen,
So schien es ihnen, wie wenn tausend Geister,
Auf seinem Angesicht vorüberzögen;
Sie scheuten sich, wie vor dem Unsichtbaren,
Und blieben furchtsam in der Ferne stehn.

Er deckte liebevoll die zarten Kleinen
Mit seines reichen Purpurmantels Enden,
Warf einen sanften Blick auf beide Gatten,
Und da er sah, wie sie sich scheu und sprachlos
In weiter Ferne an einander lehnten,
So sprach er: „Kinder, kommet, sehet, tastet!
O tretet näher, schöne Tochter Eva's,
Du Adams kräft'ger Sohn, o tretet näher!
Sind diese süßen Liebespfänder euer?
Soll sie der Adler wieder mit sich nehmen?"
Bei diesen Worten flog die Mutter ängstlich
Mit offnen Armen zu den theuren Kleinen,
Und rief den zaudernden Gemahl zu Hülfe.

Der Alte legte, wie zwei Turteltauben,
Die Kinder liebevoll an ihre Brust,
Und sie benetzte seine Hand mit Thränen,
Und Cedar kniete nieder, anzubeten.
Sie wagten nicht vor ihm den Mund zu öffnen,
„Es ist von Gott," so dachten sie bei sich,
„Es ist ein beſſ'rer Gott, als unsre Götter;
Er wohnt auf diesen Felsen, deren Jahre
Die seinen sind, und herrschet allgewaltig
Von hier aus über Meere, Berge, Thäler;
Sein Bote ist der Aar, sein Hauch der Wind;
Was wird er mit uns Sterblichen beginnen?"
Der Greis vernahm die Worte ihrer Herzen.
„Erhebt euch," sprach er, „stehet auf vor mir,
Ich lese die Gedanken eurer Seele
In eurer Augen Tiefe, blicket auf!
Ich bin ein Gott von Fleisch und Blut und Knochen!
Ein Mensch wie ihr, ihr könnet mich berühren,
Ein Wurm, der hier in dieser Oede lebt,
Und raschen Schritts dem Tod entgegeneilt.
Die Rache Gottes möge mich vernichten,
Des einz'gen Gottes, wenn ich euch mißbrauche,
Wenn ich euch in der Täuschung eurer Seele
Vor einer Lüge niederfallen lasse!
Ihr armen, nackten, schreckensbleichen Kinder,
Der Wüste flücht'ge Söhne, einem Stamm
Mit unbekannten Zügen angehörig,
Wie euer Volk sich immer nennen möge,
Wer seid ihr, redet ihr der Menschen Sprache?
Nie sahen meine Augen, seit sie sehen,

So reine, sanfte, seelenvolle Züge;
Es birgt also Jehova in der Schöpfung
Noch reine Tropfen aus der Quelle Edens.
Erzählt, wo kommt ihr her, wo wollt ihr hin?
Und seid ihr Menschen oder seid ihr Engel?
Wohl die Erscheinung der verbannten Unschuld?
Der Erde Lächeln vor dem Todeskampfe?
Sprecht ohne Scheu, gut ist der Mann des Himmels,
Gott sei in eurem Mund, in meinen Augen!"

Der liebevolle Ton der sanften Stimme
Gab ihnen Muth; sie traten vor den Alten
Und sah'n von Zeit zu Zeit an ihm empor,
Und stärkten sich an seinem milden Lächeln,
Und sprachen und erzählten endlich Alles.
Der Greis hört ihnen mit Entzücken zu,
Und er begreift die Wege ihres Lebens,
Nur die Geschichte Cedars bleibt ihm dunkel;
Er sieht in ihm die Frucht verbotner Liebe,
Die die Verbrecherin im Wald gesäugt;
In seinem Auge strahlt das inn'ge Mitleid,
Das ihm das liebevolle Herz bewegt,
Und Thränen stehlen sich aus seinen Wimpern
Und rollen über seine blassen Wangen;
Die Mutter sah der Liebe Perlen glänzen,
Und sprach in ihrem Herzen: „Er ist gut,
Er wird den theuren Gatten nicht mehr fesseln,
Und wenn auch, beide doch zu Sklaven nehmen."
Sie drückte ihre Kinder an den Busen,
Und küßte sie im Geist bei jedem Pulsschlag.

Der Alte hält die Hand an seine Stirne,
Als dächt' er nach, und sprach nach einer Pause:
„Ihr Theuren, welche Lieb' und Unschuld schmückt,
Gönnt mir und meiner Wildniß euer Bleiben!
Er, der die Blüten weckt, das Lamm ernährt,
Er führt euch her, damit ihr ihn erkennet!
Ihr füllt mit Freud' und Liebe diesen Ort,
Euch fehlt nur Gott, ich will euch zu ihm führen."
Mit diesen Worten faßte er die Mutter,
Die seine Füße mit den Haaren trocknet,
An ihrer Hand und führte beide Gatten,
Wie Gott das Paar im Paradies geführt,
In einen heitern, sanft geneigten Garten,
Der das Gefilde und die See beherrschte,
Und von den Felsen, wie von einer Brustwehr,
Mit Mauern von Granit umschlossen war.
Aus einer Grotte strömte eine Quelle,
Die wie der Thau auf Blumen niedertrof,
Und dann den bunten Sammt der Wiesen tränkte,
Sie ließ ein plätscherndes Gemurmel hören,
Gleich einem muntern Lerchenflug im Grase;
Die zahmen Thiere tranken aus der Quelle,
Und legten sich in Gruppen um sie her,
Und tausend Vögel mit verschiednen Stimmen
Und mit verschiednen Farben wiegten sich
Auf Bäumen, die in ihrer Nähe stunden,
Und sangen mit dem Wasser in die Wette,
Und süße, große, unbekannte Früchte
Erfüllten rings die Luft mit Wohlgerüchen.

Zum ersten Male sahen diese Kinder
Der Wildniß einen angebauten Boden,
Sie sah'n der Wälder ungeheure Schätze
Durch Menschenhand auf einem Feld vereinigt;
Sie sah'n die Früchte einer jeden Gegend
Gleichwie auf einer Tafel aufgestellt;
Die man zerstreut nur in den Wäldern findet,
Man konnte alle hier auf einmal haben,
Die Aeste seufzten unter ihrer Last;
Veredelt und vergrößert durch die Kunst,
Erkannte Cedar fast die Bäume nicht,
Und jeder Schritt zeigt ihm ein neues Wunder.
Kein wild Gewächs umschlang den Stamm der Bäume
Und rankte bis zum Gipfel sich empor,
Um ihnen ihre Säfte auszusaugen,
Die Bäume standen frei und abgesondert,
Auf einem Feld, wo das Getreide wogte,
Die reifen Aehren rauschten auf den Halmen,
Wie Blättchengold, die an einander schlagen.
Der Greis zerdrückt das Korn mit seinen Fingern,
Und schäumend trieft ein weißer Saft heraus;
„Dieß ist die Milch," sprach er, „womit die Erde
Die großen Völker in den Städten nährt."
Hierauf zerrieb er des Getreides Gold
Auf einem runden Stein und zeigte ihnen
Des Brodes wunderbare Zubereitung.

Statt niedrem Buchs und unfruchtbarem Farrnkraut
Sah man die schönsten Küchenkräuter wachsen,
Den Yam, die gigantische Melone,

Die man auf hohen Bäumen suchen sollte,
Den Lattich, mit den schneckenförm'gen Blättern,
Die Pflanzen, die man ausgräbt, die man pflückt.
In einer nahen Furche sahen sie
Die langen, scharfen Eisenspaten liegen,
Der Alte zeigte ihnen diese Wunder,
Und pflückte ihnen rosenrothe Pfirschen,
Und Feigen, die von süßem Hönig trofen,
Und Birnen, die beim sanften Druck zerschmolzen;
Und ihre Zunge kostete die Früchte,
Und Vögel stritten sich um ihre Häute.
Da sie sich satt gelabt, sprach er zu ihnen:
„Wollt ihr die schöne Gegend nicht bewohnen?
Es fehlte eine Blume, keusche Liebe,
Des Herzens Blüte, die die Gottheit weckt;
Schlaft unterm Feigen- oder Maulbeerbaum,
Eßt Gottes Früchte, kostet seine Ruhe;
Sobald die Lerch' ihr Morgenlied gesungen,
So werde ich euch fröhlich wiedersehen,
Und euch den heil'gen Namen dessen nennen,
Der uns die Morgenröthe leuchten läßt;
Ich werde euch erzählen, welches Schicksal,
Mich einst in diese Gegenden geführt;
Liebt mich, doch betet Niemand an, als Gott."
Mit diesen Worten segnet er die Gatten.
Indessen neigte sich der Tag zum Ende;
Sie sprachen lange noch von diesem Greis,
Und im Gespräche sanken sie in Schlummer.

---

## Siebentes Gesicht.

Schon tauchte das Gewölk' am fernen Osten
Den Schleier in das Blut der Morgenröthe,
Als in der heitern, himmlisch=schönen Gegend,
Die Liebenden an ihrem Strahl erwachten;
Die Tiger, Löwen, Pantherthiere, Adler,
Sie hatten ihre Wildheit abgelegt,
Und lagen friedlich auf dem weichen Rasen,
Und sahen sie mit frommen Blicken an;
Die Kinder küßten ihre goldnen Mähnen
Und spielten mit den weißen, spitzen Zähnen.
Die beiden Gatten waren voll Erstaunen,
Und wußten nicht mehr, was sie denken sollten,
Sie glaubten sich durch einen schönen Traum
In eine neue beſſ're Welt versetzt.

Noch war der gute Alte nicht erschienen.
Sie machten ein'ge Schritte durch den Garten
Und wagten kaum den Boden zu berühren,
Wie man in einem heil'gen Tempel wandelt;
Sie ließen sprachlos ihre Blicke schweifen
Und zeigten sich geheimnißvoll die Wunder;
Der Rasen senkte stufenweis sich ab,

Sie stiegen auf dem grünen Sammt hinunter;
Da sah'n sie jene Felsenöffnung wieder;
Sie war so breit und hoch, daß selbst die Stirne
Des Riesen, wenn er aufrecht stund, nicht anstieß,
Es schien, als hätte ein Titanenstamm
Den Saal nach seinen Formen ausgeschnitten;
Die Winde, die sich an den Klippen brachen,
Durchbrausten vollen Fluges das Gewölbe,
Das wie von Orgeltönen wiederhallte;
Der Morgenröthe zarte Purpurstrahlen,
Die von der Felsenwand zurückgeworfen
Sich in die dunklen Räume niedersenkten,
Verbreiteten im Kampfe mit der Nacht
Ein mattes Zwielicht in dem Grund der Höhle.
Sie suchten an einander angelehnt
Mit scheuen Blicken ihren heil'gen Greis.
Ein unverständlich Murmeln seiner Lippen,
Das aus der Tiefe eines reinen Herzens
Dem Rauschen gleich der unterird'schen Quelle
Emporstieg und zu ihren Ohren drang,
Wies ihre Augen in den Hintergrund.
Sie stunden hinter einer dunklen Ecke,
Wodurch sie seinem Blick entzogen waren,
Indessen sie ihn selber sehen konnten.

Er lag vor einem Felsen auf den Knieen,
Das Angesicht dem Aufgang zugewendet;
Gleich Aesten, die sich von dem Stamm erheben,
Hält er die Arme über seiner Stirne,
Und hat die magern Hände fest gefaltet;

Die heilige Begeist'rung seiner Seele
Hat seinen Nacken hinterwärts gebogen
Und seine freie Stirn' zurückgewölbt,
Und nach dem Himmel seinen Blick gerichtet,
Als wollte er an seiner Decke lesen.
Ein großes Buch lag auf dem Felsenblock,
Der ihm zur Stütze diente, aufgeschlagen;
Sie hielten in der Einfalt ihres Herzens
Den Schatz, den seine Lippen öfters küßten,
Für seinen Gott, zu dem er betete.
Ein gold'ner Umschlag wand sich um das Buch;
Es schimmerte ein großer Edelstein
Wie eine glüh'nde Kohle auf dem Schloß;
Auf dem geschnitzten Golde breitete
Als Sinnbild hoher Andacht eine Taube
Mit Diamantenaugen ihre Flügel,
Als wollte sie sich in den Himmel schwingen;
Der Schnabel von Korallen und die Klauen
Von strahlenden Rubinen hatten sich
Auf das Email des Rückens festgeklammert,
Und ihre gold'nen Flügel schloßen sich
Und öffneten sich wieder mit dem Buche.
Bisweilen bog der Wind mit dem Beschläge
Die Ecken, wie mit Fingern halb zurück,
Und hauchte zitternd durch des Bandes Blätter,
Wie durch der Taube Federn, wenn sie schläft.

Der fromme Greis in sein Gebet versunken,
Schien dieses Rauschen gar nicht zu vernehmen;
Im Schwunge seiner himmlischen Gedanken

Bewegten leise murmelnd sich die Lippen
Und ließen durch der Höhle tiefes Schweigen
Bisweilen halbgebroch'ne Worte hören.

„O Vater", sprach er, „Vater aller Wesen,
Der alle Welt mit seinem Geist durchdringt,
Der die Natur zu seinem Tempel baute,
Und sie mit seiner Liebe Band umschlingt,
Geheiligt werde dein erhab'ner Name,
Der uns zur höheren Bestimmung weiht;
Es komme und vollende sich im Leben
Dein ewig Reich, das täglich sich erneut;
Es walte überall dein heil'ger Wille,
Er bleibe unser einziges Gebot.
Gib deinen Kindern, was sie hier bedürfen,
Gib uns, Erhalter, unser täglich Brod.
So wie wir unserm Feind vergeben wollen,
Vergib auch du, o Vater, uns die Schuld;
Verschone uns mit allzuschwerer Prüfung,
Und waffne uns mit Glauben und Geduld,
Und stärke uns im Kampfe mit den Sünden,
Daß wir das Böse siegend überwinden."

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Sobald das Licht des Morgens ihn begrüßte,
Sprach unser Greis das heilige Gebet,
Das später uns der Gottmensch offenbarte,
Worin die Seele mit dem Körper ringt,
Worin der Mensch Gott seinen Vater nennt,
Und wie er um Vergebung fleht, vergibt,

Indem er Gnade und Gesetz vereinigt,
Des Herrn Erbarmen und des Nächsten Liebe:
Die Bitten, die im Anfang aller Dinge
Tief in des Menschen Brust gegraben wurden,
Und da sie in dem Rost der Sinnlichkeit
Und im Gewühl des Lebens sich verloren,
Vom Fleisch gewordnen Worte in der Asche
Des bessern Menschen wieder aufgefunden
Aufs Neue von den heil'gen Lippen strömten.

Von Ehrfurcht und Bewunderung gefesselt
Sah'n beide Gatten die Verehrung Gottes;
Bei jedem Wort des heiligen Gebets
Drang seiner Augen Strahl in ihre Seele,
Und sie verhüllten, ohne es zu wissen,
Zu wem er sprach, sich vor dem Geiste Gottes.
Da er die heil'ge Handlung nun vollendet,
Erhob er sich, und als er sie erblickte,
Barg er das goldne Buch in seinem Kleide,
Wie man in Eile einen Schatz verbirgt,
Und nahte sich den furchtergriff'nen Kindern,
Und führte an der Hand sie aus dem Dunkel.

Auf einem grünen Abhang des Gebirges,
Wo sich drei Palmen einem Stamm entwanden,
Im Meereshauch, der durch die Zweige rauschte,
Ließ er das Paar sich ihm zur Seite setzen,
Blickt' lächelnd auf die jugendliche Gattin,
Bat den Gemahl, die Kinder ihm zu bringen
Und setzt sie liebevoll auf seine Kniee,

Und küßte sie, und reichte sie der Mutter,
Als hätte eine längst vernarbte Wunde
Bei ihrem Anblick wieder neu geblutet;
Er wischte ein'ge Thränen aus den Augen,
Und tilgte schnell auf seiner Männerstirne
Die Wolke durch ein freundlich stilles Lächeln,
Und sprach mit ernster Stimme zu den Gatten,
Die regungslos zu seinen Füßen saßen:
„Der Geist des Herrn belebe meine Worte!
Unglückliche Verehrer stummer Götzen,
Ich spräch' umsonst, wenn er nicht zu euch spräche!
Doch er hat euren Schritt hieher geleitet,
Er hat befohlen, daß ich jenen Namen,
Den er in unsern Busen eingesenkt,
In eurer Brust mit meinen Worten wecke,
Den Namen, welchen bei den Nationen
Der finstre Aberglaube ausgetilgt,
Daß wenigstens ein Stamm auf dieser Erde
Der Seele göttliches Gepräge rette.
Was ich, ihr theuren lebenden Gefäße
Der Unschuld und der Liebe, in euch gieße,
Das gießet wieder in die Herzen Andrer,
Damit ich, eine ausgebrannte Kohle,
Mit meiner Asche noch den Wald entzünde!
O öffnet eure Augen, schöne Kinder
Der Finsterniß, und lernt die Schöpfung kennen,
Daß ihr durch sie den Schöpfer kennen lernet!"

„Fern von der Sonne, die uns hier bescheint,
Vom Meer, das sich an diesen Felsen bricht,

Wohnt unterm Mond ein anderes Geschlecht,
Das wie die Bienenschwärme sich vermehrt,
Die sich aus dieser Eichen Schooß ergießen.
In jenen Stämmen, die die Eb'nen füllen,
Biegt sich die Erde unter Menschenwogen;
Die Höhlen reichten nicht mehr, sie zu fassen,
Aus Felsen, die sie von den Bergen holten,
Erbauten sie sich künstlich ihre Wohnung,
Und gründeten die unermess'nen Städte.
Granit und Marmor, glänzende Metalle,
Die sie der Erde finsterm Schooß entwühlen,
Und in den Oefen gießen oder hämmern,
Verschaffen ihnen Mauern oder Dächer.
Wenn man die Kuppeln und die Thürme sieht,
Die aus der dichten Häusermasse ragen,
So scheint es, als ob schimmernde Gebirge
Von Eisen, Gold und Silber sich erhöben;
Die Mittagssonne strahlet gleich der Flamme
Bei einem Brand auf dem metall'nen Meere;
Des Feuers Hauch, der aus den Dächern steigt,
Erfüllt die Luft mit einem dunkeln Nebel;
Wenn man auf einem nahen Berge steht,
So hört man es wie fernen Donner rollen,
Und dieses Rauschen ist viel fürchterlicher,
Als das Gebrüll der Tiger und der Panther!
Der Athem stockt, indem man ängstlich lauscht.
Man fühlt sich vor dem fernen dumpfen Brausen
Nur eine Binse, die der Wind bewegt,
Ein Sandkorn, das der Wogen Grab verschlingt!"

„Die Früchte, die die Erde ihnen bietet,
Sie stillen nicht den Hunger dieser Menschen;
Denn ihre Gier verzehrt in einer Sonne
Mehr, als der Wald in tausend Sonnen zeitigt;
Vergebens wogt das Korn gleich Meereswellen
Auf seinem unabsehbaren Gefilde.
Ihr Frevlermund sucht eine andre Nahrung,
Er lechzet nach dem Blut der Mitgeschöpfe;
Es fließet stromweis in den wüsten Städten;
Die Leichen sind in Stücken ausgestellt.
Den Wiesen rauben sie die schönste Blüte,
Das fromme Schaf, das ihre Hand ernährt,
Und würgen es vor seines Lammes Augen,
Und essen es, und nähren sich vom Tode!
Auch hat das Blut, das ihren Mund befleckt,
Ihr Herz verstockt und ihren Blick verwildert.
Gleich einem Makel haben sie das Mitleid
Aus ihrer kalten Marmorbrust verbannt;
Auf ihrer Stirne wohnet das Verbrechen,
Und ihre Augen weiden sich am Mord.
Denn von dem Blut des zarten, frommen Lammes
Ist nur ein kleiner Schritt zum Blut des Kindes:
Sie opfern beides mit demselben Gleichmuth,
Das eine ihrem Gaumen und das andre
Dem Haß, der Furcht, der Rache, ihren Göttern.
Um es so warm als möglich zu vergießen,
So schärfen sie des Lebens Feind, das Eisen,
Das schnell das Blut in Strömen fließen macht,
Zu Aexten, Keulen, Schwertern, Messern, Dolchen.
Schon ist der Mord zu einer Kunst erhoben,

Wenn ganze Schaaren fallen, heißt er Sieg;
Der Ruhm des Mannes wird mit Blut geschrieben;
Der Held hat einen einz'gen Zweck, den Mord,
Den er zur Unterjochung nöthig findet!
Ihm flucht das Volk und stirbt, um ihm zu dienen.
Wie wilde Thiere treibt er Menschenschaaren,
Zum Krieg, den weder Haß noch Zorn gebar;
Auf seine Winke würgen sie einander,
Mit dem Tyrann den Wütherich zu tauschen.
O sähet ihr auf jenen Blutgefilden
Die Raben in den Eingeweiden wühlen,
Die Adler schwarzes Blut aus Sümpfen saufen,
Die Leichen eines ganzen Volks verwesen,
Die Haare auf entfleischten Schädeln flattern,
Die Würmer über faule Knochen kriechen,
Des Mondes Strahlen die Gebeine bleichen,
Die gleich dem Sande unterm Fuße knistern!!!
O säh't ihr ganze Heerden von Hyänen
Die Menschen heulend auseinanderreißen,
Das hohe Gras, vom wilden Sturm gepeitscht,
Sich über eines Volkes Leiche wölben!
Ihr würdet schaudern und euch glücklich preisen,
Von einem Volk der Wüste abzustammen!"
Die Gatten fragten schaudernd den Erzähler:
„Sie leben also in den Tag hinein?
Die alten Väter der wahnsinn'gen Stämme
Sind also wohl in ihrem Geist verwirrt?"
„Die Väter, sprach er, herrschen längst nicht mehr,
Die Macht des Bluts, die die Natur verliehen,
Ist unter diesen Stämmen längst verschollen;

Mit den Geschlechtern werdend und vergehend
Reicht sie nicht für das Völkerleben aus;
Die Welt verlor die glücklichen Gesetze;
Es kennt jetzt Niemand mehr der Kinder Väter!
Ja, die Familien haben sich geschieden;
Das Thier kennt seine Kinder, nicht der Mensch.
Die Gatten, die die Sinnlichkeit vereinigt,
Vermählen sich nach Willkür bald mit andern,
Und um sich nicht auf ewig zu verbinden,
Vertauschen sie sich ihre feile Liebe.
So haben denn die Väter keine Rechte,
Die Kinder keine Pflichten ihren Eltern,
Und das Gefühl hat seine Macht verloren,
Des Herzens heil'ges Feuer ist erloschen,
Der thierische Instinkt ist das Gesetz,
Der Mensch hat sich von Allem losgesagt,
Und um so sichrer fesseln ihn Tyrannen.
Sie winken uns, das Eisen ist bereit;
Nichts hält die Hand zurück, erweicht das Herz,
Denn um des Volkes Geist zu unterjochen,
Muß man zuvor durch Laster ihn vergiften!"

„Und ihre Götter, fragte Daidha,
Sie schlafen also immer, oder sind
So taub und unempfindlich, wie sie selbst?"
„Und ihre Götter?" sprach der Greis, „ach Menschen,
Verruchte Menschen waren frech genug,
Sich selbst für ihre Götter zu erklären!
Ein kleiner Theil aus ihrer eig'nen Mitte
Führt den entweihten, angemaßten Titel,

Um seine Herrscherrechte sich zu sichern:
Mit Gaukelspielen blendet er die Augen,
Und Furcht und Dummheit müssen für ihn kämpfen.
Um sich die ganze Welt zu unterjochen,
Verhüllt er in Mysterien die Wahrheit,
Und deckt den Geist des Volks mit Finsterniß,
Sein Recht ihm unterm Schutz der Nacht zu stehlen.
Um ihre Götterrechte zu bewahren,
Behandeln sie die Völker, wie das Vieh;
Sie messen ihnen Alles kärglich zu.
Die Luft, das Feu'r, das Wasser und das Brod,
Und peinigen sie mit der schwersten Arbeit,
Und nähren sich von ihrem Schweiß und Blut,
Und pflegen ihren Leib mit Ueppigkeit,
Und Schönheit scheinet ihren weißen Stirnen
Die Herrscherrechte aufgeprägt zu haben.
Sie schreiten, ohne sich gemein zu machen,
Durch des betrog'nen Sklavenvolkes Mitte;
Am bloßen Anblick kennt man schon den Gott;
Denn sie ergänzen ihre hohe Kaste
Nur mit den schönsten Menschen, die sie finden.
Wird irgendwo ein schönes Kind geboren,
So opfern sie entweder es der Ruhe
Der Herrscher oder nehmen es zu sich,
Um es für ihren Zweck heranzubilden;
Stolz auf den Rang, den der Betrug ihm sichert,
Erfährt es, daß es nun ein Gott geworden,
Um einst den Menschen in den Staub zu treten,
Und opfert nun gleich ihnen seiner Gottheit,
Wie ein gemeines Vieh, die ganze Menschheit;

Es lebt vom Schweiß der unterjochten Menge,
Wascht sich mit Blut und spielt mit ihrem Leben,
Und durch die Fülle der Verbrechen nur
Beweist es seine göttliche Natur.

„Sie wohnen ganz allein in festen Burgen,
Die allen Uebrigen verschlossen sind.
Gleichwie der Adler auf Gebirgen horstet,
So bauen sie sich Wohnungen auf Felsen,
Und decken einen Berg mit ihren Säulen,
Und sehen unter sich die Städte wimmeln;
Um ihre ungeheuren Mauren ragen
In einem Kreise feste, hohe Thürme,
Und auf den Wällen stehen ihre Krieger,
Die, gleich dem Blitze, Alles niederschmettern;
Sie tödten, ohne ihn nur zu berühren,
Den Unberuf'nen, der der Burg sich nähert;
Und lassen Feuerkugeln um sich regnen,
Die die geheimnißvolle Kunst entzündet.

„Was der Paläste Mauern in sich schließen,
Das Wort kann es den Augen nicht erzählen.
Man wandelt dort durch große Marmorwälder,
Die gleich den frischen Bäumen mit uns flüstern;
Die gold'nen zierlich ausgeschnitt'nen Blätter
Erzittern, wenn ein leises Lüftchen zieht,
Und würden einen Vogel selber täuschen.
Hier werden ganze Flüsse abgeleitet
Und in der Erde Schooß zurückgeführt,
Aus dem sie lustig in die Lüfte springen;

Und mit dem Regen ihrer Wassergarben
Die Blumen stolzer Schwebegärten tränken.
Sie wölben ihre spiegelhellen Säulen
Von selbst zu prächtig schimmernden Arkaden:
Ein wundervolles künstliches Gebäude,
In dem der Himmel durch das Wasser flutet,
In dem die majestät'schen Sonnenstrahlen
Sich an der Woge Seidenglanz versilbern,
Und, sich in tausend Diamanten brechend,
Das Auge blenden und die Wange kühlen,
Indem des Leuchtthurms purpurrothes Licht
Nach allen Richtungen sich zitternd bricht
Und diese funkelnden, bewegten Säulen
Zu einem Flammenstrome umgestaltet.

„In jenen marmorschimmernden Palästen
Sind die erwählten Großen dieses Reiches
Als Hof um die Person des Herrn versammelt,
Und machen ihre Untergebnen zittern,
Indeß sie vor dem Fürsten selbst erbeben.
Ein einz'ger Mann hat Weiber ohne Zahl,
Die sich um einen Blick von ihm beneiden.
Entnervung ist die erste aller Künste;
Verhüllte Nacktheit macht die Sinne trunken.
Wollüst'ge Tänze, üppige Gesänge
Bewältigen die Seele und den Körper,
Und wecken in der ausgesog'nen Brust
Den kranken Reiz der schlummernden Begierde,
Und zehren vollends alle Kräfte auf.
Die Trunkenheit mit Trunkenheit zu krönen,

Bereilen sie ein süßes Gift aus Blüten,
Das die Vernunft mit ihrem Dunst erstickt,
Und einen wonnevollen Schlaf hervorruft,
In welchem Zauberträume sie umgaukeln;
Sie mischen diesen Saft mit Rebengold,
Das bei Gelagen rauchend sie umschäumt.
Die Vögel in der Luft, die Fisch' im Meere,
Was fliegt, was schwimmt, was auf der Erde kriecht,
Wird ihrer Lust aufs Grausamste geschlachtet;
Blut bildet ihre ersten Leckerbissen;
Fühlt sich ihr Gaumen nicht genug gekitzelt,
So reißen sie das Kind vom Mutterbusen,
Und laben sich an seinem zarten Fleisch!
Denn ihr Geschmack ist durch die Kunst verwöhnt,
Nur das Verbrechen kann die Speise würzen.
Nur wenn sich Schrecken mit der Wollust paart,
Nur wenn der Mund, an den ihr Mund sich klammert,
Vor Angst erzittert und vor Schmerzen schreit,
Ist ihnen Lieb' und Schönheit ein Genuß.
In den verruchten Spielen ihrer Launen
Sind Menschenqualen ihre größte Lust;
Um ihren wilden Blick daran zu weiden,
Sind stets geschäft'ge Henker in der Nähe.
Bald lassen sie in fürchterlichen Kämpfen
Die Menschen ihre Kraft mit Menschen messen,
Und mit den wuthentflammten Thieren streiten;
Wenn Ströme Blutes aus den Adern fließen,
Und wenn die Glieder auf dem Sande zucken,
Dann richten sie sich halb vom Lager auf,
Und Wonneschauer rieseln durch ihr Mark;

Geschrei des Jammers kitzelt ihre Ohren,
Und an dem Tode weidet sich ihr Auge.
Bald auch verbrennen sie lebend'ge Menschen,
Zu sehen, wie die blauen Flammen fluten,
Und hören bei dem Glanze dieser Fackeln
Des Leuchtthurms ihrer Meere von Verbrechen
Die Töne gold'ner oder eh'rner Röhren,
Die zwar den Menschentönen ähnlich sind,
Doch sie an Stärke zehnmal übertreffen,
Und kräft'ge, herrliche Akkorde schmettern;
Indeß ein Chor von tausend Instrumenten
Mit zauberischen Tönen sie berauscht,
So lassen sie in ihrer Nähe Kinder
Und Weiber unter Geiselhieben bluten,
Damit ihr fürchterliches Klaggeschrei
Sich ein Concert mit dem Concert vereine,
Damit die Jammertöne der Verzweiflung
Durch ihren Gegensatz die Lust erhöhen!

„Ein Schauer überläuft euch, und Entsetzen
Würd' euer unschuldvolles Herz durchschüttern,
Und mein Gemälde euren Geist beflecken,
Und die Geburt des Wahnsinns euch erscheinen,
Wenn ich den wüsten, tiefen Schlamm der Sünde
In den sie Gott versenkt, euch schildern wollte!
Wenn ich sie euch in ihrem Treiben zeigte!
Wie sie den Vipern ihre Gifte neiden,
Wie sie sich ohne Unterlaß verschwören,
Wie sie sich küssen, um sich zu zerreißen,
Wie sie nur ein Gefühl, die Mißgunst, hegen,

Wie sie sich morden, um sich selbst zu schützen,
Wie sie sich in Parteiungen bekämpfen,
Wie sie sich in des Aufruhrs Wogen wälzen,
Wie sie den Mörderdolch im Mantel bergen,
Wie sie bei ihren Festen sich vergiften,
Wie sie die Macht sich zu entreißen suchen
Und sie zum Preise des Verbrechens machen;
So tief kann in die Gotteslästʼrung sinken
Der Mensch, wenn er sich selbst zum Gott erhebt!"

Die jungen Gatten tauschten einen Blick
Und traten unwillkürlich scheu zurück.
Der Greis errieth die Quelle ihres Schreckens.
„Ja, sagte er, ich will es euch bekennen,
Ich wurde unter diesem Volk geboren,
Ich tauchte meinen Fuß in diese Sünden;
Doch fürchtet nichts, und höret ruhig weiter,
Ich schüttelte den Staub von meinen Füßen!

„Ich kam in jener Götterstadt zur Welt,
Die Mutter, welche mir die Brüste reichte,
Die Tochter eines Stammes aus der Wüste,
War eine Sklavin des verhaßten Volkes;
Die Götter stritten sich um ihre Reize;
Doch sie verdünnte meine Milch mit Thränen;
Im Schooß der Pracht, die ihren Abscheu weckte,
Gedachte sie der Zelte ihrer Väter,
Gedachte sie des Gottes ihres Landes,
Und floh den Ehebruch mit falschen Göttern.
Nach dem abscheulichen Gesetz der Städte

Riß man mich von dem Busen, der mich nährte;
Die Furcht, ich möchte sie einst nicht erkennen,
Zerriß der Mutter Herz mit bittern Qualen.
Mit ihren Thränen kaufte sie die Gunst,
Mich ein'ge Tage länger noch zu wiegen.
In dieser kärglich zugemess'nen Zeit
Zerfleischte sie mit ihren blut'gen Nägeln,
Dem Blick der Rache ihre That verbergend,
Und unter Thränen meinen weißen Busen;
Und mit dem Blut, das aus den Wunden strömte,
Schrieb sie den heil'gen Namen ihres Gottes,
Tief, wie des Tigers Zahn, in meine Brust!
Dann trennte sie sich ruhiger von mir;
Sie hoffte, einst an den vernarbten Spuren
Ihr Kind, wenn es erwachsen, zu erkennen!

„Indessen Niemand dieses Mal verstand,
Ward ich in dem Palaste groß gezogen;
Ich leistete den Göttern Sklavendienste,
Und ward zu blut'ger That herangebildet.
An ihrem eig'nen Beispiel lernte ich
Im Uebermuth das Volk mit Füßen treten;
Ich zündete den Blitz auf ihren Thürmen;
Bald übertraf ich meine Nebenbuhler,
Und fühlte mich zu einem Gott erhoben.
Indessen flößte ein geheimer Schauer,
Die Ahnung meiner Gotteslästerung,
Mir einen Abscheu vor mir selber ein;
Vielleicht erweckte ihn der heil'ge Name,
Den mir die Mutter auf das Herz geprägt;

Vielleicht entkräftete das milde Blut
Des reinen Stamms den Zauber der Gewohnheit.
Ich haßt' die Götter, welche ich verehrte;
Ein vorgezog'ner, aber wilder Schüler,
Vertilgt' ich ihre Lehren aus dem Herzen.
Da traf mich einst in einer jener Schlachten,
Die die Gebieter ihren Sklaven liefern,
Das mörderische Erz und warf mich nieder.
Ich lag in meinem Blut, und Geier kreisten
Mit freud'gem Krächzen über meinem Körper;
Den Augen der Lebend'gen war ich todt;
Erbarmungslose Menschen sahen mich,
Und wendeten mich mit den Füßen um.
Ein Weib betrat das schauerliche Feld
Und forschte hin und her nach allen Seiten,
Ob dieses oder jenes Herz noch schlage —
Sie trug ja selbst den Menschen unterm Herzen —
Und lauschten an den blutentstellten Leichen,
Die das Gefilde deckten, nach dem Athem,
Und lüftete ihr starres Eisenkleid,
Um ihre eingepreßte Brust zu öffnen;
Es schien, als suchte sie mit scheuen Blicken
Nach irgend einem Mal auf ihrem Busen;
Von Leich' zu Leiche kam sie auch an mich.
Sie beugte sich begierig zu mir nieder,
Und da sie fand, daß ich noch Athem schöpfte,
Erschloß sie meine Brust mit hast'ger Angst,
Und warf mit einem Schrei sich vor mir nieder.
„Jehovah“ rief sie, „du bist es, mein Sohn?
Du, den sie meiner Mutterliebe raubten?

Den, ach! der Tod mir endlich wiederschenkt!
Die Feuerküsse, die bewegte Stimme,
Der warme Hauch der zarten Mutterliebe,
Sie riefen meine Sinne wieder wach;
Ich dankte ihr zum zweitenmal das Leben;
Doch meine Sprache suchte ich vergebens;
Das Herz, der Blick, die Hand nur konnten danken.
Sie stillt' das Blut, das aus der Wunde floß,
Und schleppte mich vom grausen Todtenfelde
Im Schutz der Nacht in ihre dunkle Wohnung.

„Es war ein finstres trauriges Asyl
In einer schmutzigen entlegnen Vorstadt,
Wo Sklaven, von der Menschheit ausgestoßen,
Den Schweinen ihre Nahrung streitig machten.
Doch das Bedürfniß nach der Menschen Liebe,
Die Rückkehr meiner Seele zur Natur,
Die frommen Küsse einer theuren Mutter,
Sie machten jene Götter mich vergessen,
Ich zog den Winkel dem Palaste vor.
Bald durch der Mutter Pflege hergestellt,
Und über jene Götter längst enttäuscht,
Und an den einzig wahren Gott gewiesen,
Beschloß ich unerkannt an diesem Ort
In selbstgewählter Sklaverei zu leben
Und mit der Hände Arbeit durch den Landbau
Die liebevolle Mutter zu ernähren,
Und um die Last der Menschen zu erleichtern,
Ihr hartes Joch zu kennen und zu theilen.
Es schützte das Gerücht von meinem Tode

Mich hier vor jeder möglichen Entdeckung.
In das Gewand der Dürftigkeit gehüllt
Verlebte ich im Frieden meine Tage
In diesen letzten Reihen der Gesellschaft;
Die Mutter lehrte mich den Bruder trösten,
Sein Glied verbinden, seine Bürde tragen,
Den durst'gen Mund mit Oel und Wasser laben.
Um meine arme Kaste nicht zu mehren,
Floh ich das Weib und lebte rein und keusch,
Und nährte mich mit einer höhern Liebe.
Wenn ich des heißen Tages Last getragen,
Und wir allein in meiner Mutter Wohnung
Vor unsern Unterdrückern sicher waren,
So schickten wir ein heiß Gebet zum Himmel;
Und meine Mutter sprach von mildern Sitten,
Wie sie die Schönste ihrer Schwestern war,
Wie in dem Land, wo ihre Väter wohnten,
Sich alle Menschen Freunde, Brüder nennen,
Und wie ihr Gott, ein unaussprechliches,
Unkörperliches, untheilbares Wesen,
In jenen lichten, blauen Höhen wohne,
Und, selbst ein Geist, nur zu dem Geiste spreche,
Wie, ob man auch mit Worten zu ihm bete,
Die ernsten gottesdienstlichen Gebräuche
Doch immer nur Symbole für uns bleiben;
Wie ihn kein Name je erreichen könne,
Wie der Versuch, sein Wesen zu erklären,
Nur eine sträfliche Entweihung sei,
Wie seine heilige Gerechtigkeit
Nicht Rache kenne oder Blitzeschleudren,

Und wie der einz'ge Dienst, der ihm gefalle,
Die reine rücksichtslose Tugend sei.

„Wir weinten bei den heiligen Gesprächen
Und seufzten nach der Zukunft bessrer Tage,
Wir sagten, diese schreienden Verbrechen,
Das Lügenreich, die Herrschaft der Tyrannen,
Sie seien sicher ihrem Ende nahe;
Bald werden glücklichere Zeiten kommen;
Gott werde, dieser Gräuelthaten müde,
Sein Werk zerbrechen, um es neu zu bauen.
Wir flehten ihn mit heißen Thränen an,
Daß er die Strahlen dieser Morgenröthe
In unsre Nächte leuchten lassen möge,
Und aus dem Grund des Sündenmeeres hörte
Der junge Tag zwei Hymnen sich erheben.

„Da meine Mutter auf dem Sterbebette
Mit Ruhe ihrem Tod entgegen sah,
So zeigte sie mir unter ihrem Lager
Am Fuß der Mauer einen großen Stein
Auf dem ein Siegel zu bemerken war,
Und streckte ihre Arme nach ihm aus
Und sprach mit matter halbgebrochner Stimme:
Nach meinem Tode hebe jenen Stein,
Dort ist der Schatz des Herrn im Staub verhüllt,
Da sie mich aus der Mutter Armen rissen,
Nahm ich von Allem, was die Zelte bargen,
Nichts als die Blätter, die die Engel schrieben
Und barg sie in den Falten des Gewandes,

Wie Jemand, der auf einem Raub ertappt wird,
Die theuren Blätter unsrer heil'gen Bücher
Als eine Stimme in die fremden Lande,
Die mir von meinen Vätern sprechen sollte.

„Die Bücher, Kinder, sind der Vorzeit Stimme
Die zu der Gegenwart und Nachwelt spricht.
In starren Linien spricht diese Stimme
Und wecket körperliche Bilder wieder
Und zeigt dem Geist den Ausdruck der Gedanken,
Gleichwie der weiche Sand die Spur der Sohlen;
Die Gabe guter Engel, die Erfindung,
Die auf der Erde schon unsterblich macht,
Wodurch von beiden Ufern dieser Zeit
Vergangenheit und Zukunft sich besprechen.

„Nimm dieses Buch, fuhr meine Mutter fort,
Denn es ist meines theuren Vaters Geist
Und meiner liebevollen Mutter Seele.
Gott hat es einem Sterblichen diktirt,
Es ist der eingesargte Kern der Wahrheit!
Das Korn des Himmels, jener reine Same,
Der einst das Unkraut dieser Welt erstickt.
Damit das Erbe Gottes sich verbreite
Und wie ein Gürtel diesen Stern umfaßte,
Birg diesen Schatz vor allen Erdenfürsten.
O Schmach! die Wahrheit muß verborgen bleiben!
Denn der Tyrann der argen Sklavenwelt
Würd' dieses gute Korn mit Füßen treten.
Sie sprach es und verhauchte ihren Geist,

Und ihre Seele schwang sich zu den Vätern.
Des Todes Flügel trugen sie gen Himmel,
Ich hielt ihr Bild in meines Herzens Tiefen,
Da sie des Leibes Aug' entschwunden war.

„Nachdem ich ihre Hülle eingegraben,
Nahm ich das Buch des Lebens aus der Mauer.
Ich las: mir war, als sprächen tausend Stimmen
Auf einmal aus vergangner Zeit mit mir,
Als fielen tausend Strahlen in mein Auge,
Als ob ein neues Licht mir aufgegangen.
Denn jedes Wort war eine Feuersonne;
Es wandeln wen'ger Sterne an dem Himmel.
Das Buch berichtete, wie alle Dinge
Aus einem einz'gen Wort hervorgegangen,
Des Menschen Schöpfung und die Weltgeschichte
Vom ersten Tage bis auf unsre Zeit.
Bisweilen sang es feierliche Hymnen,
Bisweilen weinte es gleich einem Weib,
Das Nachts in ihrer Thränenflut sich badet;
Und seine Trauerklage war so rührend,
Daß seine Seufzer mir das Herz zerrissen.
Doch öfter sprach es in dem Ton des Lehrers
Und jedes Wort im tiefen Herz geschrieben,
Enthielt mehr Weisheit als der weiße Schädel
Des welterfahrnen, gottgeprüften Greises.
Und jedes Wort war gut und jede Zeile
War ein Gesetz und in des Herzens Grund
Erfuhr man seine Wahrheit an sich selber.

Um sie zu trösten in dem harten Leiden,
Las ich zuweilen meinen Brüdern vor;
Wir hüllten uns in Dunkel und Geheimniß,
Um vor den wilden Herrschern uns zu sichern.
Wir lernten dienen und den wahren Gott
Als unsern einz'gen Gott und Herrn erkennen;
Und jede Wahrheit löste eine Fessel,
Und unsre Seufzer mind'stens waren frei;
Und von den Sprüchen dieses Buchs begeistert,
Erhoben sie die Augen frei gen Himmel
Und blickten frei den Göttern ins Gesicht;
Sie wußten, daß sie einen Rächer hätten.
Und ein'ge Worte, die sie nicht verstunden,
Sie glimmten gleich den Funken in der Asche.

„Dieß schreckte unsere ängstlichen Tyrannen,
Da sie die Zuversicht der Sklaven sahen.
Sie forschten lange, welche eitle Hoffnung
Den Blicken diese Festigkeit gestatte,
Und brachten in Erfahrung, daß ein Geist
Des Aufruhrs durch die stolze Masse wehe,
Den ein geheimes Buch erweckt und nährt.
Sie schwuren, seine Blätter zu zerreißen,
Und jeden Namen eines andern Gottes
Mit Schwert und Feuer blutig zu verfolgen.
Und Alle, welche man verdächtigte,
Daß sie von diesem Buche Kenntniß hätten,
Erlitten Marter und zuletzt den Tod.
Man konnte Keinen zum Geständniß bringen,
Ein Jeder starb voll Muth für seine Seele.

Damit jedoch der große heil'ge Name,
Die Hoffnung dieser Welt, erhalten werde,
Entfloh ich heimlich aus der Sündenstadt
Und nahm der Wahrheit heil'ge Stimme mit.
Die Henker folgten eifrig meinen Spuren,
Doch Gott verbarg mich ihren Späheraugen
Und öffnete mir dieser Berge Freistatt.

„Ich war nun mit dem Buch des Herrn verborgen;
Doch wozu eine Fackel, die nicht leuchtet?
Wozu das Leben in des Lichtes Strahlen,
Wenn meine Brüder all' im Finstern starben?
Wenn das Gesetz des hocherhabnen Gottes,
Von dieser Welt vergessen, das Verbrechen
Auf Thronen ließ, die Sklaven in den Fesseln?
Ich wollte doch den unschätzbaren Samen
Der Wahrheit auch der Nachwelt hinterlassen.
Ich wollte meine unterdrückten Brüder
Zuweilen diese Stimme hören lassen,
Damit in ihres Herzens Grund die Hoffnung
Das Morgenroth der bessern Zeit verkünde.

„Ein Kenner der geheimnißvollen Künste,
In denen man die Götter unterrichtet,
Konnt' ich die Töne und die Worte malen,
In Zeichenschrift den Augen sichtbar machen,
Metalle schneiden, Schriften in sie graben,
Des Waldes Thiere und die Vögel zähmen,
Mit diesen Künsten, die ich früh erlernt,
Beschäftigte ich mich in dieser Oede.

Ich schärfte Stifte, schmiedete mir Hämmer,
Und schlug die Platten der Metalle breit,
Und schrieb die Worte Gottes auf den Stahl,
Wie man mit Dornen auf die Blätter schreibt,
So schrieb ich denn das ganze Buch auf Erz,
Ich wiederholte tausendmal mein Werk,
Und wiederhole immer es aufs Neue,
Sobald ich eine Platte voll geschrieben,
So steck' ich sie dem Adler in den Schnabel.
Ich zeige ihm den Weg mit meinem Finger,
Er fliegt in stolzem Fluge durch die Lüfte
Und läßt des Libans Gipfel hinter sich,
Und von dem Glanz der Thürme angezogen,
Lenkt er die Flügel nach den großen Städten;
Hört den Vulcan der Menschen unten brausen,
Wie wir den Wogendonner hier vernehmen,
Und läßt die Platte aus dem Schnabel fallen,
Ein vollgeschriebnes Blatt aus diesem Buche,
Das ein Gesandter Gottes selbst erscheint,
Und je nachdem es dahin, dorthin fällt,
Den Sklaven tröstet, den Tyrannen schreckt.
So wird die Wahrheit, die ich stückweis säe,
In der verdorbnen Welt von selber keimen;
Und muß ich unbekannt hier oben sterben,
So lass' ich doch das Wort des Herrn zurück."

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Die Gatten lauschten voll Verwunderung
Den heil'gen Tönen dieser neuen Welt;
Sie warfen, ohne nur ein Wort zu wagen,
Vom Buche auf den Adler und vom Adler
Auf den Erzähler einen scheuen Blick.
Das Bild des Herrn, der diese Wunder wirkte,
Bereitete ihr kindlich Herz im Stillen
Für seine Offenbarung vor; die Mutter
Erröthete für ihre stummen Götzen,
Und barg sie mit der Hand in ihren Haaren;
Auch Cedar fühlte Gottes Geist im Herzen,
Gleich einem Feuer, das der Wind belebt.
Sie brannten vor Begierde, jene Töne
Der unsichtbaren Lippen zu vernehmen,
Des heil'gen Buchs, worin der fromme Greis
Der Schöpfung göttliches Geheimniß las.
Er sah den Wunsch aus ihren Augen leuchten,
Nahm das verschloss'ne Buch von seinen Knieen,
Und ließ es sie mit Mund und Augen küssen,
Wie man das Heil'ge küßt, das man berührt;
Und schlug es dann voll Ehrerbietung auf,
Und las, was er gerade vor sich hatte,
Bald hier, bald dort ein Blatt, wie es sich traf,
Mit einer kräftigen, metall'nen Stimme,
Und einem hehren, feierlichen Tone,
Dem vollen Orgeltone zu vergleichen,
In dem der Geist des Herrn sein Wort verkündigt.

---

## Achtes Gesicht.

### Bruchstück des Urbuchs.

Sprecht nicht, indem ihr dieses Buch verehret,
Ein Gott schrieb es durch seiner Weisen Hand,
Denn Gott bedient sich nicht des schwanken Rohres,
Noch des Grabstichels, noch der Vogelfeder,
Er schreibt nicht, wie die Kinder, wenn sie spielen,
Auf Blätter oder Steine seinen Namen;
Der Marmor, der Granit, das Erz, das Eisen,
Sie würden unter seiner Hand zerschmelzen;
Er hüllet nicht den ewigen Gedanken
In die Gestalt des todten Zeichens ein;
Die Sprache, die ein Wurm hienieden murmelt,
Sie könnte ihn, wenn er in Tönen spräche,
In ihrer Dürftigkeit nicht in sich schließen.
Was soll ein Hauch, den schnell der Wind verweht,
Die ew'gen Worte Gottes zu verkünden?

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Die Sprache, die er schreibt, ist unauslöschlich,
Die Sterne sind die Flammenschrift des Herrn,
Die Zeichen seiner Worte stehn am Himmel,
Die Welten sind's, die Welten überschatten;
Das einz'ge Buch, in das er seinen Namen
Mit eignen Zügen schreibt, das ist dein Geist,
Der Spiegel des Erhabensten der Geister,
Worin er einen Schatten von sich selbst
Ins Dunkel deiner eignen Seele zeichnet.
Er spricht mit uns, doch nur durch diesen Sinn!
Es trinken alle Lippen seine Töne;
Der Geist von Innen, die Natur von Außen,
Das sind die Stimmen Gottes; Alles Andre,
Was man auch sagen möge, ist Betrug!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Wenn ich behaupte, dieses heil'ge Buch,
Es sei von Gott, so sprechet muthig: nein!
Es stammelt wohl ein Zeichen seines Namens,
Es malt wohl Töne aus der Ewigkeit,
Die sich durch's Wort von Geist auf Geist vererben;
Doch andre weis're Menschen werden kommen,
Und werden noch in höhern Zungen reden;
Der Tropfen Thau, der auf dem Grase zittert,
Ist er der Spiegel aller goldnen Strahlen?
Das grenzenlose, himmelgleiche Meer,
Saugt es wohl alle Flammen aus der Sonne?

Das Morgenroth des bodenlosen Himmels,
Gießt es nicht seinen Glanz in Tropfen aus?
Und wie das Licht, o Kinder, so der Geist!
Das Wasser trocknet und das Meer versiegt,
Nur bruchstückweise fällt in unser Auge
Die Strahlensonne des Unendlichen,
Nur funkenweise leuchtet uns die Wahrheit.

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Gott sprach zum Geist: ich bin der, der ich bin;
Ich bin von mir erzeugt, ich leb' aus mir;
Ein jeder Name, den der Mensch mir gibt,
Ist eine Lästerung, und meine Namen
Kann Niemand alle nennen, als ich selbst!
Ich und die Schöpfung sind nicht zwei Naturen,
Ich trenne mich von ihr nur wie der Schatten
Von seinem Körper; wenn der Körper flieht,
Wo bleibt das Schattenbild? Wer könnte wohl
Die Strahlen von der Morgenröthe scheiden?
Das Weltall ist mein Auge, welches sich
In sich betrachtet; Formen, Körper, Geist,
Ich bin es selbst und außer mir ist Nichts.

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Wenn Eines unter euch, die ich geschaffen,
Ihr Sonnen, Menschen, Engel, Geister, spricht:
Ich habe Gottes Angesicht gesehen,
Der Unsichtbare, er ist mir erschienen,
Verspottung, Mitleid denen, die es glauben!
Es sei denn in dem Schlaf, im Traum der Seele,
In dem Gewölk, im Wasser, in der Flamme,
Im heil'gen Schauer, der die Haut durchrieselt,
Im spiegelklaren Grund des Firmaments,
In der erhabenen Silberschrift der Sterne;
In welchen Namen sich ein Fetisch hülle,
Wenn sich der Himmel selber öffnen würde,
Mich zu entschleiern, nimmermehr ist Gott
Zu einem Sterblichen herabgestiegen;
Er, der das ganze Weltall in sich schließt,
Senkt sich in Strahlen nur in euren Geist!
Des Fleisches Auge kann den Geist nicht sehen!
Der Kreis, in welchem Alles sich bewegt,
Drängt sich nicht in den Augenstern zusammen;
Hüllt sich die Ewigkeit in eine Stunde?
Kein sterblich Auge hat die beiden Ufer
Des Stromes der Unendlichkeit gesehn.
Wenn ihr den Himmel noch so sehr erweitert,
Ich bleibe immer außen, über ihm!

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Nach seiner Größe mißt mich jedes Wesen,
Der Wurm nach Würmern und der Mensch nach Menschen,
Die Sonnen, denen Jahre Augenblicke,
Nach jenen Feuerwolken ihres Himmes!
In jedem Theilchen meiner ganzen Schöpfung
Erscheint ein matter Funke meiner selbst;
Ich stehe über Zeit und Raum erhaben,
Und meine Form ist die Unendlichkeit!

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ein Auge sieht mich, Menschen, euer Geist.
Kraft, die nicht Masse noch Entfernung kennt,
Lichtstoff, in welchem sich mein Schatten malt,
Nacht, die von meinem Licht erleuchtet wird,
Nur dieß enthielt die grenzenlose Schöpfung
Dem endlichen Geschöpfe; der Gedanke,
Er ist die Brücke zwischen ihr und mir!
Kein Wesen lebt, das ihn nicht in sich trüge.
Wein Wesen ist die Frucht vom Baum des Wissens,
Die meine Blicke im Bewußtsein zeit'gen!
Das Große, Gute, Mächtige auf Erden
Kann sich zu meinem Namen nicht vereinen,
Es mangelt stets, daß ihn der Mensch vollende;
Je höher, desto weiter ist das Segel;
In meiner Allmacht grenzenlosen Werken
Sind meines Wesens Züge ausgeprägt,
Doch keine Endlichkeit kann darin lesen!

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Die Schöpfung, jene inn're Gotteskraft,
Kennt keinen Anfang, keine Mitt', kein Ende.
Was wir mit Zeit bezeichnen, ist nur Form,
Die nimmermehr ein Ende hat noch Maaß.
Jehovah's Sein hat weder Jahr' noch Tage,
Sein Tag ist endlos und heißt Ewigkeit!
Das Weltall, das nur sein Gedanke ist,
Wird niemals enden und hat nie begonnen;
Was nicht von gestern ist, ist nicht von Heute,
Sein ganzes Wesen ist so alt als er!
Die Zeit, die nur die Menschensprache kennt,
Zählt nur hienieden, wo wir sind, Minuten;
Jedoch jenseits der Zeit, jenseits der Menschheit
Hat Alles e i n e n Namen: Ewigkeit!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Die Formen nur, worin sein Plan sich spiegelt,
Die ewige Bewegung seiner Welten,
Sind einem steten Wechsel unterworfen;
Doch Gott, der Alles schafft, ruft Alles zu sich.
Die ew'ge Flut nnd Ebbe seiner Allmacht,
Wo unerschöpflich Alles sich erneuert,
Wo jeder Strahl zu seinem Heerd zurückkehrt,
Die Kraft von oben, die in Allem wohnt,
Schafft und zerstört, um wieder neu zu schaffen,
Bewundert immer sich in ihrer Schöpfung,
Erneuert ewig ihr vollkommnes Werk;

Worin das Ganze Theil ist, und der Theil ein Ganzes,
Wo Tod und Leben, Zeit und Stoff nur Formen
Des Geistes sind, geheimnißvolle Kreise,
Die der Allmächt'ge in sich selbst beschreibt,
Worin er sich bewundert und zerstreut,
Um Alles wieder mit sich zu vereinen.
Die Sternenwelt in den krystall'nen Nächten,
Die uns aus einem Block geschnitten scheint,
Ist eine Sammlung unzählbarer Sonnen,
Die sich in eine einz'ge Farbe lösen,
Ein unermeßner, bodenloser Abgrund,
Wo sich ohn' Ende Welten, Himmel kreuzen,
Ein endlos Strahlenmeer von tausend Lichtern,
Die alle aus der gleichen Quelle strömen.

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Der Weise fragte einst in seinem Herzen:
Warum, wenn ich ein Sohn des Höchsten bin,
Warum wohnt denn in meiner Brust das Böse?
Wenn eines Tags die Menschen fallen mußten,
Wer hat denn ihren Fall vorausgesehn?
Wenn sie einst überwunden werden sollten,
Wer hat denn diese Kämpfe zugegeben?
Sind zwei verschiedne Axen in den Himmeln?
Sind zwei verschiedne Seelen in den Menschen?
Sind zwei verschiedne Götter in Jehovah?

Der Geist des Herrn, der unsre Nacht durchdringt,
Vernahm mit Lächeln seine bangen Zweifel,
Und führt im Traum ihn aus der Endlichkeit
An jenen Punkt, von dem das Auge Gottes
Die Schöpfung im Zusammenhang erblickt,
Und Zukunft und Vergangenheit umfassend
Die Harmonie sich aus dem bunten Chaos
Entwickeln sieht, und sprach: hier schaue um dich.
Der Weise sah erstaunt den Horizont
Sich unter seinen Füßen niederrollen,
Und stund vor dieser Herrlichkeit vernichtet;
Denn er begriff den Theil nun durch das Ganze;
Das Ziel bewies die Trefflichkeit des Weges;
Was bös er nannte, war das höchste Gut.
Der Tod, der aus dem Leiden sich entwickelt,
Erschien ihm nur noch als ein leeres Trugbild,
Als eine andere Gestalt des Lebens,
Der Körper nur als eine Form des Daseins,
Wo die Natur sich mit dem Willen streitet,
Auf den das heilige Geheimniß, Freiheit,
Sich stützt, um zu den Geistern sich zu schwingen.
Und er begriff, daß es kein Böses gibt
Und daß wir nur hienieden davon träumen.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Verberget nicht den Herrn in einen Kerker,
Wo ihr mit seinem Bild die Augen täuschet,

Es könnten eure Kinder sich verirren
Und sprechen: Hier ist Gott, sonst ist er nirgends;
Und suchet nicht dieß uferlose Meer
Am Sternenhimmel oder in den Wolken,
Denn überall, allüberall ist Gott;
Er lebt in keinem Raum, in keiner Zeit,
Das Körperlose kennet keinen Ort,
Und was das All erfüllt hat keine Wohnung,
Sucht ihn im Geiste, nicht mit euren Augen,
Den Herrn erkennen oder nicht erkennen
Ist euer Himmel oder eure Hölle.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ja suchet Gott, denn der Begriff von Gott
Ist die Vernunft des endlichen Geschöpfes.
Die Schöpfung strömt aus seinem heil'gen Wesen.
Der Odem seiner Lebensäußerung,
Die ewige Bewegung der Natur
Ist nur das ew'ge Streben der Geschöpfe,
Ihr Wesen seinem Wesen anzupassen
Und sich in seine Tiefe zu versenken!
Und das lebend'ge Murmeln der Natur
Ist nur das Echo eines Allgebetes;
Vom ungeheuren Meer bis zu der Quelle
Hört man nur einen Seufzer, einen Namen,
Der von Gestirn sich zu Gestirn verbreitet,
Und alle Wesen stammeln ihn hienieden,

Und nur der Mensch faßt ihn in Ton und Wort.
Das Meer hat seine Flut, der Stern sein Licht;
Der Mensch ist das Geschöpf, das beten kann,
Und daß er beten kann, ist seine Größe!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Das Wort, die hohe, göttliche Erscheinung,
Das heilige Geheimniß, worin sich
Des Menschen Geist in einen Laut verkörpert,
Die Engel liehen darum es dem Menschen,
Damit er Gott darin verkörpere.
Wenn diesen Namen nicht die Sprache hätte,
So hätte sie das Wort schon längst verloren.
Vom Tag des großen Wortes bis ans Ende
Wird er, der alles füllt, auch sie erfüllen.
Er heiligt den unsterblichen Gedanken,
Er offenbart die Tiefe der Natur,
Er segnet und beseliget den Menschen.
Vom Körper bis zu diesem Flammenzeichen,
Ist unser Zweck nur die Erkenntniß Gottes! . . .

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Zur Morgenstunde, wo die heitern Strahlen
Von Blatt zu Blatt sich durch das Dunkel schleichen;

Wenn jene Thränen, die die Sterne weinen,
Auf Blüten zittern, die das Licht entfaltet;
Im Glanz der Augen der kryſtall'nen Nacht,
Die theure Schweſtern zu betrachten ſcheinen;
Vor der lebend'gen, ungemeſſ'nen Fläche
Des uferloſen, unbegrenzten Meeres;
Im ſchauervollen Schweigen düſtrer Wälder,
Wo träumeriſche Geiſterſtimmen flüſtern;
Wenn eine Ahnung der Unendlichkeit
Mit frommen Schauern euer Mark durchzittert;
Wenn ihr im Wonnerauſch der Seligkeit
Die Zeit zu eng für eure Seele fühlet,
Und eure Herzen aus den Augen ſtrahlen,
Und ihr die Ewigkeit erobern möchtet;
Wenn ihr auf dem geheimnißvollen Raſen
Den Vater, der im Grabe ſchläft, beweint;
Wenn ihr die theuren Früchte eurer Liebe
Noch vor der Reife in die Erde bettet:
Wird dieſes Wort, die allgemeine Hülle
Der Trauer und der Freude, euch entſtrömen.
Es ſchöpft das Herz aus dieſer reichen Quelle,
Wenn es an irgend etwas Mangel leidet,
Es ſtrömt in dieſes unermeßne Meer,
Wenn es in ſeiner Fülle überwallt.
Gleichwie der Ton das ſchwingende Metall,
Durchſchüttert dieſes Wort die Menſchenſeele.
Schmerz, Freude, Liebe kennt nur einen Ton.
Dein Name, Herr, iſt das Gepräg' des Geiſtes.

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

In diesem Namen ank're jede Hoffnung!
Er leuchte jedem Volk im reinen Zeichen!
Die Mutter sage ihn dem Kinde vor,
Wie man ihm Honig auf die Lippen träufelt,
Damit es, wenn es diese Welt erblickt,
Doch etwas Süßes vor dem Bittern koste!
Sie lehre ihn zuerst den Knaben stammeln,
Und zeig' ihm überall den Unsichtbaren.
Mit diesem Namen grüße jeder Mensch
Den Menschen, wo er immer ihm begegne!
Die Unschuld rufe ihn als Zeugen an,
Ihn, der im Blick der Schuld von ferne strahlet!
Ihn nenne der Gerechte bei der Kränkung
Voll Zuversicht als Anker des Bewußtseins!
Ihn setz' der Schwache seinem Feind entgegen!
Er sei der Schutz der Waisen und der Wittwen,
Der Sklaven Richter, der Aussätz'gen Freund,
Der Armen Heerd und der Verbannten Zuflucht!
Ihn seh' der Gram aus seines Kummers Tiefe
Wie einen Strahl durch seine Thränen leuchten!
Ihn küssen Engel von des Todes Lippen!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

In jeder Sonne ruft ihn dreimal an!
Vereinigt eure Stimmen, wenn ihr betet!
Nicht daß die Töne, durch die Zahl verstärkt,
Das Ohr des Höchsten heftiger erschüttern:

Er, dessen Ohr den Ysop wachsen hört,
Der Mücke Tritt, des Herzens Schlag vernimmt,
Bedarf das Echo seines Tempels nicht;
Nein, damit ihr euch selbst ein Beispiel gebet,
Damit in Jedem Aller Andacht glühe,
Damit die Seelen in einander strömen,
Damit, wer seine Wunder besser faßt,
Wer heiliger in seinem Lichte wandelt,
Den Andern, dessen Stimme schwächer ist,
Mit seinen Kräften liebend unterstütze,
Und mit des eig'nen Herzens Glut entflamme.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Wählt unter euch die liebevollsten Seelen
Von euren Kindern, Greisen, Kranken, Weibern,
Die sich durch hohe Andacht unterscheiden,
Und mehr als Andere gen Himmel sehen:
Damit sie für das Volk zum Vater beten,
Daß seine Gnade über Allen walte,
Daß sein Gebet in seiner ganzen Schöpfung
Mit Freudigkeit und Lob erfüllet werde!
Damit sie eure Dankeslieder dichten,
Indem sie das Erhabene vereinen,
Das die Natur im Einzelnen enthält,
Des Meeres Murmeln und der Wolken Donner,
Der Wellen Klagen und der Lüfte Seufzen,
Der Rose Duft, der Morgenröthe Strahlen,
Indem sie es mit ihrem Geist beseelen

Und eine volle Garbe daraus binden,
Die sie dem Ewigen zum Opfer bringen.

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Es gibt wohl sanfte Männer unter euch,
Die eine licht're, freie Seele haben,
Und tief in ihrem weichen Herz empfinden,
Die oft von frommen, heil'gen Schauern beben,
Und ihre göttliche Begeisterung
In gottgeweihte Saiten strömen lassen,
Und die erhab'ne Sprache der Natur
In süße Töne, holde Worte fassen:
Im Spiegel ihrer reinen, klaren Seele
Zeigt sich das Bild des Ewigen am reinsten,
Und strahlt in unaussprechlich hohem Glanze.
Sie fliehn das tobende Gewühl der Menge
Und suchen gern die stille Einsamkeit;
Sie hören, an dem Strand des Meeres wandelnd,
Vertraute Stimmen, die wir nicht vernehmen.
Sie wissen, was die goldnen Sterne flüstern,
Sie hören, was der Blitz den Wolken sagt,
Der Fels der Quelle und die Flut dem Sande,
Die Lerch' dem jungen Tag, das Herz dem Seufzer;
Die freie Seele strahlt auf ihrer Stirne.
Sie höret beten, denn sie sind Propheten;
Schreibt ihre schönsten, heiligsten Gesänge
Auf Rinde oder Steine für die Zukunft;

Vertraut sie dem Gedächtnisse der Kinder,
Wie man ein neu Gefäß mit Wohlgeruch
Erfüllt; der Abend singe sie dem Morgen,
Und jede Stunde singe sie der andern.
So wird die Statue des Unsichtbaren,
Die sich in Größe, Kraft und Liebe hüllt,
Durch die Bearbeitung des Menschengeistes
Vor unsern Augen immer größer, feiner,
Und endlich wird in ihrer heil'gen Sprache
Die Erde das erhab'ne Bild vollenden!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Wenn einer aber, den ihr reden höret,
Mit Wundern eure Augen blenden will;
Wenn er euch sagt, der Himmel, der ihn sandte,
Vertraue ihm den Blitz, des Zornes Ruthe,
Die Sonne stehe still auf sein Gebet,
Die Schöpfung änd're ihre Urgesetze,
Und Holz und Steine flüstern ihm Orakel,
Es gelten andre Wunder der Vernunft,
Als die geheimnißvolle, ew'ge Ordnung,
Wodurch der heil'ge Wille zu uns spricht;
Wenn er die Unbeständigkeit des Menschen
Dem Ew'gen, Unveränderlichen beilegt;
Wenn ihn sein Mund mit ird'schen Namen nennt;
Wenn er ihn euch zum Seh'n, zum Tasten reicht;
Wenn er Verehrung seines Bildes fordert:

Erstickt sein falsches Wort in euren Herzen!
Der wahre Gottesdienst ist die Vernunft,
Die Schöpfung ist des Unsichtbaren Tempel!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Der Himmel und die Erde, alle Welten,
Die Gott in seinem ew'gen Licht vereinigt,
Sie sind aus einem einz'gen Keim entsprossen,
Aus dem Gedanken, dem Gebot des Herrn,
Der alle Formen in sich selber trägt;
Aus diesem Keime, den die Zeit entwickelt,
Entsteht und nährt sich und zerstreut sich Alles,
Und so ist Alles alt und neu zugleich,
Die Welt, die jetzt vergehet, ist das Ei
Schon einer neuen Welt; aus der Vermehrung
Entwickelt sich das Leben; jedes Dasein
Ist eine Hülle nur des höchsten Daseins,
In der aus der Zerstörung die Geburt
Und aus der Zeit die Ewigkeit sich scheidet,
Und sich das Wesen nach und nach vergöttlicht!
So ist der Mensch geboren, dieser Erde
Lebend'ge Frucht; er ist nicht, wie Jehovah,
Die in sich selbst vollendete Erscheinung;
Denn er besteht aus zwei getrennten Wesen,
Aus Mann und Weib, und die Zweieinigkeit,
Sie offenbart allein ihm die Bestimmung,
Sie, die den Leib befruchtet und die Seele

Ergänzt, enthält das göttliche Gesetz]
Der Liebe, der Entäußrung seiner selbst:
Ein tief Gesetz, wodurch die Lieb' allein,
Die göttliche, das Leben des Geschlechtes,
Für das wir wirken sollen, hier verewigt.
Der Herr gab uns die Stimme, ihn zu rufen,
Und des Verstandes Licht, ihn zu erkennen,
Und des Gefühles Tiefe, ihn zu lieben:
Um uns in Einklang mit dem Leib zu setzen,
Vermählt' er uns durch Sinne mit der Welt,
Und um uns höh're Kreise zu eröffnen,
Gab er uns das Gefühl der Ewigkeit.
Und dieß Gefühl, es war im Kindesalter
Des menschlichen Geschlechtes reiner, tiefer;
Es leuchtete so hell in seiner Seele,
Daß es im Glauben die Bestimmung sah.
Doch da die Schatten wuchsen, ließen sich
Die Enkel durch die Nacht des Zweifels blenden
Und überred'ten sich in ihrem Wahne,
Der hochbeglückte Sohn des Paradieses
Besitze die Unsterblichkeit, die er
Im Glauben hatte, wirklich aus sich selber.
Doch der Unwandelbare wohnet nicht
In einem Tempel, wo die Zeit gebietet.
So steht das menschliche Geschlecht denn auf der Mark,
Wo sich die Enden zweier Welten einen;
Er stehet unter den Gesetzen beider;
Er gibt der Erde ihren Staub zurück,
Und legt das sterbliche Gewand ins Grab.
Und schreitet durch Veränd'rung seiner Form,

Nachdem er sich durch Tugend oder Laster
Geläutert oder auch verdorben hat,
Zu einer höhern oder niedern Stufe.
Indessen zwei verschiedene Naturen
In seiner Seele mit einander kämpfen,
Ist er der Schöpfer seiner eignen Größe,
Die Freiheit ist sein Segen, ist sein Fluch,
Und die Erhebung und Erniedrigung,
Wenn er der Erde seinen Staub vermählt,
Sie ist sein Himmel, sie ist seine Hölle!
Die Freiheit führt uns auf dem schmalen Rand,
Der das Verbrechen von der Tugend scheidet.
Die Tugend schwingt sich auf und schreitet weiter,
Die Sünde stürzt sich in des Abgrunds Tiefe,
Doch Sühne kann sie wiederum erheben.

Der Glaube, daß die Strafe niemals ende,
Ist eine Gottesläst’rung; was die Zeit
Gesündigt hat, das kann die Zeit entsünd’gen;
Die Quelle sammelt alles Wasser wieder;
Auch in der Hölle straft allein die Liebe!

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Das allgemeine heilige Gesetz,
Das der Vollendung uns entgegenführt,
Hat einen festen Grund in unserm Innern.
“ ist das unvertilgbare Bewußtsein

Der höchsten göttlichen Gerechtigkeit,
Das in uns heimlich gegen uns sich ausspricht.
Die strenge, richt'ge, unsichtbare Wage,
Auf der wir keine Schale neigen können,
Vom blut'gen Körper des Gerechten an,
Den wir geschlachtet, bis zum feinsten Härchen,
Das uns des Windes leiser Hauch entführt.

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Doch dieß Gesetz, das wir mit unsrer Hand
In unsre Sprache übertragen haben,
Verändert und erweitert seine Form,
Je weiter sich der Geist des Menschen bildet.
Denn die Vernunft, in welcher Gott sich spiegelt,
Spricht deutlicher, indem sie sich erweitert,
Was jetzt gerecht, kann einst Verbrechen sein.
Wenn wir des Himmels Liebe in uns trinken,
Kann, was wir jetzt Gerechtigkeit nur nennen,
Vielleicht in Zukunft Grausamkeit uns scheinen;
Ein neu Gesetz bereitet sich uns vor,
Das heilige Gesetz der Bruderliebe,
Das alle andere Gesetze tilgt.

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Es ist das göttliche Gesetz der Zeiten,
Wo die Vernunft ihr siegend Haupt erhebt;
Es strömet aus der Quelle unsers Herzens
Und die Gerechtigkeit vollendet es.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Des Menschen Bruder ist der Mensch, ihr Vater
Ist Gott: er sei dir immer gegenwärtig,
Zu jeder Stunde und an jedem Orte;
Er sei dein einz'ges Ziel, dein einz'ger Führer.
Selbst deine Tugend ohne ihn ist eitel;
Durch seinen heil'gen Willen unterwerfe
Die wildempörten Sinne deinem Geist.
Erhebe dich nicht wider ihn im Leiden,
Und überlasse nie dich der Verzweiflung;
Er richtet wieder auf, was er gebeugt;
Sprich, es ist Alles gut, was er uns schickt;
Und liebe ihn und Alles, was in ihm ist,
Von deines Herzens Grund, mehr als dich selber.
Denn er, dein Vater, liebte dich zuerst!
Und stimme in den Dank der Schöpfung ein,
Und überall verkünde seine Ehre.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Erheb' die Hand nicht gegen deinen Bruder,
Vergieße niemals Blut, die dumpfe Stimme
In deiner eignen Brust verbietet es;
Es sei das Blut der Menschen oder Heerden,
Der Fische oder Vögel; Blut ist Leben,
Wenn du's geraubt, du kannst es nicht mehr geben.
Ernähre dich nur mit den gelben Aehren,
Die auf dem Abhang deiner Hügel wogen,
Dem Reise, der an deinen Ufern wächst,
Den jeder Sommer wieder neu dir auftischt,
Den Wurzeln und der reifen Frucht der Bäume,
Dem Honig, den die Bienen dir bereiten,
Und allen den Geschenken deines Bodens,
Die dir von selbst den Saft des Lebens bieten:
Das Blut der Thiere peinigt dich im Innern,
Der Tod erzeugt den Tod in deinem Busen!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Des Himmels Wasser lösche deinen Durst;
Der Saft des Mohnes, der den Schlaf herbeiführt,
Das Blut der Rebe, welches dich berauscht,
Du sollst sie nicht in deinen Becher drücken;
Du sollst bedenken, daß die ew'ge Weisheit
Den Geist und Leib in Harmonie vereinigt,
Und daß die Trunkenheit den Einklang stört;
Wenn die Vernunft erloschen, ist die Seele
In Finsterniß gehüllt. Die Strahlen Gottes

Sie spiegeln sich nur in dem klaren Auge;
Wer die Vernunft in seiner Brust erstickt,
Der mordet damit seine eigne Seele.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Gehorche deinem Vater ohne Murren,
Gott hat den Vater über'n Sohn gestellt.
Von ihm hast du dein Leben, deine Sprache,
In seinem Haupt verehre jede Macht;
Geh, so er zu dir spricht, du sollest gehn,
Komm', so er zu dir spricht, du sollest kommen;
Beug' deinen Nacken unter seine Hand;
Und fürchte seinen Zorn wie Gottes Zorn,
Und diene ohne Lohn ihm bis zum Grabe;
Mit zarter Liebe ehre seine Jahre,
Dein Segen ruht auf seinem weißen Haare
Und geht er dann zu seiner Ruhe ein,
Bereite ihm ein Grab im Sonnenschein,
Und senke deinen traur'gen Blick und weine!

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ihr sollt euch nur mit einer Frau vermählen,
Das Lager und die Seele mit ihr theilen;
Denn Gott hat euch zu einem Paar geschaffen,

Und Mann und Weib sind Eins vor seinen Augen,
Und als ein Zeichen seines heil'gen Willens
Vermehren beide sich in gleicher Zahl,
Und jedes Paar, das, für ein zweifach Leben
Bestimmt, ein unzertrennlich Ganzes bildet,
Soll einen Willen, eine Seele haben.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Vermählt euch nicht mit eurer Mutter Töchtern,
Um nicht die Zahl der Brüder zu beschränken,
Laßt nie das Blut, das euer Herz ernährt,
Zu seiner Quelle wieder rückwärts strömen,
Damit, wenn die Familie sich erweitert,
Die Blutsfreundschaft sich über Alle dehne.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ihr sollt euch nicht in Stämme, Völker trennen,
Und spricht man: diese Völker sind Barbaren,
Uns trenne dieß Gebirge, dieser Fluß,
So sprecht: der gleiche Gott hat uns geschaffen,
Die gleichen Sterne leuchten über uns,
Der Himmel, der uns sieht, vereinigt Alle.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ihr sollt den Ast nicht mit den Früchten brechen;
Ruhm dem Bebauer, dem Zerstörer Schande!
Ihr sollt das Land nicht wüste liegen lassen,
Denn eure Väter fanden sie gekleidet,
Und eure Enkel werden euch einst segnen,
Wenn ihr sie ihnen fruchtbar hinterlasset.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ihr sollt nicht gleich dem trägen Vieh des Feldes,
Das, wo es etwas findet, es verzehrt,
Und auf den Triften hin und wieder weidet,
Unstät und flüchtig auf der Erde schweifen,
Ihr sollet sie gleich einer Mutter lieben,
Ihr sollt euch eine feste Stätte wählen,
Wie Männer, die sich an der Sonne lagern,
So lang sie scheint, sich ihrer Strahlen freuen.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ihr sollt euch friedlich in die Erde theilen,
So viel ein Jeder Schatten, Nahrung braucht,
Den Hügel Diesem und die Eb'ne Jenem,
Ihr sollt mit Mark und Namen sie begrenzen:
Ihr sollet sie mit euren Händen bauen,
Daß ihre Schöpferkraft nicht müßig schlumm're,

Daß sie euch eurer Pflege wegen liebe,
Und daß der Baum, den ihr dem Enkel pflanzet,
Durch seinen Schatten eure Liebe preise.

. . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . .

Ihr sollt euch wie der Sand am Meer vermehren,
Ihr sollt nicht fürchten, daß ihr sie erschöpfet,
Daß ihre vollen Brüste je versiegen;
Denn der, der seine Werke überzählt,
Er weiß der Aehren Zahl in ihren Garben;
Er weiß, was ihre Brüste in sich fassen;
Sie geben um so mehr, je mehr man drückt.
Der Liebe unbegreifliches Geheimniß
Befruchtet unsre Erde durch Erschöpfung;
Niemals versiegt die Quelle ihrer Liebe,
Was sie erzeugt, das kann sie auch ernähren!
Sich in beseelte Wesen umzuwandeln
Scheint ihres Daseins einzige Bestimmung,
Und Gott nur kennt die Stunde, wo sie ruh'n wird,
Bis dahin wird sie unaufhörlich schaffen.
Der Staub, der sich in seinem Schooß verbirgt,
Muß den Gedanken und das Leben zeugen,
Daß alle Elemente und Atome
Sich in Gedanken und Gefühle wandeln,
Und bis zum Engel aus dem Nichts erheben,
Um als verklärte Wesen anzubeten.

. . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . .

Sobald ein Mensch das Licht der Welt erblickt,
So stecke man auf herrenlosem Boden
Ein Stück vom großen Mantel unsrer Mutter,
Der Erde, für ihn ab; und seine Gattin
Soll später sein Besitzthum mit ihm theilen,
Und wenn sie andre Menschenkinder zeugen,
Soll man das Feld für ihr Bedürfniß weiten,
Und Allen Ernte, Heerde, Spaten, Samen
Ein Jahr voraus zu ihrer Wirthschaft geben.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ihr sollt euch keine großen Städte bauen,
Wo, wie in einem Bienenkorb die Bienen,
Die Menschen rastlos durcheinander wimmeln,
Und wechselsweis' sich ins Verderben stürzen,
Und das Gepräge der Natur verlieren;
Ihr sollt euch in der Mitte eurer Felder
Zerstreute Häuser oder Zelte bauen,
Daß Jeder auf dem Abhang seines Hügels,
Im Grunde seines Thales seine Sonne
Und seine Bäume, und sein Wasser habe,
Daß ihr euch nicht durch eure Schatten hindert,
Daß ihr euch ohne Haß vermehren könnet,
Daß Jeder einen freien Himmel habe,
Um seine hohen Wunder zu betrachten.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Fourier?

Du sollst beständig, heiliges Geschöpf,
Ins Meer der Schöpfung den Gedanken tauchen,
Und aus dem Grund zum Firmament erheben;
Es seien alle Wesen deine Brüder.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Das Volk soll sich nicht auf dem Wege stoßen,
Der Mensch des menschlichen Gesichts sich freuen,
Die Menschen, die sich hindern, werden Feinde,
Und Haß vergiftet eines Volkes Seele.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Ihr sollt in jedem Mißgeschick euch helfen,
Ihr sollt einander Kinder, Eltern sein;
Die Bürde Jedes, sei die Bürde Aller,
Die Liebe sei das Recht, das ihr euch sprechet,
Und die Verzeihung sei die einz'ge Rache,
Das Wort sei euer Eid, den ihr nie brechet;
In eurem Schatten labe sich der Wand'rer,
Stets liege euer Brod auf eurer Schwelle,
Daß Jeder seinen Hunger stillen könne,
Laßt immer ein'ge Früchte auf den Aesten,
Damit der Durst'ge sich daran erquicke,
Und sammelt nur für eine kurze Zeit,

Denn jeder Frühling treibet neue Keime,
Er, der das Wasser schöpft, die Ufer kleidet,
Er weiß die Zahl der Gäste bei der Tafel.
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
Ihr sollt des Andern Feld nicht an euch reißen,
Denn was der Mensch im Schweiß gebaut, ist sein!
Ihr sollt euch nicht nach Andrer Weibern sehnen,
Das Weib ist ihres Mannes Leib und Seele;
Ihm diesen Schatz aus seinen Armen reißen,
Heißt seines ird'schen Himmels ihn berauben!
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
Ihr sollt selbst mit den Thieren Freundschaft schließen.
Der sie erschuf, will, daß der Mensch sie liebe,
Sie haben einen nur dem Grade nach
Verschied'nen Geist; ihr sollt ihn anerkennen;
In ihren Augen schlummert wie ein Traum
Das Morgenroth der werdenden Vernunft.
Ihr sollt nicht dieses matte Licht ersticken,
Die Strahlen einer höheren Bestimmung;
Ihr sollt ihn achten, den der Engel achtet.
Die Kette lauft vom Menschen zum Insekt
In tausend Ringen, höhnet ihrer keinen,

Ob es der erste oder letzte sei,
Sie rühren alle an die Gottheit an!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Ihr sollet ihnen nicht mit Zorn und Flüchen,
Nicht mit der Peitsche ihre Dienste lohnen.
Ihr sollt die Milch nicht ihren Jungen nehmen,
Um euren eignen Durst damit zu stillen,
Ihr sollt sie nicht in harte Joche spannen,
Sie nicht mit eisernen Gebissen quälen,
Sie nicht mit allzuschwerer Last beschweren,
Daß sie euch freundlich eure Hand belecken,
Und sich zu euren Füßen niederstrecken.
Vom Mammuth bis zum Renner und vom Adler
Bis zu der Viper haben alle Theil
Am Eigenthum des großen Vaters Aller.
Versüßt ihr Loos und lernt ihr Wesen kennen.
Nicht Mord ist der Vertrag, den die Natur,
Die liebevolle, zwischen euch geschlossen;
Der Haß, mit welchem ihr das Thier verfolget,
Hat seine Quelle nur in eurer Dummheit.
Das Recht, o Mensch, ist nicht auf deiner Seite,
Es würde zwischen euch den Frieden stellen.
Forscht nach dem Grund, aus dem sie Gott geschaffen.
Führt jeden Wurm dem schönen Ziel entgegen;
Leiht ihnen einen Strahl von eurem Geiste,
Seid mild und pflanzet ihnen Milde ein,

Seid Richter und Vermittler zwischen ihnen.
Vom Tiger bis zum Sperling freue Jedes
Von allen Thieren sich der Menschenrede!
Die Wölfe werden ihre Wälder lassen,
Und Lamm und Ziege neben sie sich lagern,
Und Alles, was da lebet, wird aufs Neue,
Wie einst im Paradiese, Frieden halten.

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Bestellet keine Kön'ge, keine Richter,
Gesetze euch zu geben, Recht zu sprechen;
Wenn ihr den Menschen über Menschen setzet,
So wird er, wenn die Brüder vor ihm knien,
Ihr mögt ihm Titel geben, wie ihr wollet,
In seinem Stolz sich größer, höher dünken;
Er wird das Joch auf euren Stirnen lesen,
Und wo der Schöpfer Brüder haben wollte,
Da werdet ihr nur Unterdrücker haben.

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

So Jemand von euch sündigt vor dem Herrn,
So ladet ihn vor keinen Richterstuhl;
Macht nicht den Richter durchs Gesetz zum Mörder,
Den Tod des Opfers durch den Tod zu rächen;

Lernt nicht des Blutbefleckten Namen kennen,
Der auf die Sünde denkt, die er bestraft!
Wo man das Gute und das Böse kennt,
Und Alle es gehörig unterscheiden,
Da richtet, da bestrafet das Gewissen:
So lang die Reue nicht die Sünde sühnet,
So gleicht des Sünders Strafe dem Verbrechen,
Und die beleidigte Gerechtigkeit
Gestattet seinem Herzen keinen Frieden,
Als bis er sein Verbrechen abgebüßt!

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Des Menschen schönste Gabe ist Erbarmen,
Erbarmen, das er selbst vom Himmel hofft;
Er hofft es von dem Bruder, von ihm selbst,
Er hoffet es von dem, der ihn allein
Zu richten und zu strafen, die Gewalt hat.
Die richterliche Strafe des Verbrechens
Hat Irrthum oder Rache nur erfunden,
Von Gnade, nicht vom Rechte lebt die Welt."

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

---

So sprach durch unsres Greises fromme Töne
Das gottgeweihte Buch, dem Finger folgend,
Und seine Worte trugen an ihr Ohr
Das Gute, Weise, Heilige, Gerechte;
Es war, als ob ein lichter Sonnenstrahl
Aus jedem Blatt auf seine Stirne fiele,
Und ihn mit einem heil'gen Schein umgäbe,
Und Ueberzeugung in die Worte hauchte.
Die Gatten saßen zu des Greises Füßen,
Und blickten athemlos auf seine Lippen,
Und voll Erstaunen über diese Wunder
Des neuen Lebens, glaubten sie zu träumen.
Oft fing der Greis aufs Neue wieder an,
Und ihre Seele wurde immer lichter.
O Vollgenuß des Himmels auf der Erde,
Der ihnen hier zu seinen Füßen wurde!
In ihrem trunknen Herz des Lebens Wonne,
Die göttlichen Gesetze zu vernehmen,
Im Hochgefühl der Liebe dieß zu hören!
Ja, das war Nektar, mehr als das Gefäß
Nur in sich fassen kann; die Gottheit gönnte
Den Gatten, auch etwas zu unsern Füßen
Aus dem Gefäß der Wahrheit auszugießen.

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Da nun der heil'ge Greis das Buch geschlossen,
So traten beide Gatten ins Gehölze,
Sie lehnten sich das Eine an das Andre
Und sprachen langsam wandelnd über ihn
Und über seines Buches heil'ge Worte,

Und klärten dankbar sich darüber auf,
Wenn ihnen etwas unverständlich war,
Und segneten den frommen Greis im Herzen;
Und warfen vor dem Herrn sich auf die Kniee,
Und suchten im Gebet mit ihm zu sprechen,
Gleich Lerchen, die der Morgenröthe singen;
Das Eine stund, indeß das Andre kniete;
Und da der Wiederschein der heil'gen Lehren
Auf ihrer Stirne wieder blässer wurde,
Begegneten sie sich in ihren Augen,
Und wurden wieder Kinder, die sich jagten,
Und schöpften aus des Tages Freudenbecher
Den süßen Honig ihrer zarten Liebe,
Der Spiele und der Blumen und der Früchte.
So floß in Honig ihres Herzens Leben
Und, wie im Himmel, gab es keine Stunde.
Warum, ach, blieben nicht die goldnen Tage?
Die Engel hätten ihr Exil beneidet!
Es war die Stunde, wo der Tag erbleicht
Und sich die Nacht in ihren Mantel hüllt,
Wo gleich dem Baum die Seele einen Schatten
Wie einen Vorhang auf das Leben wirft,
Wo der Gedanke in sich selbst sich senkt
Und leise mit dem Geiste sich bespricht,
Und gleich den Düften, die zum Himmel steigen
In Liebe, Lied, Gebet und Traum verliert.

Die Gatten, von der Lust des Tages müde,
Sie nahten leis und langsam sich der Höhle,
Die Blumen mit den langen Haaren streifend,

Und Früchte von den schweren Aesten brechend.
Sie traten mit gesenkten Augenlidern,
Zwei fromme Kinder, an das Heiligthum;
Es war der Augenblick, in dem der Greis
Sie für den Tag der Gottheit danken ließ,
Und für die Nacht dem Vater sie befahl,
Und ihren Schlaf mit seinen Worten rief.
Noch niemals hatte er so lang gezögert,
Die scheuen Gatten bei sich zu empfangen,
Schon hatte an der vollen Mutterbrust,
Der Schlaf die beiden Kleinen überrascht;
Der leise Ton der leichten Odemzüge
Bewegte Daidha's Haare wellenförmig,
Es war das einz'ge Zeichen ihres Lebens.
Die Gatten, über den Verzug erstaunt,
Erwarteten ihn nicht und traten näher;
Sie überschreiten des Gewölbes Schwelle,
Indem sie gegenseitig sich ermuth'gen.
Die Höhle ist vom Abendlicht erleuchtet,
Und in der Mitte sitzt der heil'ge Greis,
Und lehnt die Schulter an die dunkeln Pfeiler.

Auf seinen abgezehrten Knieen liegt
Das heil'ge Buch, und seine blasse Stirne
Ist von der Glut der Frömmigkeit beseelt,
Ein leichter Hauch des rosenrothen Lebens
Steigt aus dem Herz auf seine dünnen Wangen.
So malt die Sonne, wenn sie niedergeht,
Die Wolken noch mit einer höhern Glut.
Die bleichen Lippen beben leise betend,

Man hört den Alten mit sich selber reden;
Doch wie der Sternenglanz die Sonne deckt,
So decken seine himmlischen Gedanken
Das Licht der Augen für die Außenwelt!
Er spricht mit matter, halberlosch'ner Stimme:
„Mein Tagwerk ist vollendet, o mein Vater,
Mein alter Körper ist der Arbeit müde,
Du weißt es, meiner Tage waren viele,
Und ihre Last war schwer, o nehme nun
Die Bürde mir von dem gekrümmten Rücken.
Und rufe deinen Knecht zu dir zurück.
Ich steige nicht mit meiner vollen Kraft,
Mit meinem ganzen Wesen, in das Grab;
Ich nehme deinen Namen nicht hinab.
Ich lasse ihn zwei frommen Kinderherzen:
Er, den ich aus dem Schiffbruch einst gerettet,
Er sei ein Pfand für sie der bessern Welt.
Wie sie aus meinem Geist geboren sind,
So werden sie auch wieder Kinder zeugen,
Und ihre Söhne ihrer Liebe Söhnen
Das heilige Geheimniß hinterlassen:
Und deine Gnade wird es weiter leiten,
Und die Verehrer deines großen Namens,
Sie werden meiner Seele Kinder sein!!!
Genug, genug! Zerbrich die schwache Kette,
Durch welche dich die Welt der Welt erhalten!
Dein Name ist es, der die Erde trägt!
Nein, er wird nimmer, nimmer untergehen!
Die Urne, großer Vater, sie ist leer!
Sie hat das Land mit deinem Wort getränkt,

Es werden Blüten, Früchte ihm entsprießen!
O Dank und Ehre deinem heil'gen Namen.
Er lebt, o Herr, er lebt, und ich kann sterben!"

Indem er also sprach und seine Hände
Erschlafft an seinem Körper niedersanken,
Vernahm man in der Luft ein dumpfes Sausen,
Das dem gewalt'gen Flug des Sturmes glich,
Wenn Blitz und Donner mit einander kämpfen
Und unter ihnen wild die Wogen brausen.
Der Greis erhub sich schnell von seinem Sitze,
Und drückte das erschrockne Paar ans Herz;
Und ihre Blicke wandten sich nach oben.

Kaum haben sie sich forschend umgesehn,
So fliegt ein wunderbar geformtes Schiff,
Das einer Wolke gleich die Luft verdunkelt,
Gleich einem Blitz mit seinem Donnerschlag
Aus Himmelshöhn zu ihren Füßen nieder
Und alle Felsen wiederhallen furchtbar.

Drei Männer steigen aus des Schiffes Räumen,
Und stürzen auf den Greis mit bloßen Schwertern.
„Bekenne," schreien sie mit wilder Stimme,
„Bekenn', Empörer, endlich unsre Götter;
Die Berge selber konnten ihren Augen
Dich nicht verbergen, und vergebens hast du
So weite Räume zwischen dich und sie
Gestellt; so lange du noch, Frevler, lebtest,
Um ihre heilige Gewalt zu läugnen;

So lange deine tück'sche Hand den Samen
Des finstern Zweifels und des Aufruhrs streute;
So lang du die verfluchten, schwarzen Blätter
Des Höllenbuches aus den Wolken warfest:
So lange bebten sie in ihrem Schlafe,
So lange war ihr trunknes Herz gefoltert.
Doch diese Stunde sichert ihren Tempel,
Befestiget den vielerschütterten:
Dein Leben gib uns oder dieses Buch,
Ruf unsre Götter, oder stirb, Verruchter!"

Sie fassen wild den Alten an der Kehle,
Und einer hält den Dolch ihm auf die Brust,
Indeß die Andren bei dem blassen Schimmer
Des Dämmerlichtes, das Gewölb' durchsuchen.
Sie seh'n das Buch halb offen auf dem Boden,
Und die erschrock'ne Grupp' im Hintergrunde.

Gleich einem Menschen, den der Blitz getroffen,
Lag Cedar, welcher sie für Geister hielt,
Die Stirne an den Felsen angedrückt,
Bewegungslos und stumm zu ihren Füßen,
Und wartete, bis sie ihn fesseln würden.
Und seine Gattin stund an einem Felsen,
Wie eine Tropfsteinsäule angelehnt,
Und preßte ihre Kleinen an den Busen,
Um vor dem Mörderdolche sie zu schützen,
So heftig, daß die Schmerzen sie erweckten;
Ihr schwacher Schrei entdeckte sie den Blicken.
Der Erste, der die schöne Gruppe sah,

Blieb, wie geblendet, vor der Mutter stehen;
Die Fackel zitterte in seinen Händen,
Wie sein empfindend Herz in seiner Brust,
Denn eine solche Schönheit hatte nie
Im Schlamme der verruchten Welt geblüht!
Er zeigte die Entdeckung den Genossen;
Sie wagten kaum dem Himmelsglanz zu nahen,
Ihr schwaches Auge war davon geblendet,
Und ihre Wildheit kehrte sich in Liebe;
Denn wer vor dieser göttlichen Gestalt
Nicht voll Verehrung seine Kniee beugte,
Dem schlug kein menschlich Herz in seiner Brust!

Doch, da sie sahen, daß die schönen Formen
Den Schleier ihrer Haare bebend hoben,
So faßten sie sich Muth und traten näher,
Und sprachen: „Diese schönen, hohen Wesen
Sind sie von unsrem häßlichen Geschlecht,
Sind sie von einem reinern Stamm entsprossen?
Vielleicht von denen, die vor uns gewesen,
Wovon noch Ein'ge in den Wäldern irren?
Und hätten Adonai's Zauberfesseln
Sie dort erreicht und ins Gebirg entführt?
Sind sie die Schöpfung seiner Höllenkünste?
Nur Schatten, die er aus der Erde rief,
Um ihn in seiner Wildniß zu entzücken,
Und welche unter unsrer Hand zerfließen?
O könnten wir sie diesem Ort entführen,
Wie würden uns die Götter dafür lohnen!“

Mit diesen Worten machten sie sich Muth;
Sie fesselten die furchterstarrte Mutter
An ihren Händen und an ihren Füßen,
Doch schonten sie die zarten Marmorglieder,
Wie man die Turteltaube schonend bindet,
Um nicht den Flaum der Flügel zu verderben;
Dann gaben sie die Kinder ihr zurück,
Und eilten wieder zu dem heil'gen Greis.

Indeß der Dolch vor seinem Busen blinkt,
Sah er mit ruh'gem Blicke himmelwärts,
Er schien, ein Märtyrer, für den zu beten,
Der in der Hand das Mördereisen hielt.
Er freute sich, daß dieser letzte Tropfen
Von seinem Blut ein letzter großer Zeuge
Der Falschheit ihrer Götter fließen sollte,
Und gab sich voll Ergebung und voll Glauben
Dem hin, deß Namen er besiegelte!
Und über diese Zuversicht ergrimmt,
Beschlossen seine Henker seinen Glauben
Durch Hoffnung und Versprechungen zu prüfen,
Und seinen Tod noch etwas zu verzögern:
„Er selber, hieß es, mag sein Loos entscheiden,
Er sei sein eigner Richter und Verdammer.“
Sie schleppten ihn an eines Abgrunds Rand,
Wo man vom hohen winkelrechten Felsen,
Bis in die Purpurtiefe sehen konnte,
Wo sich die Mauern mehr denn hundert Ellen
Hinunter in den Rauch der Fluten senken.
Man konnte nur mit Schwindeln und mit Schaudern

An diese ungeheure Höhe denken.
Sie binden einen Strick um seinen Gürtel
Und schlingen ihn um eine Felsenspitze,
Wie man das Tau an einen Mastbaum bindet,
Und stoßen, hart am Rande aufrecht stehend,
Den Körper mit den Füßen in die Lüfte,
So daß er frei nun über'm Abgrund schwebt.
Das Seil, das unter seines Körpers Last
Vom Winde hin und hergetrieben wird,
Wirft ihn von einem Felsen an den andern;
So lassen lange sie den heil'gen Greis
Mit seinen Augen diese Tiefe messen,
In jedem Blicke hundertfacher Tod!
Sie sehn, wie seine ausgestreckten Hände
An diesen spitzen Felsen sich zerfleischen,
Sie sehn, wie seine alten Glieder beben,
Und wie sein Silberhaar im Sturme flattert;
Und endlich, da sie glauben, daß die Marter
Die Kräfte eines Menschen übersteige,
Und seinen Willen überwältigt habe,
So legt sich Einer unter ihnen nieder
Und hält sein Schwert an das bewegte Tau,
Und schneidet es zur Hälfte langsam durch:
Und spricht: „dieß Schwert durchschneidet deine Seele!
Du hängst an einem Faden über'm Tod!"
Dein Leben ruht auf deiner Zungenspitze,
Sprich, daß du die Vergangenheit bereust,
Daß unsre Götter wahre Götter sind,
Und daß dein Gott nichts als ein Traumbild ist,
Wo du dich weigerst, schneid' ich vollends durch!

Er zieht den vorgestreckten Arm zurück
Und schnellt damit das schwanke Seil empor,
Und läßt, wie man wohl eine Bürde schüttelt,
Den Lebenden dann dreimal wieder fallen,
Und treibt ihn schwingend an die Felsenspitzen!
„Nun wohl! ich harre deines letzten Rufes
Ein Wort, du siehst, das schwache Seil will reißen,
Die Wogen brüllen schon nach ihrer Beute.“

Der Greis wirft einen sanften Blick hinauf
Und spricht: „Was zaudert ihr? ich wiederhole,
Ich glaube an den einzig wahren Gott!
Ich glaubte an ihn in der Stadt der Sünde,
Ich glaubte an ihn während meines Lebens,
Ich glaube an ihn über dieser Tiefe.
Dieß ist der einz'ge Ruf, den ihr vernehmet,
Den ihr auch nach mir noch vernehmen werdet;
Mein Glaube folgt mir bis in meinen Tod!“

Statt aller Antwort auf des Edlen Rede
Durchschneidet nun der Grausame das Tau;
Die wilden Henker blicken in die Tiefe
Und sehn den Körper kreisend niederstürzen,
Der seine Haare, seine Eingeweide
Und seine Glieder an die Felsen wirft;
Sie lauschen lange, bis der letzte Stoß
Dumpf aus dem Abgrund wiederhallen würde,
Und endlich tönt es aus den schwarzen Gründen,
Ein langsam, furchtbar Echo schwarzer Sünden.
Sie hören es, wie jeden andern Laut,

Er rührt so wenig an ihr Marmorherz,
Als hätten sie vom Abhang eines Berges
Zum Zeitvertreibe Steine rollen lassen.
Schon hat der Vorsprung einer schwarzen Klippe
Den Schädel des Unglücklichen zerschmettert;
Der Schaum des Meeres, der ans Ufer schlägt,
Spielt mit den Ueberresten seines Körpers,
Die Adler stürzen sich auf seine Leiche
Und tragen seine Locken in ihr Nest.

Sie treten wieder in die stille Grotte,
Und schüren das erlosch'ne Feuer an,
Und werfen Blatt für Blatt das heil'ge Buch
In seine Flamme, daß es lustig lodert,
Und freuen sich, als ob sie Gift vertilgten,
Das nur Gerechtigkeit und Freiheit athmend,
Die Wahrheit aus dem Schlummer wecken könnte;
Dann streuen sie die Asche in die Lüfte,
Daß jeder Glanz zugleich mit ihr verschwinde,
Und den Gedanken nie mehr keimen lasse.
Jedoch die Winde, welche Gott gehorchen,
Sie wehn die heil'gen Funken dieser Asche
Mit unsichtbarem Flug in alle Welt,
Gleichwie der gottgesandte heil'ge Sämann,
Der überall, wo Gott ihn streuen heißt,
Des Geistes Ernte für die künft'gen Völker
Als Samenkörner in die Herzen senkt,
Und jede Nation der ganzen Erde
Wird sie in ihren Furchen keimen sehen. . .

Die Gatten waren Zeugen dieses Todes,
Sie hatten aus der Tiefe ihres Schreckens
Von Ferne Alles stumm mit angesehn:
Des Opfers Stimme und des Falles Echo
War aus dem Grund zu ihnen aufgestiegen,
Und sie erwarteten dasselbe Schicksal,
Und tauschten einen letzten, trüben Blick.
Die blutbefleckten Männer nehmen sie
Mit zarter Hand, wie man zwei nackte Vögel
Aus ihrem Neste nimmt, vom Boden auf,
Und tragen sie mit einer Art von Achtung
Aus dem Gewölb und legen sie mit Schonung
Zu ihren Füßen in den Grund des Nachens,
Und lassen dann ihr Schiff vom Boden steigen;
Die Gatten glaubten, in den Lüften schwebend,
Ein großer Vogel trage sie von dannen,
Und sagten, von dem Räthsel nichts begreifend,
Der Erde nun auf ewig Lebewohl.

Im Jugendalter unseres Geschlechts,
Wo man die Elemente noch beherrschte,
Und alles Leben noch der Kunst gehorchte,
Da waren jene Wagen, die Erfindung
Der Sterblichen, ein heiliges Geheimniß,
Das sich die stolzen Götter vorbehielten,
Und weil es nur die Eingeweihten kannten,
Das kenntnißlose Volk für Wunder hielt.
Auf ihrem höchsten Thurme wurden sie
Von heil'gen Sklaven sorgfältig verborgen:
Bei Festen ihres rohen Götterdienstes

Erhoben sich die Wagen bei der Nacht
Unsichtbar plötzlich in die finstern Räume
Und warfen dann auf einmal Flammen aus,
Und flogen wie ein Sonnenball dahin,
Und senkten sich aus dem Gewölbe nieder,
Als brächten sie den Erdengöttern Botschaft
Vom Himmel, und das abergläub'sche Volk
Erbebte sklavisch vor den schlauen Herrschern.
Es ist die Kunst, die Babylon erfunden,
Und wir zehntausend Jahre später suchen!
Um in die blauen Lüfte sich zu wagen,
Bediente man sich damals nur der Augen,
Man sah die Vögel sich auf Flügeln wiegen,
Und ahmte glücklich dieses Beispiel nach.

An seinen ausgewölbten Seiten war
Der Wagen gleich; in seiner leichten Höhlung
Schwamm die geheimnißvolle Flüssigkeit
Und trug, ein leichtrer Stoff noch als der Aether,
Gleichwie das Holz die Schiffe auf dem Meere
Emporhält, dieses Fahrzeug in die Lüfte.
Die Menschen maßen die Bewegungskraft
Nach dem Gewicht des Schiffs, und hoben es
Und senkten es im Raume nach Gefallen,
Bald über das Gewölk, bald nach den Bergen.
Ein Lotse lieh dem Fahrzeug den Gedanken,
Den leeren Raum gefahrlos zu durchschneiden,
Und von den spitzen Felsen abzuhalten.
Die Leitung eines zweiten Apparats
Bestimmte Ziel und Richtung des Ballons;

Ein Mast stieg mitten aus dem Kiel empor
Und breitete ein feines Segel aus,
Das man aus Seidengarn und Flachs gewoben,
Und auf des Vordertheiles Schnabel schwellte
Ein großer Blasebalg gleich einer Lunge,
Die durch das Athemschöpfen sich erweitert,
Die Seiten ihm durch einen starken Windstrom,
Und füllte einen andern leeren Blasbalg,
Der an dem Hintertheile angebracht war,
Und lieferte ihm ohne Unterlaß
Stets neue Luft, sie wieder auszuhauchen
Und so das Segel durch den Gegenstoß
Nun auch von seiner Seite aufzublähen.
So zwang denn die geheimnißvolle Kunst
Das Element, sich selber zu bewält'gen.
Und der Pilot, die Hand am Steuerruder,
Er leitete das wunderbare Fahrzeug
Durch diesen gleichen Hauch der beiden Lungen.

Die Gatten saßen an dem Fuß des Mastes
Und überragten mit der Stirn den Nachen,
Sie fuhren, ohne etwas zu begreifen,
Mit Windes Eile durch die schwarzen Räume,
Vom Hauch der Blasebälge fast erstickt.
Die schwankende Bewegung ihres Fahrzeugs,
Das Schlingern in der feinen Flut des Aethers
Schien von Gestirn sie zu Gestirn zu schleudern,
Und übertäubte ihre ganze Denkkraft,
Der Nachtwind stieß an ihren stummen Schrecken
Mit dumpfem Brausen, ohne ihn zu wecken;

Bald schien sie eine Wolke zu umhüllen,
Und ihren Kahn mit ihrer Flut zu füllen,
Gleich einem Schiffe, das im Wasser umschlägt,
Sie strichen durch die dichte Finsterniß,
Indeß der Wind den Athem fast versetzte.
Der Schaum des Nebels trof auf ihren Tauen,
Und von den Haaren, die zu Berge stunden,
Rann kalter Dunst auf die erstarrten Glieder.
Bald trat das Schiffchen aus dem Wolkenmeere,
Und Sterne schienen von dem Firmament
Mit Strahlenthränen ihr Gesicht zu baden;
So fuhren sie im sturmbewegten Nachen
In rascher Eile durch die leeren Räume,
Indeß die Sterne über ihren Häuptern
Gleich Traumgestalten schnell vorüberzogen,
So fliegt der Staub, vom Winde aufgewirbelt,
Es schien, als wollte fast der ganze Himmel
An ihrem Schiff in Funken sich zerstieben,
Doch bald gewann die leichte Barke wieder
Das Gleichgewicht und schwebte still und ruhig
Durch einen sternenhellen, freien Aether;
Wie uns ein Traum vor dem Erwachen wiegt
Und leise spielt, den Schlummer nicht zu stören,
Durchschnitten sie den Aether ohne Schwanken
Im sanften, stillen Fluge der Gedanken.

Wie sie dem Ziel der Reise näher kamen,
So kleidete der Himmel sich in Tinten;
Schon färbt die Nacht mit einem weißen Streifen
Den Rand, so wie die reine Milch das dunkle

Gefäß, aus dem sie eben überwallt;
Die Sterne deckten sich, gleich müden Augen,
Als hätten sie nun lang genug gewacht;
Die Sonne stieg, bevor sie unsre Erde
Begrüßte, aus dem bodenlosen Abgrund,
Statt aus der Nacht geheimnißvoller Decke,
Nur eine blasse, kleine Kugel auf,
Wie Feuerfelsen aus des Kraters Tiefe,
Und ihre Strahlen, die ins Leere fielen,
Vermählten Tag und Nacht in sanftes Dunkel.

Bald sahen sie auch unter ihrem Fahrzeug,
Das ihre Strahlen trafen, diese Kugel,
Die Dunkelheit mit ihrem Licht durchdringend,
Gigant'sche, unbestimmte Schatten werfen,
Wie wenn beim ersten Schein der Morgenröthe
Sich eine Insel aus den Fluten hebt.
Es war die Erde, mit den tausend Flecken,
Worin die Sonnenstrahlen sich verstecken,
Die Adern mit den dunkeln, blauen Fluten,
Die Berge mit den weißen Silberscheiteln,
Die Meere, die zuerst die Strahlen trinken,
Und aus der dunkeln Nacht mit einem Male
Gleich einem See von lauter Licht sich heben.
„Land!" hörte man nun eine Stimme rufen,
Und wie der Aar sich nach der Beute wendet,
Dreht sich das Schiff durch die geheime Kunst
Nach den Gebirgen hin, die es verlassen,
Um die verfehlte Richtung zu gewinnen;
Es steuert auf den fernen Sinai zu

Und schwebet über'm todten Meere weg,
Indem es sich so tief herniederläßt,
Daß es die Brandung seiner Wellen hört,
Und seinen Wind in seine Segel faßt,
Und seinen Flug in seinem Spiegel sieht;
Dann sucht es mit den Stämmen Gad und Saphad,
Des Jordans Quelle, und der heil'ge Fluß,
Er wälzte freudig hüpfend seine Wogen,
Und auch der stille See Genezareth
Erquickte sich am Strahle seiner Zukunft,
Sie hatten schon ein dunkles Vorgefühl
Von den erhabnen Schritten, welche einst
Die gottgeweihte Gegend heil'gen sollten.

Schon bleichten sich des Libans hohe Kuppen,
Die sie zu überfliegen vor sich hatten;
Sie hörten jenes wogende Gemurmel,
Das Tag und Nacht um seine Gipfel sauste
Gleich einem Winde der Begeisterung,
Den seine heil'gen, geistdurchrauschten Cedern
Einst in die Harfe Zions hauchen sollten.
Sie sahen unter sich die großen Schatten
Der dunkeln Bäume über das Gewässer,
Der See, der brausenden sich weithin strecken,
Und ihre Gipfel in der Tiefe beben;
Schon neigte sich die Sonne gegen Abend.
Hoch über einem dunkeln, tiefen Thale
Hielt der Pilot das Schiff auf einmal an;
Wie unterm Schutze eines Felsenvorsprungs
In einer Bucht sich der Korsar verbirgt,

Bis seine Segel sich in Dunkel hüllen,
So ließ der Lotse seinen Mastbaum nieder
Und zog das Segel ein und ließ das Fahrzeug
Im Schein des Mondes bis zur Dämmerung
Sich sanft und ruhig in den Lüften schaukeln.
Indem das Schiff so hin und wieder schwebte,
Erfrischten die Matrosen sich mit Nahrung
Und blickten, wie gewohnte Müßiggänger,
Auf ihren Ellenbogen aufgestützt,
Gleichgültig in den weiten Raum hinaus,
Und sehn die Ströme schäumen, und die Gipfel
Der Berge sich auf ihren Schultern thürmen;
Die Adler über schwarzen Tiefen kreisen.
Ein banges Schweigen füllte die Natur;
Man hörte nur die durst'gen Löwen brüllen.
Da sich der Himmel wieder eingehüllt,
Schwang sich die Barke nach dem Sternenbogen,
Wie sich die Taube von dem Aste schwingt,
Und lenkte wie um ein gewalt'ges Cap
Geschickt um den umrauschten droh'nden Gipfel
Des hohen, wolkeneingehüllten Sannim.
Der Libanon, den sie nun überflogen,
Neigt sich bereits in jene tiefe Eb'ne,
Durch die sich sanft der stille Lithis schlängelt,
Und sie durchschnitten in den klaren Fluten
Des Aethers schon den Himmel der Giganten.

Schon schimmerte gleich einem Flammenzeichen
Auf einem Berg ein ausgedehnter Glanz,
Des unermeßnen Babels tausend Feuer,

Wie ein erloschener Vulkan am Himmel.
Das Luftschiff hielt in seinem Fluge an;
Das Steuer bebte in der Hand des Lotsen,
Er tauchte langsam in den Menschenkrater.
Wie von den Wogen, die das Ufer peitschen,
Erhebt ein dumpfes, immer stärkres Brausen
Aus dem Gewühle sich bis in die Wolken.
Die beiden Gatten schauten um sich her,
Sie wußten nicht, woher das Brausen kam:
Sie bückten sich beim Stoße unwillkürlich,
Sie glaubten, daß ein großer Sturm sich nahe
Und staunten in dem reinen, klaren Himmel
Den Kahn von gleichem Wind gewiegt zu sehn.
Der Lärm traf ihre Ohren immer stärker,
Sie lauschten dem entsetzlichen Gewühl
Und glaubten aus dem Brausen dieser Tiefe
Den Ton des Menschen wieder zu erkennen;
Und das Geräusch, es wurde immer stärker
Und seine Quelle ihnen immer klarer.
Es war das Athmen eines Tags am Abend
In diesen menschenüberfüllten Mauern,
Der Hauch von einer Million von Menschen,
Der voll und brausend in die Lüfte wogt,
Wenn Menschenschwärme, ehe sie sich legen,
Noch von des Tages Leidenschaften zittern:
Ein dumpfes Fluten dieser See des Lebens,
In welcher Welle sich auf Welle drängt.
Der wilde, manchmal unterbroch'ne Lärmen
Die Schläfe an der Stirne zittern macht,
[W]o man in fernen Stößen Sturmesbrausen,

Erstickt von Sturmesbrausen, brüllen hört.
Ein furchtbares Gewirr von allen Lauten,
Man hört und kann doch keinen Sinn verstehn.
So brauste das Gewühl, auf das sie lauschten,
In wildem Aufruhr in der fernen Stadt.
Der Volksschritt, unter dem der Boden zittert,
Der Klang des Eisens, das das Erz erschüttert,
Der Wagen ew'ges Rollen auf den Straßen,
Des Stromes Brausen an den Ufermauern,
Die rauschende Musik der Freudenfeste,
Des Hungers, welcher bettelt, laute Seufzer,
Der Hülferuf bei einer Feuersbrunst
Erhob vermischt sich in die stille Luft
Und bildete nur einen einz'gen Ton.
Das Knarren und das Klirren schwerer Ketten,
Das Röcheln der gefall'nen Menschenopfer,
Das Angstgeschrei der Mutter, der die Mörder
Das theure Kind an ihrem Busen rauben.
Der Jungfrau, die vom Pfeiler, den sie faßte,
Zur wilden Lust hinweggerissen wird;
Aufstände, die mit dumpfen Schritten schleichen,
Erstürmungen, Empörungen und Flüche
Und Beifallklatschen, wieherndes Gelächter
Zerrissen fast das Ohr der Hörenden.
Wie aus der Stille Schooß, wo jede Stimme
Erstirbt, am Strande, wenn der ruh'ge Wind
Die schwere Woge an die Klippe wälzt,
Bald eine neue Woge sich zerschellt
Und wild und donnernd an den Felsen schlägt:
Entstieg der Nacht das furchtbare Gebrüll

Des ganzen Volkes, wie des Sturmes Sausen;
Die Luft erbebte unter seinen Stößen,
Der Vogel in der Höhe ward betäubt!
Bei dieser Stimme einer neuen Welt
Dreht' sich der Geist der Gatten im Gehirn,
Erbebt' ihr Herz in der gepreßten Brust,
Und fühlt' von jedem Lärm den Gegenstoß,
Und ihre Schläfe hörten auf zu schlagen,
Und ihre Glieder waren starr und kalt.

Die beiden Gatten glichen zweien Schwänen,
Die, wenn sie Zeichen früher Kälte sehen,
Von einem Ufer an das andre fliegen,
Um ihre Früchte vor dem Nord zu sichern,
Und auf der Wanderung ein Schlachtfeld treffen,
Auf dem zwei Nationen sich zerfleischen.
Sie hören auf der Ebene des Blutes,
Auf die sie aus der Luft sich niederlassen,
Des Kampfes wildempörte Wogen brüllen,
Der Streitenden Geschrei, des Pulvers Donner,
Der dem lebendigen Vulkan entsteigt,
Und seh'n mit Schrecken, wie des Sees Fluten,
In dem sie sich zu baden pflegen, bluten;
Die Kugeln, die bis in die Wolken flammen,
Sie röthen ihr Gefieder; auf dem Felde
Des Schreckens, das sie nicht verlassen können,
Wagt der erschlaffte Flügel nicht zu schlagen.

---

# Neuntes Gesicht.

Indeß bestrich das Schiff die dunkeln Firste
Der hohen Thürme, deren große Menge
Mit ihren Nadelspitzen, Bogen, Kuppeln,
Fast einem Wald von lauter Steinen glich,
Wo der Granit, der Marmor keimen, wachsen;
Paläste, stolze Pyramiden, Brücken,
Die sich in weiten, großen Bogen wölben;
Erhab'ne, kolossale Statuen,
Die sich auf breite Fußgestelle stützen;
Aus einem Block gehau'ne Obelisken,
Die ohne irgend etwas nur zu tragen,
Sich bis zur Schneide eines Schwerts verdünnen,
Und wie ein Traumbild in die Luft verlieren;
Kanäle, welche große Wogen wälzen;
Von tausend Bogen unterstützte Gärten,
Von deren ungeheuren Riesenbäumen
Die Schatten hundert Ellen lang sich streckten;
Bewund'rungswürd'ge Säulengänge, welche
Gleich eh'rnen Schlangen nach dem Thal sich krümmen;
Metall'ne Stämme, ungeheure Pflanzen,
Die rothes Gold in ihren Haaren tragen;
Mit stolzen Aloen gefüllte Vasen,

Die die Paläste in der Nacht durchdüften;
Blaurothe, pyramidenförm'ge Flammen,
Die flackernd in den Platten sich bespiegeln.

Das Fahrzeug, das den Säulenwald bestrich,
Gleichwie ein Aar, durch hundert Maste fliegt,
Befürchtete in jedem Augenblicke
An einer Spitze, einem Thurm zu scheitern;
Indeß es durch das Labyrinth sich wand,
Erscholl ein tausendfältiges Geschrei,
Das von der Erde nach der Burg sich wälzte,
Die von der Höh' die inn're Stadt beherrschte.
Sie schwebten nied'rer über den Palästen,
Worin die Götter mit dem Hofe lebten,
Und sah'n beim Schein von hundert schwanken Fackeln
In einem prachtvoll ausgezierten Garten,
In dem die reinsten Silberquellen strahlten,
In unaufhörlichen Akkorden murmelnd,
Ein zahllos Heer von Göttinnen und Göttern,
Die ihnen unter tobendem Geschrei
Nach allen Seiten mit den Augen folgten,
Wie sie gleich einem Sterne niederschwebten.

Doch eh das Schiff, das sich im Schweben hielt,
Sich an die Marmorwälle niederließ,
So winkte der, der zu gebieten schien,
Und wie die Blätter, die die Mittagswinde
Vom Boden wirbeln und in Wellen treiben,
Floh'n bei dem Winke alsbald Männer, Weiber,
Des Schreckens Ausdruck auf den bleichen Stirnen;
Und wagten kaum sich wieder umzuschau'n,

Und räumten eilends den verbot'nen Garten.
Der König blieb, von einer prächt'gen Gruppe
Von Göttinnen und Göttern noch umgeben,
Und zeigte dann dem aufmerksamen Lootsen
Mit seiner Hand den Gipfel eines Thurmes
Der seine Zinnen um den Kreis herumbog,
Und langsam ließ sich der Pilot hinunter,
Und endlich stieg das Fahrzeug aus den Wolken!
Noch hatte es die Erde kaum erreicht,
So fiel das Segel von dem Maste nieder;
Die Riesen stiegen aus dem dunklen Rachen,
Indem die Seiten, wie bei einem Schiff,
Das auf den Fluten schwankt, sich niederbogen;
Sie grüßten ehrerbietig ihren König,
Und nahmen dann die stummen, schreckensbleichen
Gefangenen, wie schaumbedeckte Hunde,
Die nicht mehr gehen können, oder wie
Geschoss'ne Vögel, blutbefleckte Rehe,
Auf ihren Siegerarm und legten sie
Mit ihren Kindern zu des Königs Füßen.

Der unverhoffte Anblick dieser Beute
Entlockte Jedem einen Freudenschrei,
Worauf ein tiefes, ernstes Schweigen folgte.
Dann nahmen die Giganten eine Fackel,
Betrachteten bei ihrem Wellenlichte,
Das einen Engel zu entschleiern schien,
Die herrliche Gestalt der jungen Gattin,
Und hoben ihre Arme in die Höhe
Und stunden vor Bewundrung regungslos,

Die sich in einem lauten Ausruf kundgab.
Ihr Auge ruhte kosend auf den feinen,
Aus Luft gewob'nen Formen Daidha's;
Auf ihren Gliedern, die von Rabenhaaren
Vom Kopfe bis zur Fers' umschattet waren;
Auf ihren wellenförm'gen Marmorschultern;
Auf ihren zarten, weichen Lilienarmen,
Die, wenn sie sich erschloßen, einen Ring
Von nie besiegter Liebe bilden mußten;
Auf ihren Busenknospen, die die Milch
An Weiße übertrafen, und die Form
Der feinsten Alabasterkugeln hatten,
Und mit den zarten halberschloss'nen Fingern
Der zwei schneeweißen Hände sich bedeckten,
Wie grüne Früchte mit dem Sommerlaube;
Auf dem zurückgebognen Schwanenhals,
Um welchen weiche Muskeln kosend spielten;
Auf dem halb off'nen, kleinen Rosenmund,
Der der Granate glich, die an den Strahlen
Der Sonne von Damaskus sich entfaltet,
Und der zwei Perlenreihen blicken ließ,
Bei deren Anblick jeder Laut erstickte;
Auf ihren feingeschlung'nen Purpurlippen,
Auf denen noch ein Thränentropfen glänzte,
Wie auf der Rose in des Morgens Strahlen;
Auf ihrer feinen, schöngeformten Nase,
Bei deren Anblick selbst der milde Groll
Den Athem hielt, den seine Rache schnaubte;
Auf ihren hochgewölbten Augenbrauen,
Die pechschwarz auf dem Schnee der Stirne glänzten;

Auf ihren Augen, die den Fackelschimmer,
Wie Fluten eine Flamme wiederstrahlten,
Und auf dem Grunde ihrer blauen Tiefe
Die zarteste und reinste Liebe malten!

Dann wandten sich die Blicke auf den Gatten;
Er kauerte bewegungslos am Boden,
Hielt mit den Armen seine Knie' umschlungen,
Und ließ das Haar um seine Ketten wogen,
Als sollten sie die Seele, die auf seinem
Gesichte strahlt', dem Forscherblick verhüllen.
Er überragte, wenn er sich erhob,
Mit seiner majestätischen Gestalt
Die Götter fast um einen ganzen Gürtel.
Die Eisenringe, die er umgebogen,
Entstellten seinen Leib mit blauen Flecken.
Die kräft'ge Jugend aber dieses Körpers,
Der mit der Stärke holde Anmuth einte;
Die Schlangenlinien der jungen Muskeln,
Die man in ihrer Regsamkeit verfolgte,
Wie unter seiner jugendlichen Rinde
Man dem Gefüge des Olivenbaums,
Das seine Kraft verräth, begierig folgt,
Die weiße Haut, die von der Wellenschauern
Der Furcht durchschüttert, wie ein Schatten bebte,
Der auf dem Flutenspiegel sich bewegt;
Die zarte Schönheit seiner Männerstirne;
Der Leib, der einem Stern entfallen schien;
Der Wuchs, der Glanz, die Unbeweglichkeit
Vereinten sich, das schöne Marmorbild

Von irgend einem Gotte darzustellen,
Das umgestürzt zu unsern Füßen liegt,
Das wir, indem wir seine Größe messen,
Kaum zu berühren uns erkühnen dürfen,
Dem die Eidechse nicht zu nahen wagt.
Der mit dem Diadem geschmückte Riese
Warf einen frechen Blick auf Daidha,
Und Cedar, welcher auf die gier'gen Augen,
Die auf ihn selber fielen, nicht geachtet,
Erhob, da er im Blick des Götterkönigs
Das thierische Verlangen las, die Hände,
Und richtete die finst're Stirne auf,
Und zog die Augenbrauen wild zusammen,
Und Flammen sprühten aus den Augenkreisen,
Und seine Ketten klirrten, wie ein Bündel
Von Pfeilen, den der Wind zu Boden wirft;
Die Göttinnen erblaßten und der König
Ließ seine Fackel aus den Händen fallen,
Und trat entsetzt von dem Gefang'nen weg. —
Ein Mann haut eine junge Eiche um,
Und treibt den Keil hinein, um sie zu spalten,
Er streckt die Hände in die breite Wunde,
Zu sehen, wie der junge Stamm verblutet,
Und wie das Holz sich krümmt, doch plötzlich springen
Die durchgeriss'nen Hälften auf einander,
Und klemmen seine Mörderhand zusammen;
Er schreit vor fürchterlichen Schmerzen auf;
Die Eiche fällt und reißt den Arm ihm aus!

## Zehntes Gesicht.

Da nun des Königs Blicke beide Gatten
Vom Kopf bis zu dem Fuß gemustert hatten,
Erzählten ihm die Henker auf den Knieen,
Wie sie gleich einem Blitze aus den Wolken
Auf einmal auf die Grotte niederflogen,
Wo der Verruchte sich verborgen hatte,
Um seine Racheplane dort zu schmieden,
Und wie sein Tod die hohen Götter rächte;
Wie in der finsteren verfluchten Höhle
Die die Verschwörung und den Aufruhr nährt,
Die Racheflamme jenes Buch verzehrte,
Das aller Hörer Seelen fesselte;
Wie sie die zwei geheimnißvollen Gäste
Zugleich in jener öden Wildniß fanden,
Und sie mit Fesseln an den Händen banden
Und nun zum Opfer oder Sklavendienste
Den Göttern hier zu ihren Füßen legen.

Da er vom Tode des Verräthers hörte,
Entrunzelte der König seine Stirne,
Gleich einem Berg, der aus den Wolken steigt.
Die Henker dachten schon an die Belohnung,

Und freuten sich im Herzen des Verbrechens
Und rechneten, wie viel es tragen würde,
Da sprach der König: „Mutherfüllte Diener
Der Götterrache, nehmet euren Lohn,"
Und stampfte fünfmal heftig auf den Boden.
Bei diesem furchtbar'n Zeichen, das ein Echo
Verdoppelt, steigen aus der Erde Schooß
Auf einer heimlich angebrachten Treppe
Fünf kolossale Männer, Ungeheuer,
Die sich im Blute ihrer Brüder baden
Und keinem Menschen, was sie thun, verrathen,
Weil man die Zunge ihnen ausgeschnitten.

Ein Jeder stürzt sich mit dem bloßen Schwert
Auf einen der fünf Riesen, die dem Schiffe
Entstiegen sind, und bohrt es ihm ins Herz;
Sie rollen fluchend auf das Pflaster nieder
Und recken ihre blutbefleckten Glieder.
Der wilde Gott betrachtet sie mit Lächeln,
Und weidet sich an ihrem Todesröcheln,
Und spielt im rothen Strome mit den Zehen,
Gleichwie ein Kind am Ufer eines Flusses
Mit seinem Schaume auf dem Sande spielt.
Und da die Leichen endlich sich verblutet,
Erheben die Vollstrecker des Befehles
Sie aus dem Purpurschlamm an allen Vieren,
Indem sie Einer an den Füßen faßt,
Ein Anderer am Kopf, und schleudern sie
Wie man die Felsen in die Tiefe schleudert,
Mit Riesenkräften über das Gemäuer;

Die Schädel werden an dem Thurm zerschmettert,
Und mit Gepolter stürzen sie hinunter.

„Nun,“ spricht der König Nempned, „mögt ihr plaudern!
Jetzt weiß nur Tod und Nacht um das Geheimniß.
Vollstrecker meiner heiligen Gesetze,
Die ihr allein hier alles hört und seht,
Begrabet die Geheimnisse im Busen!
Die List allein hat die Gewalt errungen,
Der Morgen erbt sie selten von der Nacht,
Durch unsre fein gesponnenen Gewebe
Verlängern wir allein die höchste Macht,
Die über Götter wir und Menschen haben!
Bekämpfen wir die Wogen der Empörung!
Betrug und Unterdrückung schützt den Thron:
Weh dem, der auf dem Wege des Verbrechens
Auf einmal stille hält, er ist verloren,
Denn Freund und Feind ist gegen uns verschworen!
Nie dürfen wir den Frevel mehr verlassen,
Wenn wir nicht unser eig'nes Leben hassen!
Ein Muthigerer stürzet uns vom Throne,
Verbrechen nur erhalten uns die Krone!

„Er ist nicht mehr, der schlaue Adonai!
Das Volk, das nun im Schlaf begraben liegt,
Wird des Erweckers Stimme nicht mehr hören.
Ich habe ihn ermordet, und die Hand,
Die ich dazu gebrauchte, abgehauen!
Ein Meisterstück der Hölle und des Himmels!
Der Zufall gab uns diese schönen Wesen,

Die unsere Natur zu Schanden machen.
Nun hab' ich neue Mittel meiner Herrschaft,
Werkzeuge des Genusses, der Verführung;
Ich habe Plane, doch sie keimen erst....
Sie haben wie ein Blitz mich überrascht,
Laßt mich allein, ich will es überlegen,
Den Plan in meiner Brust zur Reife bringen;
Und ihr, Vertraute, freut euch der Genüsse,
Die euer Blutgewerbe euch bereitet!"
Er zeigte seinen Stummen beide Gatten,
Die hier gebunden auf dem Marmor lagen:
„Tragt," sprach er, „diesen jungen Sohn der Wälder
In seinen Fesseln in das Schloß der Sklaven,
Dort soll man seinen Körper dann mit Sorgfalt
Auf den Verlust der Zunge vorbereiten.
Und um den Feuermuth etwas zu dämpfen,
Soll man ihn, ehe dieß geschieht, verstümmeln;
Drum überlaßt den Löwen den Verschnitt'nen,
Damit sie seiner Mannheit ihn berauben!
Die Kinder reißet von der Mutter Busen
Und bringt sie einer Sklavin, sie zu säugen;
Ich leid' es gerne, daß sie vor dem Tod
Noch ein'ge Tage lang das Leben trinken:
Ich werde später über sie entscheiden!
Und diese Schönheit, die in Thränen schwimmt,
Tragt sie mit zarter Hand, wie eine Göttin
Vor mir und unter meinen eig'nen Augen,
Und ohne ihre Reize zu betrachten,
In meinen heil'gen Saal, damit ich dort
Die Rosen ihrer Liebe pflücken könne.

Der Himmelsflamme goldne Strahlen werden
Die schöne, blasse Marmorstirne röthen,
Und Küsse werden ihre Zähren trinken!
Man löse diese Bande, die sie drücken!
Und Würzenöl und Ambrathränen sollen
Ein jedes Glied mit Wohlgeruch begießen;
Man presse Blumen aus, um sie zu baden,
Milch sei ihr Wasser, Honig sei ihr Brod,
Die Arme zwanzig schöner Sklavinnen
Sei'n ihre Fesseln auf dem Purpurteppich!"

Er sprach's, und seinen Worten schnell gehorchend
Ergreifen die Vollstrecker des Gesetzes,
Die auf des Thurmes Marmorstufen stehen,
Die Last, auf die der Gott gedeutet hat,
Vergebens krümmt die Gattin ihre Arme,
Vergebens ruft sie den Gemahl zu Hülfe:
Der Götterkönig lacht zu ihren Seufzern;
Es scheint, als ob bei diesen Krümmungen,
Bei diesen Qualen ihres schönen Körpers,
Beim Auf= und Niederwogen ihres Busens,
Und bei den Zuckungen der weichen Muskeln,
Die immer neue Reize ihm enthüllen,
Die Lust der Augen immer größer werde,
Als ob die Qual nur den Genuß erhöhe!
So kann die Glut verbrecherischer Wünsche
Das Mitleid selbst in wilde Lust verkehren
Und jedes bessere Gefühl ersticken,
Die Seele selbst aus ihren Fugen rücken!...

Er folgt von ihrem Angstgeschrei gelockt
Den Sklaven bis zur Schwelle des Palastes,
Der für das weibliche Geschlecht bestimmt ist.
Kaum kann er seine Blicke von ihr wenden;
Mit träumerischer und umwölkter Stirne,
Die schon von fern die Diener beben macht,
Tritt er in seine goldnen Säulenhallen,
Und setzt sich, seine Stirne in den Händen,
Ein finstres Zeichen, auf den Thron zum Mahle,
Wo rauschende Musik und Weihrauchdüfte
Die Sinne und Gedanken übertäuben.

Doch seine Schläfe zucken unaufhörlich
Selbst bei dem Ausbruch dieser lauten Freude.
Was für ein Blitz wird aus der Wolke fahren?

Was Nempheb dachte, barg er in der Brust.
Als Kind schon von den Göttern aufgenommen,
Und ohne Mutter, Liebe, Dankbarkeit,
In den Intriguen eines Hofs erzogen,
Trug er kein menschliches Gefühl im Busen,
Und seine Seele, die von Nichts gefesselt
War, hatte eine Kraft nur, den Verstand;
Und seine Leidenschaften waren Herrschsucht
Und Stolz und Rachgier; immer höher steigen
War seine Welt; er sah den Abgrund nicht,
Es galt ihm gleich, auf welchem Weg er stieg.
Da er im Kampf der Götter eingesehn,
Daß großer Fall auf große Schritte folgte,
Kroch seine Herrschsucht nur im leisen Schatten,

Um auf den Gipfel der Gewalt zu klimmen,
Und statt des Schwertes griff er zu der Feile,
Um alle Hindernisse abzuschleifen.
Er barg den Stolz in seines Herzens Tiefe
Und war der Knecht, um einst der Herr zu werden;
Er schmeichelte so sehr der Eitelkeit,
Er hüllte sich so sehr in seine Plane,
Er täuschte so sehr die gekrönten Häupter,
Verrieth sie so sehr an die künft'gen Herrscher,
Er witterte die unsichtbaren Streifen
Des Windes so sehr auf den klaren Wogen,
Er facht' so sehr die Leidenschaften an,
Er kannte so sehr der Parteien Fluten,
Daß ihn bei jedem neuen Stoß der Wellen
Die Wasser hoben, wieder fallen ließen,
Und wieder hoben, und so hundertmal
Ihn auf- und niederwogten und wie Schaum
Hin an des Götterthrones Füßen warfen.

Kein menschliches Gefühl erschütterte
Jemals das Lehrgebäude seines Handelns,
Nicht Reue noch Erbarmen konnten je
Ihn einen Augenblick sich säumen lassen.
Kein Blick, kein Wort für den gestürzten Freund,
So war der Mensch ihm nichts, als eine Leiter,
Auf deren Stufen man zum Gipfel steigt,
Um sie dann, ist man oben, umzustürzen.
Der Gipfel ist aus Trümmern aufgethürmt.
Im Stillen lachte er der Menge, welche,
Die Leichen zählt, die ihr zu Stufen dienen.

Wer auf des Berges Spitze klimmen will,
Darf, sprach er, niemals in die Tiefe sehen!
So hob er, über seiner Kaste schwebend,
Sich nach und nach von einer Stuf' zur andern
Bis auf den Thron, um den er lang gekrochen!
So hebt sich aus dem Sumpf der wüste Dunst,
Und schleppt sich lange über'm Boden hin,
Und steigt allmählig weiter in die Höhe,
Und füllt die ganze Luft mit seinem Unrath,
Und zieht sich endlich in der Wolken Mitte
Noch gar zu einem Meteor zusammen,
Und leuchtet nun mit seinem gift'gen Koth,
Wie einer Morgendämm'rung Rosenroth.

Da er den Gipfel nun erstiegen, wagte
Er nicht den Abgrund unter ihm zu messen,
Und um den Thron vor jedem Wind zu schützen,
Kroch er auf ihm, wie er im Koth gekrochen.
Er schmeichelte den Häuptern der Parteien,
Ein Freund von Jedermann, betrog er Alle;
So schwebte er stets über einem See,
Der brausend unter seinen Füßen kochte,
Und sie mit seiner gier'gen Flut beleckte.
Doch, wenn er noch so sehr verschlossen war,
Die Hinterlist erforderte Vertraute:
Gewandte Diener seiner Höllenränke,
Die Plane der Parteien auszuspähen,
Von außen die Gedankenschrift zu lesen,
Des Windes Stand von Ferne schon zu wittern,
Den Zügel anzuzieh'n und nachzulassen,

Den Herrn vor den Verschwörungen zu sichern,
Von seinem Schlaf den tückischen Verräther,
Von seinem Kelch das Gift entfernt zu halten;
Gering're Götter mußten seiner Größe
Zum Schemel dienen, und sich ihr verkaufen,
Und seine Nächte, seine Tage hüten!
Nur durch die Fäden blutiger Gewebe,
Die er in seinem Innern zettelte,
Und mit dem schnellen Schiffchen der Gedanken
In heimlich stiller Thätigkeit verwob,
Gelang es ihm, die feindlichen Parteien
Allmählig immer enger zu umspinnen,
Und unter seinen Füßen einzuschläfern,
Und seinen Sturz dadurch hinauszuzieh'n.
Serendyb, Saber, Azem, Asrafiel
Und Akil waren ihres Herrn Vertraute.
Indessen sie ihm Liebe heuchelten,
Verachteten sie ihn in ihrem Innern,
Und beteten in ihm sich selbst nur an;
Sie lauerten nur auf Gelegenheit,
Um ihn von seinem Thron herabzustürzen;
Er las den Haß auf ihres Herzens Grund,
Verglich sie einem doppeltschneid'gen Schwert,
Das ihn beschützt und während dem verwundet,
Und drückte seine Hand auf ihren Nacken.
Indeß vertraute er doch einem Herzen;
Es war ein Kind noch, das nach der Geburt
Der unbekannten Mutter aus den Armen
Gerissen wurde, eine zarte Frucht
Verbotenen Genusses, welche Nemphed,

Den schon der Schnee des Alters abgekühlt,
Wohl weniger aus Liebe als aus Herrschsucht
Der allgemeinen Sklaverei entriß,
Zur Stütze seines schwachen Arms erzog
Und mit sich bis zur höchsten Stufe hob.
Ihr Name Lakmi; in dem zwölften Jahre
War ihre Wange schon etwas gebleicht.
Der gift'ge Hauch der angesteckten Luft
Traf ihre Schönheit eh' sie aufgeblüht;
Doch an des hohen Wuchses Majestät,
An dem Gepräge ihrer feinen Züge,
An ihrer weißen, zarten Marmorhaut,
Die unter lauter Küssen sich geglättet,
An ihren Lippen, wo der Stolz schon keimte,
An ihrem rabenschwarzen Seidenhaar,
Durch das der Sammt der nackten Schultern glänzte,
An ihren großen, schwarzen Flammenaugen,
Aus denen ihrer Seele Feuer strahlte,
Sah man, daß eine gütige Natur
Das Siegel ihrer Hoheit aufgedrückt,
Die einst der Liebe Keim vollenden würde,
Wenn sie ihr Blick nicht in der Brust versengte.

Doch Nempheb hatte, eh die Morgenröthe
Die Knospe noch entfaltet, sie gebleicht;
Er hatte ihre Seele, ihre Schönheit
Von einer allzueil'gen Sonne Glut,
Schon vor der Zeit zur Reife bringen lassen;
Er hatte, um so schnell als immer möglich
Für seine Zwecke sie heranzubilden,

Mit seiner eig'nen Hand sein Werk verderbt;
Er hatte, um es von der Welt zu trennen,
Und um so fester an sich selbst zu fesseln,
Ihr Herz von allen Banden abgelöst;
Sie sollte thätig seine Frevelthaten
Und seinen Ruhm und sein Verderben theilen;
Er hatte sie, ein Greis, die zarte Ranke
Um seinen abgestorb'nen Stamm geschlungen,
Gleichwie des Morgenlandes schöne Töchter
Um ihren Vorderarm die Spange winden',
Die nur der Tod von ihrem Körper trennt.
Nicht daß sein dürres Herz das zarte Kind
Mit inn'ger Glut geliebt; nein, er bedurfte
Nur ihre willenlose Hingebung,
Um seine Fäden heimlicher zu spinnen;
Sie war die Eidechse, die lauernde,
Die vor der schleichenden, argList'gen Schlange
Als eine schlaue Späherin voranschoß;
Der Schakal, der dem Leopard vorausspringt;
Der Wurm am Angelhaken eines Fischers;
Die Natter, welche auf sich selber schlummert,
Und an des Niles Strand von einem Feinde
In einen Korb gelegt wird unter Rosen,
Den Tod zu geben Jedem, der hineingreift!

So hatte er seit ihrer zarten Kindheit
Ihr Herz nach einem festen Plan vergiftet;
Wie man die Seele für die Tugend bildet,
So hatt' er für das Laster sie erzogen;
Er hatte mittelst seiner Höllenkunst

In der für jeden Eindruck off'nen Brust
Das Wahre, Gute, Schlechte umgekehrt,
Und jedem Laster einer Tugend Namen
Gegeben, Hinterlist der Redlichkeit,
Und Frechheit der Verschämtheit, Haß der Freundschaft
Und Grausamkeit dem Mitleid vorgezogen;
Und wie sie von des Lasters süßem Gifte
Allmählig immer mehr durchdrungen wurde,
So führte er sie stufenweise weiter
Von Frevelthat zu Frevelthat, und lohnte
Das Böse ihr, das sie vollendet hatte;
Und schenkte ihr den fürchterlichen Preis
Des fürchterlichen Unterrichts, die Freude,
An dem Verbrechen und den Stolz darauf! . . .
Die Krone seines ganzen Lehrgebäudes,
Das Meisterwerk desselben war: Verstellung.

So stets des Hofes Pestluft ausgesetzt,
Sog sie des Blutes statt des Thaues Dunst;
Des Herzens Leidenschaften künstlich schraubend,
Verhüllte sie die tück'sche Hinterlist
Geschickt durch einen Schein unschuld'ger Einfalt.
Mit Grazie und Geist zugleich begabt,
Schön, zärtlich, munter, aber dennoch ernst,
In allen jenen Künsten unterrichtet,
Die unsre Leidenschaften rege machen,
Der Sehnsucht, die auf weichen Lilienbetten
In süßem schmachtendem Verlangen hinstirbt,
Den Ausdruck und die Stimme zu verleihen;
In einem wollustvollen Tanz die Sinne

Durch reizende Bewegungen zu kitzeln;
Den Honigworten der beredten Lippen
Lebendige Empfindung einzuhauchen;
Geheime Zaubertränke zu bereiten,
Die die beseligendsten Träume riefen;
In dem Betragen Liebe, Haß zu heucheln,
Die sonst auf dem Gesicht zu lesen sind;
Zu lachen und zu weinen nach Belieben;
Mit Blütenduft die Haare zu durchflechten;
Mit einem süßen Kusse zu berauschen;
Die Augen Aller, die sie sehn, zu fesseln;
Dem Greis das Herz in seiner Brust zu wenden,
War sie in ihrer Bildungsart vollendet.

Der König, dem sie diese Künste dankte,
Benützte sie zu seinen schlechten Zwecken;
Er wandte dieses Spielzeug seiner Hände
Als Werkzeug seiner Frevelthaten an;
Die holde Anmuth dieses zarten Kindes
Entfernte selbst den Argwohn des Verstandes.
Durch schlaue Reden streute sie den Samen
Der Zwietracht und des Neides um sich her;
Sie nährte mit geschäft'ger Hand den Haß,
Und weckte und belebte die Kabalen,
Und schmiedete die eifersücht'gen Ränke;
Sie ließ gleich einem unvorsicht'gen Kind
Sich ein vermeintliches Geheimniß rauben,
Das in dem Dienst der Heuchelei des Herrn
Die eifersücht'gen Blicke irre führte,
Und sie auf eine falsche Fährte wies,

Die nun den eigentlichen Plan verhüllte.
Sie lauerte auf jedes schnelle Wort,
Das sie durch liebevolle Freundlichkeit
Den trunknen Herzen zu entlocken wußte,
Und gleich einer gewandten Weberin
Zur Anknüpfung des Zettelgarns benützte.
Sie lockte durch Verstellung ihre Opfer,
Und machte sie durch ihr Vertrauen sicher,
Indeß der Dolch, der über ihnen schwebte,
Auf einmal aus den Lüften niederzückte,
Sie wußte Pflanzensäfte zu bereiten,
Die eine langsamere Rache kühlten;
Sie wußte den Verliebten zu berauschen,
Und ihm den Tod im Kusse einzuhauchen!
In dem Palast der List und des Verbrechens
Setzt man mit Angst den Becher an die Lippen;
Und um den Tod dem Opfer einzutränken,
Goß ein lebend'ger Becher ihn ins Herz!

Mit Stolz und Gold und anderen Genüssen
Belohnte Nempheb diese schwarzen Dienste;
Sie spielt als Kön'gin mit dem goldnen Scepter,
Nimmt ihm das Diadem von seiner Stirne,
Den Ring, das Zeichen seiner Macht vom Finger,
Den Ring, bei dessem bloßen Anblick schon
Des Königs Blutbefehl vollzogen wurde;
Wühlt in dem Götterschatz, wie ihr beliebte.
In einem großen, prächtigen Palaste,
Verkürzten hundert auserwählte Sklaven
Der schönen Allgefeierten die Stunden:

Die Einen ließen unter ihren Augen
Die Blüten sich entfalten, um den Boden
Mit einem bunten Farbenspiel zu kleiden;
Die Andern goßen aus gefüllten Urnen
Ohn' Unterlaß das Wasser aus und ein,
Um stets die Luft aufs Neue zu erfrischen.
Die Einen ließen auf dem weichen Rasen
Sich strahlende Kaskaden überwölben,
Die Andern, um die Sinne zu betäuben,
Den Dampf des Weihrauchs in die Lüfte wogen;
Und wieder Andre flochten ihre Arme,
Um sie in ihre Wohnungen zu tragen,
Lebend'ge weiche Körbe in einander,
Daß unter ihres schönen Körpers Last
Der zarte Gliederbau nicht leiden möge,
Und sie sich ohne einen Stoß zu fühlen,
Wollüstig in den Lüften wiegen könne.
Noch Andre von der näheren Umgebung,
Verschnittne, welche den geheimen Dienst
Besorgten, ließen aus des Morgens Thränen
Das Oel im Bad auf ihre Glieder tropfen;
Sie woben ihr, um ihren schönen Körper
Zu kleiden, schwarze oder blonde Haare,
Die man den Stirnen fünfzehnjähr'ger Mädchen,
Die noch darüber weinten, abgeschnitten,
Wie wir, um unsre Kleidungen zu weben,
Dem Schafe seine warme Wolle nehmen.
Die feinen, weichen, seidenen Gewebe,
Um deren Rand sich Blumenschleifen wanden,
Entweihten die Natur, damit die Kunst

Verherrlicht wurde: traurige Verkehrtheit!
Wenn Lakmi sich mit diesem Sammt umhüllte,
Gedachte sie der jungen Augen nicht,
Die dem Verluste bittre Thränen weinten,
Nein, sie betrachtete mit kind'scher Lust
Den Faden und die Farben des Geschlechtes,
Und fühlte selbst, indem sie goldne Bänder
Hineinzog, noch den warmen Hauch des Lebens.

Sie kleidete sich in verschiedne Farben,
Und forschte, welche ihr am beßten stunden,
Indem sie sich in den Krystall der Wände
Und in entzückten Augen spiegelte.
Die Lust, womit sie sich bewunderte,
War nicht etwa das heimliche Bedürfniß,
Das, was man liebt mit Freude zu beglücken,
Nein, das Bedürfniß ihrer Eifersucht,
Die Nebenbuhlerin zu überstrahlen.
Sie trat verführerisch und lachend auf,
Wie eine Biene sich auf Blumen setzt,
Um ihren Morgenhonig einzusaugen,
Und blendete die Augen der Verehrer,
Und heuchelte ein kindlich frommes Herz.
Sie schweifte nach Belieben durch die Burg,
Nach Herzen ihre Netze auszuwerfen;
Und wenn sie sie gefangen, nährte sie
Beseligende Hoffnungen in ihnen,
Verrieth erheuchelte Gefühle, strahlte
Der Liebe sanften Blick aus ihren Augen,
Begünstigte den Glücklichen vor Andern,

Und weckte jene Träume in ihm auf,
Die einen Vorschmack des Genusses geben.
Oft hüpfte sie gleich einem närr'schen Kinde
Zu den entzückten Gruppen ihres Hofes,
Bezauberte durch Lautenspiel die Ohren,
Und fesselte durch ihren Tanz die Augen.
Die einz'ge Seele unter lauter Körpern
Beherschte sie den Willen des Gezüchtes.
Sie war des allgemeinen Beifalls sicher;
Bisweilen unterbrach sie sich auf einmal
Mit irgend einem närrischen Geplauder,
Wie ein zerstreutes Kind, das eine Mücke
Vom Spiel entfernt, und legte ihre Würde
Als Königin auf Augenblicke nieder,
Und mischte sich, indeß die Frau'n und Männer
Mit Staunen sie betrachten, unter Kinder,
Und rang und sprach mit ihnen um die Wette,
Und spielte mit dem Sand und Schaum der Quellen,
Und netzte ihren Fuß, und breitete
Der Kleidung Diamanten auf den Rasen;
Als ob die Spiele, die sie vor sich sah,
Sie plötzlich ihrem Alter wieder schenkten,
Und ihren hohen Rang vergessen machten!
Und alle Augen folgten ihren Schritten,
Und alle Stirnen glätteten die Falten;
Denn ihrer eignen Stirne falsch Gepräge
Verbannte hinterlistig alle Furcht;
Und man vergaß bei diesem schönen Wesen,
Daß sie des Götterkönigs Schatten war,
Und ließ sich durch den äußern Schein verführen.

So sitzen Kinder sorglos am Gestade,
Indeß der Strahl, der aus den Wolken fährt,
Ein Feuermeer sich in den Fluten schlängelt;
Sie neigen sich, die Flamme zu betrachten,
Und spielen mit dem Spiegelbild des Blitzes!

Sie war die einzige verzog'ne Göttin,
Die bei dem Göttermahl zugegen war;
Sie spielte zu den Füßen des Tyrannen
Gleich einem zahmen Vogel; Nemphed wand,
Die Sorgen der Regierung zu vergessen,
Die Seidenlocken über seine Finger;
Das Heer der übrigen Vertrauten sah
Mit Scheu auf diese fürchterliche Gruppe;
Sie setzten Götter sich geringern Rangs
Gesondert zu des hohen Thrones Füßen. —
Der Größte der Titanen, Asrafiel,
Beherrschte sie mit Stirne, Blick und Hand;
Die Erde hatte, da sie ihn erschuf,
Das Element des Stoffs an ihm verschwendet,
Und mit dem Feuer des Vulkans belebt,
Der donnernd seine blut'ge Fackel schwingt.
Die Felsen bebten unter seinem Körper,
Er maß die Höh' der Säulen des Palastes;
Wie Knoten, die des Holzes Rinde schwellen,
So gliederten die Muskeln seine Kraft,
Und zuckten auf dem breiten Ochsennacken
Bei der geringsten Regung seines Rumpfes.
An seine starken Schultern fügten sich
Die vollen, runden, sehnenfesten Arme,

Die breiten Füße traten auf wie Blei,
Und seine Beine stützten gleich zwei Pfeilern
Den dicken Stamm des kolossalen Körpers;
Er glich der Eiche, die im Felsen wurzelt,
Und ihre Arme in die Lüfte streckt.

Die Riesen schauderten bei seinem Anblick,
Sein Arm war eine Keule, seine Faust
Ein Hammer; und das Volk, auf das die Masse
Den größten Eindruck macht, bewunderte
Und scheute ihn, und ging ihm aus dem Wege,
Und es begriff nicht, wie ein solcher Mann
Den Nacken einem Nemphed beugen konnte,
Und seiner Herrschsucht, seiner Falschheit diente,
Und nicht, der Schlange gleich, den Leun umschlang.
Doch diese Kraft war auch sein ganzes Wesen;
Sein ganzes Sein war auf den Stoff gerichtet:
Ein Druck bewegte diese starke Feder:
Genuß nur beutete der schöne Körper;
Der Durst, der unersättliche, nach Wollust
Entflammte seine Blicke und versengte
Das Blut in seinen Adern, und der König
Versicherte sich seiner Unterstützung,
Indem er seine Sinnlichkeit ernährte,
Und die Empörung seines Blutes dämpfte,
Wie man dem Tiger eine Beute vorwirft,
Um seine Wildheit zu besänftigen.

Und diese rohe, thierische Begierde
Sprach aus dem Ausdruck aller seiner Züge.

Die platte Stirn' beschattete nur halb
Die schweren, ausgebognen Augenlider,
Sie dämpften noch das Licht der blassen Augen
Die sich in einen feuchten Nebel hüllten,
Durch den sie suchend in das Leere sahen;
Nie fielen seine Blicke in sein Inn'res.
Die Luft trank er in großen Wellen in sich;
Auf seiner Wange flammte die Begierde,
Und auf den dicken aufgeschwollnen Lippen
Sah man die Bilder seiner Wollust schweben
Auf seinem Busen wogte dichte Wolle,
Wie an den Seiten des behaarten Bocks.
Nur Wollust weckte seine Thätigkeit,
Und die Regierung war ihm Schwelgerei.
Er sah mit gier'gen Blicken auf das Mädchen,
Das auf dem Knie des Götterkönigs spielte,
Und träumte sich im Stillen den Genuß
Des süßen Mundes und der blauen Augen.

Zu seiner Seite saß der wilde Sabher.
Er war der zweite nach ihm, wen'ger stark
Und wen'ger groß, jedoch von allen Göttern
Der Grausamste, der Unersättlichste,
Der sich in Strömen Blutes badete.
Ein Henker mordete er ohne Schonung,
Doch ohne mit dem Opfer je zu kämpfen,
Und die Giganten nannten ihn den Tod.
Ein Hasenherz im Streit, ein grimm'ger Tiger
Im scheußlichen Gemetzel, war sein Blutdurst,
Sein einz'ger Muth; er war des Königs Schwert,

Und Schrecken nur und Furcht ging vor ihm her.
Mord war sein einziger Genuß; Verbrechen
Und Grausamkeiten waren seine Wonne.
Er war ein Meister in der Kunst zu foltern,
Er weidete sich an der langen Qual,
Und lächelte den Zuckungen des Todes;
Nur tropfenweise zapfte er das Blut,
Und gliederweis zerriß er seine Opfer;
Er bratete sie langsam auf den Kohlen,
Und zog die Haut von dem lebend'gen Leib,
Und riß das Haar aus den entfleischten Schädeln,
Und hing das blut'ge lebende Gerippe
An eines Thurmes Zinnen, wo der Sturm
Es peitschte, an den eignen Haaren auf,
Bis endlich sich die Haut vom Schädel löste
Und unter dem Gewicht des Körpers brach,
Der mit Gepolter in die Tiefe stürzte!

Der Panther trug die Formen auch des Panthers:
Die mißgestalteten Gigantenarme,
Und die verdrehten Beine schlossen sich
An einen ungeformten dürren Rumpf;
Ein langer Hals stieg aus den hohen Schultern;
Die Hüften waren unter seinen Rippen,
Worin kein Herz sich regte, ausgehöhlt;
Auf seiner niedern, schmalen, kahlen Stirne
Sah man die zähen Sehnen krampfhaft zucken;
Wie von dem Licht des Tages eingeschüchtert
Die Augenlider über seinen falschen
Und grauen Augen ohne Unterlaß

Sich öffnen und sich schließen, um sich wieder
Zu öffnen; und ein unbestimmtes Lächeln
Des Mundes Falten auseinanderziehen.
Und hinter seinen blassen Lippen glänzten
Zwei Reihen auseinandersteh'nder Zähne,
Die immer leise knirschten, als ob sie
Gebein' zermalmten, wie im Traum der Tiger.
Mit festem Blick, mit aufgericht'ten Ohren,
Mit vorgestrecktem Halse tauchte er
In Nempheds Augen seine Blutgedanken;
So wartet voll Begier der Fleischerhund,
Bis ihm sein Herr ein blutiges Stück Fleisch
In seinen aufgesperrten Rachen wirft.

Serendyb war ein finst'rer, ernster Mann,
Dem dunkeln Schatten gleich der Marmorsäule;
Er würdigte die Menge keines Blicks,
Und hüllte sich in Stolz und Egoismus;
Auf den zurückgebognen Lippen stund
Mit scharfer Schrift ein bittrer Hohn geschrieben;
Sein Auge dachte unter dichten Wimpern;
Die Sorge furchte seine schmalen Wangen;
Verachtung malte sich in seiner Haltung;
Sein Blick stieg immer von der Höhe nieder
Gleich einem Fuß, der den gemeinen Staub
Nicht würdigt, ihm die Sohle einzudrücken;
Der Mensch war für ihn nur ein weicher Stoff,
Den man in seine Formen pressen, kneten,
Und unterm Joche beugen, brechen mußte,
Indeß man auf die Schmerzen und die Seufzer

So wenig achten durfte, als der Töpfer
Auf das Geächz' des Thones, den er knetet,
So wenig, als der Holzhau'r auf die Seufzer
Des Baums, der unter seiner Axt verblutet!

Er hatte weder Furcht, noch Haß, noch Liebe
Zu diesem Volk, doch war es seine Hand,
Die seine schweren Fesseln schmiedete;
Er war Erfinder jenes Götzendienstes,
Womit die Riesen ihre Frevel krönten;
Er lieh den Geist den schändlichen Gesetzen,
Er hob die Tyrannei zur Wissenschaft!
Und beugte das betrog'ne, arme Volk
Dem harten Joche seiner wilden Dränger.

Die Andern, die wir nannten, Segor, Azem
Und Jehu, Diener des verruchten Hofes
Und Herrn im Dunkeln schleichender Parteien,
Verbrecher, die den Stempel des Gewerbes
Auf ihren scharfumrißnen Zügen trugen,
Vollendeten die würdige Versammlung,
Worin das Laster Maß des Ranges war!!...

Es wölbte hoch sich über ihren Häuptern
Der Riesensaal des nächtlichen Gelages;
Der schön in Aeste ausgehau'ne Marmor
Schien der Gestirne Strahlenmeer zu tragen,
Der Mond der durch das Laubwerk zitterte,
Bespiegelte sein Bild in Wasserbecken.
An diesem hohen, majestät'schen Dome,

Der unterm blauen Firmamente stand;
Am Wasser, welches in dem Marmor spielte;
An den der Luft und Welle off'nen Mauern;
An den durchbroch'nen runden Marmorsäulen,
Worin der Wind wie in den Wäldern strich,
Die Frische und den Duft der Gärten hauchend,
Sah man, daß diese Mauern und Paläste
Mit überflüss'ger Last die Erde drückten;
Daß diese hohen Säulen und Gewölbe
In diesen warmen Himmelsgegenden
Ihr Dasein nur der Ueppigkeit verdankten,
Und daß die Riesen durch den Riesenbau
Nur die Natur herausgefordert hatten!
Es trugen hundert Säulen das Gesimse;
Sah man jedoch die seltsame Verzierung,
Trug man den Blick vom Boden bis zur Wölbung,
So richteten sich alle Haare auf,
Und wild empörte sich des Menschen Herz,
Die Menschenwürde so entweiht zu seh'n!
Die frevle Kunst ersetzte die Skulptur,
Die Augen zu entzücken durch Natur.
Von einer Säul' zur andern schlangen sich
Die schönsten nackten Kinder in einander;
Sie wölbten die geschmeid'gen, zarten Glieder
Zu den bewund'rungswürdigsten Gewinden,
Und statt der Knäufe trugen andre Kinder
Den Himmel auf den enggedrängten Rücken,
Und stützten als lebend'ge Karyatiden
Gebückt das rauhe Laubwerk in den Blenden,
Und eine lange Gruppe, die sich stets

Entwirrte, um sich wieder zu verwirren,
Belebt' den Fries in wiederholten Kreisen;
Frau'n, Kinder, Krieger, Kämpfe, Wollustbilder
Veränderten, ein nie versiegter Strom
Des Lebens, unaufhörlich die Gruppirung.
Stumm, wie der Marmor, glitten sie gleich Schatten.
Die ew'ge Flut vermehrte ihre Zahl;
Verkleinert für das Auge durch die Ferne
Sah man die einzelne Bewegung kaum.
Und so erschien das Ganze eine Masse,
Die auf der Brücke zwischen Tod und Leben
Durch eine Zauberkraft gezwungen ist,
Einstweilen sich mechanisch zu bewegen.

Rings um den glatten Marmorschaft der Säulen
Wand sich, wie um den Stamm der blüh'nde Epheu,
Der sich in schönen Wellenlinien schlängelt,
Und mit den ausgeschweiften Blütenschleifen
Des Baumes rauhe Rinde ganz verdeckt,
In Schrauben eine Gruppe junger Formen
Vom Fuß bis in die blaue Luft empor.
Die Arme liefen um den Schaft herum;
Dort, wo ein Mädchen seine Stirne hatte,
Sah man ein andres mit den Füßen steh'n.
Die Glieder, die sich in der Schwebe hielten,
Die Hände, die sich in einander schlangen,
Die Köpfe, die sich nach dem Rücken wölbten,
Die Muskeln, die sich auf dem Marmor krümmten,
Die Haare, die von diesen schönen Stirnen
Mit Thränen angefeuchtet niederwallten,

Das Chaos dieser Körper und Gesichter,
Die Menge dieser Formen jeden Alters,
Sie bildeten ein blendendes Gebäude
Des Lebens, das dem schönsten Tempel glich,
In welchem alle Platten sich bewegten,
Und alle Wände warmen Odem hauchten.

Um alle Sinne noch mehr zu entzücken,
So breiteten Gewebe zarter Haare,
Die sechszehnjähr'gen Stirnen man geraubt,
Wie man dem Schwane seine Federn nimmt,
Um sich ein weiches Lager zu bereiten,
Sich unter den wollüst'gen Göttern aus;
Man flocht die lieblich duftende Narzisse
Und Lilien und Rosen in die Netze,
Die noch die Wärme und die Wellenlinien
Der schlanken, schönen Hälse athmeten.
Die Götter streckten ihre groben Glieder
Auf diese weiche Seidenpolster nieder.
Kein Stuhl, kein Bett, kein Divan und kein Wagen
War werth, das göttliche Gefäß zu tragen;
Nur die Geschmeidigkeit die Lebens selbst,
Die willig sich nach allen Formen schmiegte,
War weich genug zur Stütze ihrer Körper.
Es wurden Sklaven eigens abgerichtet
Zu einem so unwürdigen Gebrauche.
Sie reichten, Männer, Weiber auf der Matte
Rings um die Götter liegend, ihre Schultern
Zum Schemel oder Kissen ihren Gliedern,
Und wechselten auf jeden Wink die Lage.

Die Götter wühlten sich in diese Polster,
Und drückten ihre spitzen Ellenbogen
Tief in das weiche Fleisch des Lebens ein,
Erstickten wohl mitunter auch ein Kind
Mit ihres plumpen Körpers Riesenlast;
Die Füße ruhten zwischen Marmorhänden,
Den schweren Nacken trugen zarte Kinder
Auf ihren weißen, runden, weichen Formen.
Das Leben ward von diesen Ungeheuern
Zu dem entwürdigendsten Dienst mißbraucht.
Die Menschen mußten statt des Holzes dienen;
Die sanfte Wärme ihrer zarten Haut
War ein Genuß, den weder Elfenbein,
Noch Sammt, noch Ambra zu ersetzen wußte,
Sie theilte dem entnervten Gott sich mit,
Und wiegte ihn in Wollust und Verlangen.

Um das Gewicht von hundert leckern Speisen
Zu tragen, stunden weder Tisch noch Dreifuß
Vor ihnen, und ihr Götterübermuth
Er konnte so weit sich nicht niederlassen,
Daß nach dem Nektar er die Arme streckte.
Nein, Sklavinnen, die auf den Knieen lagen,
Sie mußten künstlich ihm den vollen Becher
Auf ihren zarten Fingerspitzen reichen,
Und was er dann beim Mahl verschüttete,
Mit ihrem feinen Seidenhaare trocknen
Und aufmerksam auf alle seine Winke
Den Becher stets vor seinen Lippen halten;
Denn diese stolzverrückten Ungeheuer,

Sie rührten ihre eignen Glieder nicht,
Um sie durch den Gebrauch nicht zu entheil'gen,
Und hoben ihre Arme niemals auf,
Als wenn es galt, ein Opfer zu ermorden.

Für die verwöhnten Gaumen der Tyrannen
Verwandelte die Kunst sogar die Nahrung
In eine Sünde gegen die Natur.
Aus tausend Blüten saugten sie den Honig,
Das Herz aus allen Elementen aus,
Sie tödteten für ihre leckern Mahle
Die jungen Thiere hekatombenweise,
Das Mark des Lammes, das Gehirn der Taube,
Der Ente Leber und der Lerche Zunge,
Das Zarteste, das Feinste, was das Vieh,
Die Fische und die Vögel in sich hatten,
Dieß war dem Göttermagen vorbehalten,
Und auf die Knochen warfen sich die Völker.
Der Pflanzen Säfte und der Blüten Honig,
Und jenes Sonnenfeuer, dessen Flamme
Des Mohnes Adern in den Diptam strömen,
Vereinigte in ihrem Göttertrank
Sich mit des Weihrauchs Thränen und umhüllte
Mit einer ew'gen Trunkenheit die Sinne.

Beim heil'gen Göttermahl bediente Lackmi,
Die diesen Dienst den schönsten Sklavinnen
Entzog, den König, ihren hohen Gönner;
Sie kostete die leckersten Gerichte,
Die aus dem feinsten Stoff bereitet waren,

Bevor sie sie dem Herrn zum Munde führte.
Der Greis, der überall Verschwörung sah,
Empfing den Becher nur von ihren Lippen;
Wenn dann beim Ende des Gelags die Sinne
Allmählig schwerer und betäubter wurden,
Und der zerstreute Blick, die rothe Lippe
Den Geist in Trunkenheit zu hüllen schien,
So wechselte ein fürchterliches Schauspiel,
Der scheußlichen Belustigungen Krone,
Mit neuem Reiz den würdigen Genuß.
Es war nicht etwa das unschuldige Spiel,
Das die Natur durch Kunst versinnlichte,
Wo Weinen oder Lachen, Blick und Dolch,
Den Wechsel der Gefühle nur erheuchelt,
Der Schrecken und die Qual nur Blendwerk ist,
Die treue Nachbildung des Menschenlebens:
Ihr Schauspiel war die wirkliche Natur!
Wie sie in ihrem Handeln überrascht ward,
Mit ihrem Schreckensruf, mit ihrem Blut,
Mit ihrer Leidenschaft, mit ihrer Qual,
Mit den geheimsten Stimmen ihres Lebens,
Mit ihren Zuckungen, mit ihrem Röcheln!
Handlung und Spieler nahm man aus dem Volk,
Und einer von den feilen Götzendienern,
Gewandt in der Erfindung neuer Martern,
War Schauspieldichter, der den Plan entwarf.
Er wählt' zum Beispiel irgend einen Mord,
Der durch besondere Verhältnisse
Den Sinn der Zuschauer besonders reizte,
Und ließ ihn bis zur füchterlichen Wahrheit

Bis auf das Blut vor ihrem Blick geschehen,
Um den Genuß durch Täuschung zu vollenden,
Betrogen sich die Spieler, die man wählte,
In ihren eig'nen Handlungen, sie wußten
Nicht, daß sie wirklich bloße Rollen spielten,
Und fielen vor den Göttern als die Opfer
Des höllischen Betrugs, ohn' ihn zu ahnen.

An diesem Tage hatte sich der Dichter
In der Erfindung selber übertroffen.
Man sah den Kampf des Menschen mit dem Löwen,
Man sah Gefäße voller Skorpionen,
Ein Sklave griff in den verdeckten Korb,
Und zog voll Schrecken seinen Arm zurück,
Und sank mit einem Schmerzensruf zu Boden,
Und seine Stirne bleichte sich zum Sterben,
Und Hohngelächter stieg zum Himmel auf.
Es wurden Menschen, die an gar Nichts dachten,
Mit einem Stoß in siedend Oel geworfen,
Um ihr Gewinsel und Geheul zu hören;
Es mußten Andre schwere Marmorblöcke
Auf Schilfrohrbrücken hin und wieder wälzen,
Nur um zu sehen, wie bei jedem Schritt
Vor Angst, sie möchte unterm Fuße brechen,
Die Sohle krampfhaft sich zusammenzog;
Und wieder Andre mußten Oefen heizen,
In denen dann sie selber braten sollten;
Und aus dem Boden ragten Eisenspitzen,
Worüber Sklaven, wenn sie einem andern
Noch sich'reren und schrecklicheren Tode

Entgehen wollten, mit zerfleischten Sohlen
Herüber und hinüber springen mußten;
Und wenn sie schwankten, welche Todesart
Sie wählen sollten, lachten die Entmenschten.

Doch um in diesen gräßlichen Gemälden
Die Qual der Seele mit der Qual des Körpers
In fürchterlicher Harmonie zu paaren,
So hatte der sinnreiche Schauspieldichter
Dießmal ein schwarzes Höllenwerk erfunden,
Das seinem Kopfe alle Ehre machte.

Er hatte unter dem gedrückten Volke,
In dem der Götter Geist nur Massen sah,
Ein junges, schönes Liebespaar entdeckt,
Ein Kind, die Frucht der zärtlichen Verbindung,
Das erst sechs Monde sich des Lichtes freute,
Vollendete ihr namenloses Glück;
Da wurden sie in der Verborgenheit,
In der sie ihre süße Liebe tauschten,
Von wilden Räubern plötzlich aufgehoben
Und in die Götterwohnungen geschleppt.
Sie zitterten das Eine für das Andre,
Sie wußten nicht, was ferner werden sollte;
Und Schreck und Augst umnachtet' ihren Geist.
Im Hofe einer finstern Kerkermauer,
Wo die Giganten, ohne sich den Blicken
Der handelnden Personen auszusetzen,
Mit Muße Alles sich betrachten konnten,
Sah man die Spieler, ohne allen Argwohn,

Man möchte ihre Handlungen belauschen,
Das Höllendrama ihres Tods entrollen.

Die junge Gattin, die sich Ichme nannte,
Saß sprachlos, in ihr Inneres versunken,
Auf einer Bank, in einem dunkeln Winkel;
Und blickte durch die Thränen ihrer Augen
Auf das geliebte Kind, und auf die Mauern
Des Kerkerthurms und nach dem blauen Himmel,
Wohin die Seele sich zu schwingen schien.
Sie tappte in dem Dämmerlicht herum,
Und schien auf den geringsten Laut zu horchen.
Auf einmal hört man dumpfe Tritte nahen,
Sie schaut empor, es klettert auf den Thurm,
Und bückt sich nach dem tiefen Abgrund nieder,
Und scheint sich forschend unten umzusehen.
Ein Schrei ertönt, ein zweiter gibt ihm Antwort.
Und Ichme breitet ihre Arme aus,
Der Gatte stehet auf dem Rand des Thurmes,
Und streckt die offenen Armen ihr entgegen.
Und flüstert: „Ichme! Ichme! seh ich dich?
Was? Alle drei beisammen! Welche Nacht
Wär' schwarz genug, um dich mir zu verbergen?
Bist du allein in dieser finstern Tiefe?
Und haben deine Wände keine Ohren?
Kann uns kein Auge finden, keine Falle
Uns überlisten?" — „Sprich, Geliebter, sprich,"
Antwortet seine Gattin aus der Tiefe,
„Die Nacht nur und der Raum stehn zwischen uns.
Sprich, meine Seele lauschet deinen Worten;

Ich strecke dir dein Ebenbild entgegen,
Es hat des Vaters Stimme schon erkannt,
Und süß an meiner Mutterbrust gelächelt.
Ich habe durch ein offnes Thor des Kerkers
In den verlass'nen Hofraum mich geflüchtet,
Dem armen Kleinen frische Luft zu gönnen,
Die Luft des Kerkers ist so dumpf und drückend.
Kein Schritt ertönt hier, keine Menschenstimme;
Mein Ohr vernimmt allein das wilde Schnauben
Der Löwen, die in diesen dunkeln Höhlen
Verschlossen sind; die schwarzen Wände schaudern,
Und wiederhallen schrecklich ihr Gebrüll."
— „Mark meiner Nerven, Leben meines Lebens,
Welch eine Qual, welch eine Seligkeit!
Ich sehe dich, ich kann dich nicht berühren!
O warum kannst du nicht, gleich einer Schwalbe,
Zu dem Geliebten in die Höhe fliegen?
Wenn diese Nacht kein Traum, kein Trugbild ist,
Will ich die Mutter sammt dem Kind entführen.
Ich bin auf Treppen aus dem offnen Kerker
Auf diese schwarzen Zinnen hier gestiegen,
Ich stehe frei auf ihrer hohen Decke;
Und Alles scheint in tiefem Schlaf zu liegen.
Die Mauer ist der Wall der Götterstätte,
Ich sah den Fluß zu meinen Füßen rollen.
Und Epheuranken würden uns ans Ufer
Von diesem Thurme niedergleiten lassen;
Ich überschwämme dann mit euch die Strömung
Und bärge euch in einer dunkeln Höhle,
In der die jungen Löwen sich verbergen!

. . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . .
. . . . . . . . . . .

Was sehe ich? ein langes Binsenseil
An diesem von der Welt vergess'nen Orte,
Es scheint an diese Zinnen festgebunden,
Die Rache dieser Götter zu betrügen,
Die Liebe zu erretten; zittre nicht!"
Er spricht's und läßt das Seil hinunterrollen,
Und gleitet an den glatten Wänden nieder;
Und von des Himmels Sternen nur gesehen,
Fällt er in seiner Gattin offne Arme.
Wer könnte diese Gruppe würdig schildern?
Wie sich die Arme in einander schlingen;
Wie sich die Lippen an einander schließen,
Und wieder fliehn, um sich aufs neu zu küssen;
Wie unter des Entzückens Last die Glieder
Zu sinken drohen, wie der Flug der Worte
Das plötzlich eingetretne Schweigen bricht,
Wie sich die Augen in die Augen tauchen;
Wie sich Empfindung auf Empfindung drängt,
Und wie der Liebe Wahnsinn sich geberdet!
Es könnte Thränen aus den Felsen locken;
Der Menschen Augen aber blieben trocken!
„Laß uns jetzt," sprach der Gatte, „laß uns eilen;
Die Stunden fliehn, der Mond erscheint am Himmel;
Bald wird der Tag die Finsterniß durchbrechen.
Ich will dich auf des Thurmes Zinne tragen."
— „Das Kind zuerst, und wenn du dieß gerettet,
Dann nimm auch mich auf deine treuen Arme!"

Der Vater nimmt in hast'ger Angst den Säugling
Bei diesen Worten unter seinen Arm
Und klammert sich mit beiden Händen an,
Und faßt es zwischen die verschlungnen Füße
Gleich einem Mann, der einen Baum erklettert,
Und zieht sich an dem schwanken Seil hinauf,
Mit Sorgfalt sich im Gleichgewichte haltend.
Die Gattin folgt ihm ängstlich mit den Augen
Und stehet ihm in ihrem Herzen bei,
Und ihre süße Stimme gibt ihm Kraft.
Schon hatte er die Hälfte bald erreicht,
Da zitterte der Thurm von Menschentritten:
Man sieht den Schatten der Titanenkörper;
Das Seil, an welchem sich der Gatte hält,
Und dessen Ende noch am Boden rollt,
Entwischt der Hand, indem sie sich hinaufzieht,
Und schwingt sich, da es einen Stoß von oben
Erhält, in einer wogenden Bewegung.
O Schrecken! . . . unter die vorstehnden Zinne
Hat eine unsichtbare Hand das Seil
Zurückgebogen; fürchterlicher Anblick;
Hier schwebt der Vater, seinen Sohn im Arm,
Frei in dem leeren Raume, hundert Fuß
Vom Tode, der zu seinen Füßen gähnt,
Die Hand, die auf dem Thurm das Seil regiert,
Schnellet mit einer Zuckung in die Höhe
Und das Gewicht verdoppelt seine Schwingung,
Als wollt' er an der Wand die Last zerschmettern.
Wie Mörder ihre Schleuder mit dem Kiesel
In Kreisen durch die Lüfte schwirren lassen,

Treibt sie der Schwung von einer Wand zur andern,
Und Blut bezeichnet jedesmal die Stelle.
Damit das Kleine nicht zerschmettert werde,
Deckt es der Vater mit dem eignen Körper;
Mit seinen Fingern greift er wie mit Zangen,
Er rollt gleich einem Igel sich zusammen;
Die Füße zieht er an sich und die Arme
Drückt er an seinen Leib, und seine Stirne
Fängt Stöße, die dem Kinde gelten, auf,
Und hoffnungslos verläugnet er den Kampf,
Und tausendmal fällt er, um nicht zu fallen.

Die Mutter blickt mit Todesangst hinauf;
So oft ein neuer Stoß das Seil erschüttert,
Erbebt der Thurm von ihrem Schreckensruf,
Und sie verfolgt mit Hand und Fuß und Auge
Den Bogen, den die theure Last beschreibt.
Sie fürchtet, ach! bei jedem neuen Stoße,
Er möchte Kind und Mann zugleich zerschmettern.
Doch wie der Faden, der die Kugel schwingt,
Kam nach und nach das schwanke Seil in Ruhe,
Und der zerriss'ne Leib bewegte sich
An dieser schwachen Pendel angefestet,
In abgemess'nen Stößen längs der Mauer.
Man hörte nur den Wind, der oben blies;
Doch bald ertönt der Henker Tritt im Hofe,
Und während der Gemahl mit allen Kräften
Das Kind dem Tode zu entreißen kämpft.
So fallen diese schwarzen Ungeheuer
Mit ihrer Thierheit über Ichmen her

Und schänden sie vor ihres Gatten Augen,
Und alle Leidenschaften die sich je
In einem Menschenangesichte malten,
Schreck, Liebe, Mitleid, Wuth und Schmerz und Haß
Stehn in den Zügen des Gemahls, des Vaters
Mit fürchterlichen Zeichen eingegraben,
Zehnmal will er das grause Rettungsseil
Aus seinen eingekrallten Fingern lassen,
Zehnmal schwingt er das Kind gleich einer Streitaxt,
Um diese Ungeheuer zu zerschmettern;
Doch stets hält ihn die Liebe noch zurück,
Das Opfer will nicht selbst zum Mörder werden,
Er überwindet sich und sammelt Kräfte,
Und schwingt sich endlich auf des Thurmes Höhe;
Durchschwimmt den Fluß, um wenigstens den Sohn
Dem Morde zu entziehn und kehret wieder.

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Die Mutter, der die Marter das Bewußtsein
Geraubt, kommt langsam wieder zu sich selbst,
Und kann sich des Vergangnen nicht erinnern,
Sie tappt in dichter Finsterniß herum,
Und sucht ihr Kind um es an ihre Brust
Zu legen; endlich tagt's in ihrem Kopfe.
Wie Blitz durchzuckt es plötzlich ihr Gehirn
Sie springt mit einem wilden Sprunge auf,
Sie dreht gebückt sich in den Mauern um
Und streckt die beiden Hände vor sich aus,
Und wagt nicht, sie zu öffnen, wie ein Mensch,
Der etwas sucht und fürchtet es zu finden! . . .

Sie hält die Ohren an die Mauerlöcher,
Wo Eisenstäbe sich zu Gittern flechten,
Die in die unterird'schen Höhlen gehen,
In welchen die gefang'nen Löwen haußen.
Das Auge dringt nicht in die Grabesnacht,
Jedoch das Ohr vernimmt ihr wildes Schnauben.
Sie glaubt, o Schauder, dumpfe schwere Tritte
In diesen Käfigen des Tods zu hören;
Es ist kein Traum; es tönt, es hallet wieder
Es knarrt, wie eine schwere Eisenthüre.
Sie sieht mit ihres Herzens Aug' hinunter
Ein dumpfer Ton steigt aus der schwarzen Tiefe;
Die Löwen brüllen vor Begier und Freude,
Sie wittern in der Wärter Hand die Beute;
Die Stäbe zittern schon von ihrem Schnauben.
„Dich Isnel oder deinen Säugling, sprechen
Die Henker, unsre Thiere lechzen schon
Nach deinem Fleisch, so wirf den zarten Jungen
Den Hungerigen vor, sonst kommt's an dich!“
„O Todesschrecken!“ Isnel scheint zu schwanken;
Die Henker scheinen sich an ihn zu machen,
Ein Fall; es ist geschehn. O banger Zweifel,
O Nacht, ist es der Sohn, ist es der Vater?
Die Löwen brüllen... doch sie werden still....
Man hört ein Schreien, wie von einem Kinde
Man hört ein Krachen, wie von zarten Knochen —
Die Mutter weiß nun, wem der Fall gegolten! . . .
Sie sinkt vor Schrecken an der Mauer nieder
Und Frost durchschüttelt die zerbrochnen Glieder;
Sie ringt die Hände über ihrem Haupte,

Sie beißt verzweifelnd in die Eisenstäbe;
Die Hölle mußte ihrem Jammer weinen.

Jetzt trat der Gatte, welcher an dem Seile
Herabgeleitet, wieder vor die Mutter,
Um sie aus ihrem Kerker zu erlösen.
Sie glaubt den Mörder ihres Sohns zu sehen,
Und tritt entsetzt vor ihm zurück, und schreit:
„Du konntest, Ungeheuer für dein Leben
Die Seele deines, meines Lebens geben?
Du konntest deinen Sohn dem Löwen opfern!
Und lebst und kommst, um dich vor mir zu zeigen!
Nein, nein, das reine Blut aus meinen Adern
Soll dir das Leben nicht gerettet haben."
Sie sprachs und raffte einen schweren Bündel
Von Ketten auf und schlug den stummen Gatten,
Auf seinen Kopf und fluchte seiner Leiche!
Dann kehrt sie ihren Wahnsinn gegen sich
Und öffnet mit den Fesseln sich die Ader
Und badet sich in ihrem eignen Blute;
Und sinkt zu Boden, und der blasse Tod
Erscheint auf ihrer Stirne als Befreier.

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Es ist der letzte Akt; die Zuschau'r drängen
Sich auf die Bühne, in den Kerkerhof
Und Fackeln werfen ihren blut'gen Schein
Wie Blitze zuckend in den Tod hinein.

Man freut sich auf die Krone des Genusses,
Auf die Verzweiflung in dem Todeskampfe.
Ein Henker leget im Triumph das Kleine,
Das Lebensvolle, in die Mutterarme,
Es schreit und drückt vergeblich an den Brüsten.
Der fürchterliche Vorwurf des Gewissens
Haucht seine Qualen in ihr Todesröcheln.
„Wahnsinn'ge Tochter, siehst du es denn nicht?
Es war ein Spiel, ein harmlos Spiel, warum
Beeiltest du dich den Gemahl zu morden?
Er wußte nichts vom Fraße jener Löwen,
Nun tränke doch dein Kind, tränk' es mit Blut!"
Ein scheußlich Lachen folgt auf diese Worte.
Sie haucht die Seele in Verzweiflung aus,
Und das Lebend'ge und die Todten werden
Den hungerigen Löwen vorgeworfen!

## Eilftes Gesicht.

Bei jedem neuen Akt des Höllendrama's
Verklärte sich vor Freude das Gesicht
Der Götter, und man las auf ihren Stirnen,
Die der Unmenschlichkeit Gepräge trugen,
Daß Menschenmarter ihr Vergnügen waren.
In gleichem Schritte mit der Opfer Qual
Wuchs ihre Freude an dem wilden Schauspiel;
Sie klatschten, daß die Wölbung wiederhallte.
Nur Nempheds Stirne zeigte sich umwölkt.
Er hielt den Kopf in seine Hand gestützt,
Und wälzte schwere Plane im Gehirn,
Die Herrschaft lastete in seiner Hand,
Denn seinen Kopf beschwerten finstre Sorgen,
Dann folgte wohl auf Heute auch ein Morgen?

„Von List zu List bin ich hinauf geklimmt,"
Sprach während dieses Spieles er: „Im Ganzen,
Wird sich mein Fuß im Gleichgewichte halten?
Denn jeder Wind ist auf dem Gipfel Sturm.
Verehrung ist die Maske nur des Neides.
Der unterwürf'gen Diener ganzes Streben
Zielt nicht auf meinen Thron nur, auf mein Leben.

Bis jetzt hab' ich die Wogen noch gebändigt,
Indem ich jeder ihre Beute vorwarf.
Im Meere des Genusses und der Wollust
Worin sich diese niedern Seelen wälzen,
Hab' ich, um ihre Geisteskraft zu lähmen,
Die Hinterlist mit Hinterlist bezwungen;
Und wie man durch die beiden Strebepfeiler
Gewölbe hält, hielt ich durch Gleichgewicht,
Die großen droh'nden Massen in der Schwebe;
Ich wandre schaudernd unter dieser Brücke,
Die für den Augenblick zwar meine Schlauheit
Durch Haß, durch Eifersucht und durch Parteiung
Hält, aber nur ein Blick, ein Wink, ein Wort,
Das einen Stein mir vom Gewölbe löste,
Auf meinen Scheitel niederstürzen könnte,
Ich herrschte nur so lang, als sie sich hassen,
Als sie in wechselseit'gem Kampf begriffen,
Befürchten, mit dem Herrscher selbst zu fallen,
Als die Regierung sie zu theilen glauben,
Als einen Wall mir ihre Herrschsucht bildet,
Als ich um ihre Dienste mir zu sichern,
Mehr Köder habe, als sie selber Laster!

„So kaufe ich, indem ich ihr Verlangen
Durch Nährung ihrer Sinnlichkeit beschwicht'ge,
Mit einem Frevel jede meiner Stunden.
Doch endlich wird ihr Blutdurst, ihre Wollust,
Die Gabe der Erfindung mir erschöpfen.
Das Herz hat wen'ger Frevel als die Wünsche.
Wenn sie erwachen, ist's um mich geschehen;

Sind sie des höll'schen Lohnes nicht mehr sicher,
So werden sie den Kelch im Zorn zerbrechen,
Und seine Trümmer mit den Füßen treten.
Schon markten um den Preis sie ihrer Ruhe,
Schon stoßen sie Verschwörungen im Stillen
Sich hinter die Verehrung noch versteckend,
Geheime Blicke, Winke und Geflüster,
Das innre Krachen des erschütterten
Gebäudes, zeigen mir, daß es jetzt Zeit ist,
Das überwallende Gefäß zu kühlen,
Wenn ich nicht will, daß es sein tödtlich Gift
Auf meine Kron', auf meinen Scheitel gießt!"

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Wer mir am meisten Sorge macht und Unruh,
Ist Asrafiel, ein unglückschwangerer Kopf,
Auf seiner Stirne las ich meinen Fall,
Es scheint, als wäre er der Wollust satt,
Als sucht' er seinen Sinnen andre Kitzel,
Als stünde ihm der Sinn nach meinem Thron,
Und meine Gunst ernährt nur seine Hoffnung.
Hier darf ich nicht verziehn, die Stunde drängt,
Ich muß durch neue ganz besondre Reize
Den Hengst mit meiner Ferse bändigen,
Ich muß um seine Seele zu zerstreuen
Den Körper etwas mehr beschäftigen,
Vor ihm erzittern alle niedern Götter;
Er wär' mein Herr, wär' er nicht meine Stütze,

Vor seinen Planen schützt mich nie sein Laster,
Die Wollust ist die Falle seiner Schwäche;
So laß uns seine Sinnlichkeit bestechen,
Sein zartes Blut aufs Neu in Flammen setzen;
So lang er hofft, wird er Nichts unternehmen,
So lang das Sinnengift den Geist berauscht,
Wird seine Thätigkeit im Niedern schaffen,
Und fesselt ihn der Wollust Zauberband
Führt ihn ein Weiberarm in meine Hand!
Dem Hund des Thrones sein gehörig Fressen,
Ein Knochen macht der Herrschaft ihn vergessen."

So dachte Nempheb über seine Größe;
Drauf einen Seitenblick auf Asrafiel,
Und stellte sich, als ob er einen Plan,
Der noch nicht ganz in seiner Brust gereift,
Nachlässig in das Ohr des Freundes göße,
Und sagte mit erhöhter Stimme: „Freunde
Und Stützen meiner Macht und meines Thrones,
Und Sklaven eines einz'gen Herrn, ja Sklaven,
Doch Könige zugleich, die aus dem Blute
Entsprossen, dem wir selber angehören,
Von denen Jeder unter mir und über
Dem Haupt der Menschen wandelt, hört mich an!
Ich habe in dem Blute des Verräthers
Den eitlen Traum des Aufruhrs mir ertränkt;
Das Volk, das sein Prophet einst aufgewiegelt,
Wird eine Schlange ohne Kopf jetzt kriechen,
Die noch der Furche Staub erzittern macht,
Doch ohne Stachel sich vergebens krümmt.

Das Herz des Volkes war in seiner Brust;
Sein Gift im Blute stirbt mit seiner Lehre.
Das Volk ist von dem schnellen Schlag bestürzt,
So laßt uns die Gelegenheit benützen,
Laßt uns die Freiheit mit der Wurzel tilgen,
Und den verbrecherischen Wahn der Gleichheit
In seinem Keim in ihrer Brust ersticken!
Doch dieser Höllenkeim, dieß Gift des Herzens
Wird immer wieder siegreich sich erneuen;
Die Folter reicht nicht hin, es auszurotten;
Es kreiset mit dem Blute in den Adern;
Ich kenne nur ein einz'ges Gegengift,
Es heißt Verdummung, heißt Erstickung
Der menschlichen Vernunft; die Sklaven müssen
Die eignen Fesseln auf den Knie'n verehren.
Wir scheinen größer, wenn sie vor uns knieen,
Sie dürfen durchaus nie nach uns sich messen;
Wir müssen sie nicht nur mit unsrem Geist,
Nein, auch mit unsrem Körper überragen,
Daß uns're Größe, uns're Leibesstärke
In ihren Augen uns als Götter zeichne;
Vor Göttern sind sie weniger als Menschen.
Das erste Blendwerk ist die Körperschönheit;
Und diese Macht ist es, die wir verlieren,
Hierin verkürzt uns die Natur allmählig;
Der Riesen Kraft nimmt ab mit ihrer Zahl,
Wir sind nur noch der Schatten der Titanen.
Die Hoheit bleicht bereits auf unsrer Stirne,
Und unser Anblick macht die Menschen denken.
Vergiftungen, Ermordungen und Krieg,

Sie haben unsre Reihen stark gelichtet,
Indeß das Volk im Staube sich vermehrte
Und, welche Frechheit! uns zu zählen wagt.
Es sieht die Kuppe des entnervten Tempels,
Den wir mit unserm eignen Arm verkleinern,
Erstaunt von Tag zu Tag sich tiefer senken.
Fällt ihm erst der Verfall recht in die Augen,
So ist ein Schritt noch zur Entheiligung;
Es wird durch unsre Schwäche angelockt,
Und fühlt sich stark in unserer Entkräftung.
Weh uns, wenn dieser Tag je kommen sollte,
Wir würden in dem eig'nen Staub ersticken
Der kühne, starke Geist der Freiheit würde
Den Bau der Tyrannei zusammenstürzen,
Und die Tyrannen unter ihm begraben! . . .

Das Schicksal, dieser einz'ge Gott des Stärkern,
Und mein Erfindungsgeist wird uns erretten.
Aus Kühnheit werden wir und Gaukelspiel
Die Fesseln uns'res Volks zusammen flechten;
Wir werden ihren Blick durch Wunder blenden,
Um ihren Nacken biegsamer zu machen.
Es scheint; als hätte die Natur sich andern
Gesetzen unterworfen, uns zu dienen.
Sie hat uns Wesen in die Hand gespielt,
Bei deren Bildung sie sich selbst erschöpfte,
Ihr Meisterstück, die Wonne aller Augen;
Vor ihrer Schönheit bleicht des Menschen Schönheit,
Vor ihrer Majestät, vor ihrer Anmuth
Muß selbst ein Gott entzückt die Kniee beugen!

Laßt diese beiden uns auf den Altar
Als Gegenstände der Verehrung stellen.
Er sei das Bild von uns'rer Majestät,
Sie die den Sterblichen enthüllte Schönheit
Der Götter, und wir selber wollen ihr
Auf unseren Altären Weihrauch opfern!
Von solchen Reizen wird das Herz entwaffnet,
Und Ueberzeugung strömt aus der Vollendung,
Es wird das Volk von diesem Glanz geblendet
In uns vorzüglichere Wesen sehen!"

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Die Menge klatschte seinen Worten Beifall.

„Doch dieß ist nicht genug, so fuhr er fort,
Das schöne Wesen soll das Werkzeug werden,
Das uns das Blendwerk für die Zukunft sichert,
Um ihre Schönheit auf uns fortzupflanzen,
So opfre sie den Göttern ihre Reize,
Das kolossale Abbild der Titanen,
Das die Umarmung in die Göttin strömt,
Wird Baals Geschlecht erneuen und veredeln.
So können wir verhüten, daß der Stamm
Der Riesen bis zum Stamm der Menschen sinke.
Ich könnte für mich selber sie behalten;
Doch das gemeine Beste will es anders,
Und meine Wollust ist die Weltregierung.
Es möge sie der Himmel bald befruchten,

Sie sei das Ziel, der Preis der großen Thaten,
Die ihr für meine Herrschaft unternehmet!"

Er schwieg, und seine schlauen Worte fielen
Wie siedend Oel in eine Feuersbrunst.
Die Riesen, die die hinterlist'gen Plane
Vernahmen, schlossen sie in ihre Brust,
Und gaben ihren Beifall zu erkennen,
Indeß sie in der Tiefe ihres Herzens
Die Schneide dieses glatten Schwertes suchten.

Indessen zog, um das Gesicht des Königs
Der Götter wieder einmal zu erblicken,
Sein unterjochtes Volk in langem Zuge,
Weit mehr denn tausend Sklavenstirnen, welche
Sich unter einem einz'gen Finger beugten,
Mit stillen Schritten langsam über'n Vorhof.
So läßt der Hirte, wenn der Tag sich neiget,
Am Rand des Brunnens sitzend die Kameele,
Nachdem er von der Haide sie gerufen,
In Reih'n vor seinem Blick vorüberziehn,
Indeß die Knechte, die zu seiner Seite
Stehn, für der Heerden Herrn die Jungen zählen.

Ihr leiser Schritt auf dem verschwieg'nen Pflaster,
Auf das sie ihre Blicke niedersenkten,
Glich einem Regen, welcher ganz geräuschlos
Auf einem Baum von Blatt zu Blatt herabfließt,
Indessen kaum das Laubwerk sich bewegt.
Gleich einer unermeßlich langen Schleppe
Entfaltete die dichte Menschenmasse

Den Schlangenzug zu einer Meilenlänge.
Und diese großen Menschenheerden wurden
Von Hirten angeführt, die Scepter trugen,
Womit sie ihre Untergeb'nen schlugen.
Serendyb zählte sie mit lauter Stimme;
Die Reihe zog in flutender Bewegung,
Wie Wellen, die sich ohne Ende drängen,
Ein Schaum, der zu den Füßen der Giganten
Sich kräuselte, an seinem Aug' vorüber.
Die Knechtschaft stund auf ihrer Stirn geschrieben
Und zeugte laut von ihrer Herrn Gemeinheit.
Sie trugen ihre Stirnen nicht wie Menschen,
Die in dem Menschen Ihresgleichen sehen;
Die Haltung ihres Körpers war nicht aufrecht.
Nein, gleich dem Thier, das unter seiner Last
Zusammenbricht, verriethen sie im Gang
Ihr traurig Loos, sie schlichen stumm und langsam,
Gesenkten Blickes unter ihren Ruthen.
Man sah, daß sie im Marke ihres Körpers
Die Stärke der Natur verloren hatten,
Daß sie vom Laster, welches sie so tief
Erniedrigt, daß sie ihre Unterdrücker
Als Götter ehrten, ausgesogen waren! . . .

Den Zug eröffneten fleischlose Greise,
In unzählbaren Gruppen abgetheilt,
Der letzte Ausschuß von der ganzen Heerde;
Die Knochen sahen oft zur Haut heraus;
Mit Ungeziefer angefüllte Lumpen,
Die sie mit ihrer Hand zusammenhielten,

Umhingen diese lebenden Gerippe;
Nur an den Runzeln der versiegten Brüste
Erkannte man die kinderlosen Mütter.
Gleichwie der Wind mit Koth vermischte Flocken
Von halb geschmolz'nem, weißem Schnee herabweht,
Mit dem sich dann die dürren Reiser mengen:
So zogen diese tausend weißen Häupter,
Die manchen kahlen, wüsten Schädel zählten,
Mit den gekrümmten, abgefleischten Rücken
Und mit den eingesunk'nen Knie'n vorüber.

Die Götter gaben ihnen bitt're Worte,
Sie dachten nicht, daß sie vielleicht die Mutter
Verhöhnten, maßen sie mit kaltem Blicke,
Das Blut in ihren trocknen Adern schätzend.
Erkannte man an der gebückten Haltung,
An der Gebrechlichkeit des schwachen Körpers,
Daß einer durch den Kummer überwältigt,
Genug gelitten und genug gedient,
Schied man ihn aus und warf ihn in die Wellen,
Wie man ein Aas in eine Pfütze wirft,
Und von dem Angstgeschrei herbeigerufen
Erwarteten die Hunde seine Leiche!
Nachdem der Greise Zug vorüber war,
Erschienen die, die in des Lebens Mitte,
In ihrer Jahre Kraft und Blüte standen;
Das starke, derbe Vieh der wilden Hirten,
Das unter Peitschenhieben seine Arbeit
Im Schweiße seines Angesichts verrichtet,
Frau'n, Männer, wie die Wellen eines Flusses,

Wie sie das laun'sche Ungefähr gemengt.
Ohn' jene heil'gen Bande, jene süßen
Gefühle, die das Herz zum Herzen ziehen,
War ihnen auch der Name Bruder, Schwester,
Sohn, Vater, Mutter völlig unbekannt;
Mit Fäusten konnten sie die Eltern stoßen,
Das Blut des Herzens hatte keine Stimme.

Die Heerde war ein seltsames Gemisch
Von traurigen Gestalten aller Arten,
Allein nach der verschiedenen Verrichtung
Von der Tyrannen Willkür abgetheilt.
Die Einen zogen mit gekrümmten Rücken,
Zu zwei und zwei zusammen angespannt,
Die schwersten Karren in den rauhen Gleisen;
Die Andern dampften in den tiefen Furchen
Wie Ochsen, welche unter'm Stachel bluten,
Als Zugvieh in der heißen Glut der Sonne.
An ihrem fürchterlich zerriss'nen Körper
Ersah man ihre niedere Verrichtung.
Gewohnheit hatte Hals und Kopf gebeugt,
Ihr Nacken trug die Spuren ihrer Joche.
Noch Andre wühlten in der Berge Schooß
Nach schönen Porphyr= oder Marmorblöcken,
Und brachen unter ihrer schweren Last
Im Steinbruch oft zu Hunderten zusammen.
Sie waren wen'ger oder mehr verstümmelt,
Ja Manchen blieb nur noch der halbe Körper.
Und wieder Andre waren abgerichtet,
Metall zu schmelzen und in Erz zu stechen,

Krystall zu schneiden oder auf dem Amboß
Den Stahl zu Schwertern zu verarbeiten,
Die Seide in Geflechte zu verweben,
Melod'sche Töne in das Erz zu hauchen,
Um mit Musik die Götter zu berauschen,
Die Wand mit schönen Farben auszuschmücken,
Um auch der Herrscher Augen zu bezaubern,
Die Marmorblöcke mit geschickten Händen
In menschliche Gestalten umzuwandeln;
Die leckern Speisen künstlich zu bereiten.
Mit Wohlgeruch die Zimmer zu durchdüften,
Und alle Elemente aufzubieten,
Um alle Wünsche zu befriedigen!

Ein Jeder trug den Körper, wie die Arbeit,
Die er verrichten mußte, ihn gekrümmt;
Man sah, daß sie die Sorgfalt ihrer Herrn
In lebende Maschinen umgewandelt,
Der trunk'ne Uebermuth der Götter machte
Aus Gottes Ebenbild ein Räderwerk!
Sie schlichen, ausgehungerte Gerippe,
Das Werkzeug ihrer Kunst in ihrer Hand;
Die Herrscher sahen auf die tiefgesunk'ne,
Gemeine, schlechte Masse stolz herab,
Wie hohe Felsen auf den Staub der Tiefe.
Sie freuten sich nicht einmal der Verehrung,
Die ihnen diese Heerde zollen konnte.

Der nied'rern Götter niederere Diener,
Zu diesem Zweck berufen, überzählten

Die Menge, während sie vorüberzog.
Sie kannten sie am Namen und Gewerbe,
Doch sprachen sie mit ihnen nur in Schlägen.
Um ihre Körper leichter zu beherrschen,
Verfolgten sie die Seelen ihrer Opfer.
Bemerkten sie, daß zwischen Weib und Mann
Sich eines jener heil'gen Liebesbande,
Das von den Sinnen in die Herzen läuft,
Und sie für immer an einander fesselt,
Allmählig knüpfen wollte, rissen sie,
Damit die Namen Gatte, Vater, Sohn,
Nicht innigere Bande schlingen möchten,
Die durch die Gründung von Familien
Der Tyrannei Geschlecht zerreißen würden,
Die Liebende von des Geliebten Brust,
Und opferten sie der gemeinen Lust,
Und wenn sie sie genug genossen hatten,
Beglückten sie mit ihr verschied'ne Gatten,
So daß sie, zur Vollendung ihrer Schande,
Den Vater ihrer eig'nen Frucht nicht kannte!

Dieß war das Volk: nach der unzählbar'n Menge
Von jedem Rang, Gewerbe und Geschlecht,
Sah man, wie eine Jahrszeit auf die andre,
Den ungeheuern Schwarm der Jungfrau'n folgen:
Ein schöner Frühling, den der gift'ge Hauch
Der niedern Sinnlichkeit erwartete,
Um seine weißen Lilien zu knicken.
Ein langes niederwallendes Gewebe
Verhüllte halb nur die geheimen Reize.

Sie schritten nach dem Takte der Musik
In schönen Wellenlinien vorüber,
Indem sie alle sich zu gleicher Zeit
Maschinenmäßig auf= und niederwiegten;
So sieht man weiße, himmelhohe Pappeln,
Die sich in unermess'ne Reihen dehnen,
Im Herbste unter dem Gewicht des Windes
Die Gipfel alle mit einander senken,
Um ebenso sich wieder aufzurichten.
Die Götter musterten die zarten Schönen,
Und zeigten auf das Opfer ihrer Wahl,
Das schreckensbleiche, stumm mit ihrem Finger,
Und Weiber, die die Scham längst ausgezogen,
Entschleierten die Stirne der Beglückten,
Und führten sie mit Ehrfurcht vor den Thron.
Der ganze Hof ließ seine Späherblicke,
Ja, seine Hände selbst, an der Gestalt
Vom Kopf bis zu der Ferse niedergleiten
Und flüsterte Bewundrung oder Spott,
Die schändlichen Vorboten der Entehrung,
Und weidete entzückt sich an den Thränen,
Die diesem schönen Augenpaar entquollen.

Dann kam, von falschen Müttern angeführt,
Das Heer der Kinder langsam angeschritten,
Wohl eine elende, verlass'ne Heerde,
Die unaufhörlich ihre Milch vertauschte,
Damit doch ja die Amme in dem Kind,
Das man ihr übergab, nicht etwa gar
Sich nach und nach den Sohn erziehen sollte.

Ach, von dem Jahre an, wo sie im Arme
Der Amme gierig an den Brüsten hängen
Bis zu der Zeit, wo ihre ersten Zähne
Ausfallen, sich durch neue zu ersetzen,
Sind sie das Opfer jammervollen Elends
Und schrei'n und lächeln nur in Angst und Schmerzen.
Das Gleichgewicht noch ihres Körpers suchend,
Ziehn diese zarten Gruppen stummer Waisen
Mit ihren weichen, weißen, schönen Gliedern
An ihren Göttern athemlos vorüber.
So ziehen Lämmer, die die erste Wolle
Auf ihrem jungen zarten Leibe tragen,
In ihre eig'nen Beine sich verwickelnd,
Vom Haberrohr gelockt, der Heerde nach;
Die mitleidswerthen Früchte der gesunk'nen,
Betrog'nen Masse bildeten den Schluß
Der fürchterlichen Menschenmusterung.
Die Wände sahen fühlend auf sie nieder,
Und hallten schrecklich ihre Seufzer wieder!

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Nun war das ganze Volk gleich einem Fluß
Vor seiner Herrscher Blick vorbeigezogen.
Dieß war noch von dem neuen Stamme übrig,
Der einst die Ebenen der Welt erfüllt!
Dieß war die Frucht des Abfalls von dem Herrn,
Der Anbetung der sterblichen Geschöpfe!
So spielte die Verwesung mit dem Leben!
Wenn Gott in diesen schwarzen Abgrund blickte,
Worin das menschliche Geschlecht versunken war,

Dieß sah er in der schlammbedeckten Tiefe!
So sieht das Auge, wenn das Meer sich senkt,
Wenn sich sein ungeheures Becken leert,
Die Schrecken seines unbekannten Grundes:
Noch hin und wider wüste, steh'nde Sümpfe,
Die mit Gestank die ganze Luft verpesten,
Und in dem Schlamm das Meeresungethüm
Das mitten unter scheußlichem Gewürm
Verröchelt, und das Flußpferd, das allein
Noch frohes Leben hat, im Kothe wühlt!
Da endlich sich der wüste Staub gelegt,
Entließ der Götterkönig die Versammlung
Mit einem stummen Wink, und zog sich selbst
In seinen wohlverschloss'nen Thurm zurück,
Wie sich der Blitz in das Gewölk verhüllt.

---

## Zwölftes Gesicht.

Die Nacht, die unsern Blick ins Inn're wendet,
Und das Gewissen aus dem Schlafe weckt,
Die Nacht mit ihren Schlingen, ihrem Truge
Warf ihren Mantel über die Paläste.
Sie streute nur der Unschuld ihre Körner;
Der Schlaf der Götter war nur Sinnenrausch,
Betäubung eines weinumflorten Hirns.
Sie sah'n aus ihrer schuldbefleckten Brust
Die schwarzen Bilder ihres Schreckens steigen,
Sie deckten sie vor tausend Mörderdolchen,
Die aus dem Meere ihrer Sünden zuckten.
Der heil'ge Frieden selbst der stummen Nacht
Erbebte von dem Angstgeschrei der Träume!

Zwei Wesen wachten in den finstern Mauern,
Die Alles, nur den Schlaf nicht, in sich schloßen,
Es waren Asrafiel und Lakmi. Asrafiel
Ließ der Geraubten himmlische Gestalt
An seinem innern Aug' vorübergehn.
Er konnte diese zarten, reinen Züge,
Den sanften Glanz der Stirne nicht vergessen.
Er hatte sie doch nur bei Nacht geseh'n,

Und war noch immer ganz davon geblendet.
Der Umriß ihrer göttlichen Gestalt
Schwamm in der Luft vor seinen trunknen Blicken,
Und drückte sich, wenn er die Augen schloß,
Noch tiefer unter seine heißen Lider:
Noch nie war ihm der Zauberreiz der Schönheit
Vom äußern Sinn so sehr ins Herz gedrungen,
Ein einziger Gedanke nur an sie
Berauschte ihn mit wonnigem Entzücken,
Und warf den Schleier über Wollustnächte;
Er hätte den Genuß von tausend Schönen,
Die seiner geilen Glut entgegenkamen,
Dem warmen Hauche ihres Haars geopfert.
Zum ersten Male schlug in dieses Herz
Der Funken einer unbezähmbar'n Liebe.
Aus einem Blicke war der Blitz des Himmels
Herabgestürzt, die Hölle zu entflammen.
Er hatte Nempheds's teuflischem Entwurf
Ein ängstlich aufmerksames Ohr geliehen.
Schon vorher, von der Sinnlichkeit bestochen,
Hatt' er die schönste Hoffnung sich gemacht;
Denn er war sicher, durch ein leichtes Spiel
Die schwachen Nebenbuhler zu entfernen.
Die Schurkenlist des Götterkönigs hatte
Die Trunkenheit zum Wahnsinn noch gesteigert.
Das Maß war voll, es mußte überwallen.
Was, diese Formen sollten preisgegeben,
Und gleich schnell in Beschlag genommen werden?
Was, diese Schönheit ein Gemeingut sein?
Ein Becher, den man, wenn man ihn geleert,

Dem, der ihn lieh, zurückzugeben hätte,
Wie man den Becher, der mit Wohlgeruch
Und Trunkenheit gefüllt ist, kreisen läßt?
Zum ersten Mal empörte des Geschlechtes
Entweihung seine niederträcht'ge Seele,
Und warf den Blitz in seine Männerbrust.

„Verfluchter Alter, dummer, feiger Schwachkopf,
Du, dessen Blut in seinen Adern fault!
Du, welchem nie ein höheres Gefühl
Im Busen zitterte, als Furcht und Hochmuth!
Du, der du unter deiner Schlangenhaut
Das Feuer selbst in Eis verwandeln würdest!
Was, diese Meisterschöpfung der Natur,
Dein Gallenauge sollte sie besudeln?
Was, und du solltest uns für würdig halten,
Das himmlische Gefäß, das du vergiftet,
Die Göttin, uns verächtlich zuzuwerfen?
Wer weiß? nachdem du dich darin gesättigt,
Kommt es von Arm zu Arm zuletzt an mich?
Ich, meinst du, soll aus einer Gosse saufen,
Aus der der Pöbel sich den Durst gelöscht?
Ich, meinst du, soll von dieser Blume, welche
Mit ihrem Duft entzückt, betäubt, berauscht,
Ich soll ein Blatt bekommen, du die Krone?
Und darum sollt' ich deine Stütze sein?
O Schlauheit, deiner Schurkenseele würdig!
Es wäre werth den Preis, daß ich den Arm
Erhöbe, deine schmähliche Regierung,
Die ihre längste Zeit gedauert hat,

Um einen Tag verläng're und den Geiern
Dein göttliches Gerippe vorenthalte!

„Ich, unter Allem, was da lebt, der Stärkste,
Der Schönste, dem der Anspruch auf den Thron
Mit großen Zügen auf die Stirn geschrieben!
Ich, den du für gering genug gehalten,
Der Lust zu lieb, die mich beherrschen sollte,
Dich Feigling ruhig auf dem Thron zu lassen!
Nein, Freund, dein Undank hat sich stark verrechnet!
Erzitt're! dieses Wort hat dich verrathen!
Ich zieh' die Hand von deinem morschen Thron.
In deinem eig'nen Netz sollst du dich fangen!
Ich habe unter dir nun lang genug,
Der Löwe unter dem Gezücht, gekrochen!
Nun will ich dieses feine Garn durchbeißen,
Das deine Heuchelei und Herrschbegierde
Aus Lüge und Bestechung sich gestrickt.
Ich will dich darin schütteln, falscher Graukopf,
Wie man in ihren staubigen Geweben
Die Spinne hängt! Du sollst vor mir erbeben!
Die Muskeln meines Körpers sind der Schrecken
Des Volkes und der Riesen, und mein Wuchs
Erhebt mich über sie als Herrn und König!
Das Volk verehrt in mir die höchste Schönheit!
Das Ungeheuer stürze von dem Thron,
Den es geschändet! Und von allen Andern,
Die meiner Stirne Wölbung überragt,
Wer wird es wagen, so lang Asrafiel
Noch athmet, nach dem Diadem zu greifen?

So greifen wir darnach! so suchen wir
Die Palme, die wir hoffen, auf dem Throne!
Der Lohn der Liebe ist der Preis der Krone!"

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

Bei diesen Worten schwollen seine Muskeln,
Und zuckten gleich den Muskeln eines Stiers.
Der Stirne Ader schwoll zum Diadem
Und schien ihn mit dem Zorne selbst zu krönen.
Er maß den Saal mit Schritten, daß es dröhnte,
Focht mit den Armen, bog den Leib zurück,
Gleich einem Kämpfer, der mit seiner Streitaxt
Bewaffnet, sich durch Stellung und Geberden
In rüst'gem Muth zum Kampfe vorbereitet,
Versucht die Kräfte der Titanenglieder
Und beugt sein siegreich Knie ins Leere nieder.
Er drohte laut in wilder, grimm'ger Wuth,
Und seine Lieb' entflammte seinen Muth.
Zwei Leidenschaften traten in Verschwörung,
Und trieben ihn von Rache zu Empörung.
Er streckte endlich sich aufs Lager nieder
Jedoch kein Schlaf erquickte seine Glieder.

Doch was begann indeß die falsche Lakmi,
Zu ihres schlummernden Gebieters Füßen?
Sah sie im leisen, unterbrochnen Schlafe
Den Becher oder Dolch in ihrem Geist?
Wob sie vielleicht die Wollust und den Mord
Im Traum in ihre Kunstgewebe ein?
Entzückten ihre Augen sich am Blute,

Das Nempheb ihr zum Zeitvertreib vergoß?
O nein: sie war durch **einen** Blick verwandelt,
Sie hatte ihn gesehn, der Himmel war
Gerächt; der wunderschöne Jüngling scheuchte
Den Schlaf von ihren jungen Augenlidern:
Ein einz'ger Blick hatt' ihn in ihre Seele
Gegraben, wie das göttliche Gepräge
Der ew'gen Schönheit der Unsterblichen.
So schreibt der Blitz in unlöschbaren Zügen
Des Donners Schrift auf den gespalt'nen Baum!
Nie hatte ihre Jugend dieß geträumt.
Der Leib, der sich auf einen Ellenbogen
Halb aufgerichtet stützte; diese Glieder,
Die durch die Ringe ihrer Eisenkette
An Schönheit nur und Anmuth noch gewannen.
Die Stirne, welche durch Erniedrigung
Verfinstert, dennoch sich mit Stolz zurückbog;
Der Haare Flut, die über seine Schultern
Gleich einer schwarzen Mähne niederwallten,
Und wenn des Halses Muskeln sich bewegten
Den schönen Umriß des Gesichtes zeigten;
Die keusche, feuchte Flamme seines Blicks;
Die reinen Züge seiner innern Schönheit,
Die durch die Augen zu dem Herzen spricht,
Und die das Kind in diesem Himmelslicht,
Noch niemals, ach noch nie bewundert hatte;
Die in den Muskeln zuckende Verzweiflung,
Die ihm die Zehen bog, die Arme reckte;
Die Thränen, welche auf den Boden fielen,
Wenn sie der Grimm nicht schon im Aug' getrocknet;

Den Hohn, womit die Teufel diesen Engel
Mißhandelten, und die Bewunderung,
Zu der das zarte Mitleid sich gesellte:
Dieß alles hatte durch ihr Mark gezittert,
Ihr Herz in seinem tiefsten Grund erschüttert.

Dann jene langen, trüben Liebesblicke,
Die sie die beiden Gatten wechseln sah;
Die Augen, die sich durch die Thränen fanden,
Und ihre Blicke in einander senkten;
Die Lippen Cedars, welche Daidha's Hauch
Mit ihren Athemzügen in sich tranken;
Der gleiche, starke Schlag der beiden Herzen;
Die stumme Sprache, die die Augen lauschten,
Und die in einem Blick mehr Liebe strahlten,
Als ein Jahrhundert davon sprechen konnte.
Die Arme, die sie sich entgegenstreckten;
Dieß Schweigen, diese Seufzer, diese Glut:
Dieß Alles hatte eine ganze Welt
Von Liebe ihr in einem Blick erschlossen,
Von Liebe, die sie in Erstaunen setzte,
Die sie verwirrte, und beim ersten Tropfen
Berauschte, und den Becher wilder Lust
Aus ihren Händen plötzlich fallen machte!
Mit einem Blicke hatte sie die Wonne
Der reinen, inn'gen Liebe zweier Herzen
Erkannt; sie sagte von Verlangen brennend,
Die Liebe einzuflößen, die sie fühlte:
„Den Himmel gäb' ich, so geliebt zu werden! . . .
Mit meinem Blut erkauft' ich jene Blicke,

Vor denen mich der Neid erblassen macht."
Verglich sie aber dann die Züge Daidha's
Mit ihrer Stirne, ihre Seelenreinheit
Mit ihrer Tücke, ihre holde Einfalt
Mit ihrer Arglist, ihre zarte Scham
Mit ihrer Frechheit, ihre Lilienhaut
Mit der krankhaften Blässe ihrer Wangen:
Da ahnte sie, daß sie gesunken war.
Sie mußte in der Tiefe ihres Herzens
Vor ihrem eig'nen bessern Selbst erröthen!
Sie fühlte sich von Daidha'n verdunkelt.
Es trat die Eifersucht in ihre Brust,
Den Pfeil der Sieg'rin Liebe zu vergiften,
Und einen wilden Aufruhr anzustiften!

So gährte es im Herzen Asrafiel's
Und Lakmi's. Also stört ein Strahl vom Himmel,
Der in den nachtumhüllten Kerker fällt,
An dessen Finsterniß das Aug gewöhnt ist,
Des Dunkels düstern, liebgewonn'nen Frieden;
Er zeigt, gleich einer trüben Mauerlampe,
Das Gift und Ungeziefer nur am Boden,
Und das im Kerker schmachtende Gerippe
Verflucht das Licht, das ihm sein Elend zeigt.
So trübten auch die beiden schönen Kinder,
Die noch der Menschheit Urgepräge trugen,
Mit ihrem Glanze des Palastes Gossen,
Und störten in der giftdurchdrungnen Welt
Das Laster und den Fluch in seiner Ruhe.

Das Feuer schlug in der zerriss'nen Brust
Der Liebenden in lichte Flammen aus,
Verzehrte alle Furcht, Geduld und Vorsicht
Und nährte nur den einzigen Gedanken,
Den Wunsch des Wiederseh'ns, ja Wiederseh'n,
Das unbekannte Wesen wiederseh'n,
Das ihren Blick in eine Wolke hüllte.
Las Rampheb in der Tiefe ihrer Brust,
Trat zwischen sie und ihn der blasse Tod.
Doch Lakmi war ein ungeduldig Kind,
Und war ein Weib und kannte keine Vorsicht;
Nichts hatte jemals ihr den Wunsch versagt;
Sie hatte nur den einzigen Gedanken.

Sie näherte sich leise ihrem Herrn,
Der seine Arme niederhängen ließ.
Zog von der Hand des schlafenden Tyrannen
Den heil'gen Ring, vor dem sich Alles beugte,
Den Ring, den sie des Königs Dienern zeigte,
Die sich beeilten, ihren frevlen Willen,
Was immer er begehrte zu erfüllen.
Mit diesem Talisman in ihrer Hand
Entfernt sie sich vom Lager ihres Gönners,
Ein Fackellicht erhellt den finstern Weg;
Sie gleitet wie ein leichter Traum dahin
Und läßt den Schatten um die Pfeiler fliegen,
Und schleicht sich durch das dunkle Labyrinth
Der stummen, unermess'nen Säulenhallen
Von Trepp' zu Treppe auf bekannten Wegen,
Und wirft die Wächter der geheimen Kerker

Durch das verehrte Zeichen vor ihr nieder,
Verbietet heimlich den erstaunten Henkern,
Des Herrn Befehl an Cedar'n zu vollziehen,
Und winkt sie von sich weg und fürchtet sich
Und bebt zum ersten Mal vor ihrem Anblick.

Der Kerker Cedar's war im finstern Schooße
Der Wälle, die durch ungeheure Mauern
Die Stadt der Götter gegen Feinde schützten.
Man hatte diese ungeheuren Massen
So tief gewölbt, um in den Eingeweiden
Der Erde die Verbrechen zu verhüllen.
Die Marmortempel der Giganten stunden
Auf einer stummen, unterird'schen Welt.
Auf einer Welt des finsteren Betruges,
In der der Geist des Aberglaubens herrschte;
Die Lügenwunder vorbereitete;
Das Leben folterte, den Tod begrub;
Und Laster, Rache und Verbrechen lehrte;
Die Opfer mit dem Schwert verstümmelte:
Ein schwarzer, tiefer Abgrund, wo die Sünde
Bis an der Hölle Thor hinunterreichte!
Ein ganzes Volk bewohnte diese Höhlen,
Vollführer der verruchten Plane Nempheď's,
Verstümmler, Henker, Alchymisten, Priester,
Propheten und Wahrsager und Schwarzkünstler,
Die die Natur in den geheimen Oefen
Entheiligten und unter ihren Händen
Den Saft des Ysops und das Blut der Menschen
Zerlegten, und den Schlaf der Nächte flohen,

Des Herrn lebend'ge Wunder nachzuahmen,
Luft, Feuer, Wasser, Erde zu bekämpfen,
Dem Himmel Blitz und Donner zu entreißen.
Die Steine hier zu Hügeln aufgethürmt,
Sie lasteten der eine auf dem andern,
In Blöcken, die bei zwanzig Ellen maßen,
Und waren breit genug für sieben Wagen,
Ein Strom fand unter ihrer Wölbung Platz.
Es ließ auch unter diesen tiefen Bogen
Ein Arm des Flusses seine Wogen brüllen.
Vom Eingang bis zum Ausgang hätte man
Der Fackel Schein nicht unterscheiden können.
Wie Aeste von dem ungeheuren Stamm,
So liefen von Entfernung zu Entfernung
Gewölbe unter diesen finstern Felsen
Nach den verschied'nen Seiten auseinander,
Und dienten wieder zu verschied'nen Zwecken.

Von ihnen führte eines in die Keller,
Die vom Geschrei der Sklaven wiederhallten,
Die dort verstümmelt wurden. Hier war Cedar.
Das Mädchen leuchtete mit ihrer Fackel
In seinen Sarg; der rothe Glanz der Flamme
Glitt vor ihr her und blendet' ihm die Augen.
Bei dem Geräusch der leichten Weibertritte
Erhub der Arme seine Blicke ohne
Durch seine Finsterniß etwas zu sehen.
Und Lakmi trat von ihrer jungen Liebe
Verschüchtert eine Elle weit zurück,

Und ließ beim Wiederseh'n des schönen Wesens
Vor Schau'r die Fackel aus den Händen gleiten.

Er war an starke Ringe in der Mauer
Mit schweren Eisenketten angefesselt;
Ein Gürtel und ein Halsband banden ihn
Noch außerdem an einen Pfeiler fest.
Und Eisenreife hinderten die Arme
Und Füße des Gefang'nen, sich zu strecken,
Und ließen seinen Gliedern nur den Raum
Des Pflasters, den sein Körper decken konnte.
Gleich einem Menschen, den der Blitz erschlagen,
Lag er bewegungslos an seiner Mauer.
Die Ketten, die er nicht mehr tragen konnte,
Sie fielen kalt und schwer auf seine Glieder;
Die Rechte auf der linken Hand gekreuzt,
War sein Gesicht darauf herabgesenkt.
Die schmutzigen, verwirrten Haare wogten
In schwarzen Flocken auf die Erde nieder.
Gleich einem Mann, der aus dem Schlafe auffährt,
Hub er beim plötzlichen Geräusch den Kopf,
Und seinen Arm, auf den er sich gestützt,
Und legte seine Stirn' in seine Finger,
Und kehrte langsam sie dem Lichte zu;
Zwei große Tropfen glänzten auf den Wangen,
Gleich Diamanten, bei dem Schein der Fackel.
Der hoffnungslose Schmerz auf seinem Antlitz,
Das Licht, das er nur durch die Thränen sah,
Der finstre Gram ertheilten seiner Schönheit
Die Majestät des regungslosen Marmors;

Er glich der Statue des Grabesengels.
Allmählig wurden seine Blicke heller;
Er sah das Göttermädchen vor sich stehn:
Erstaunen malte sich in seinen Zügen,
Und seine Augen öffneten sich weiter,
Um die Gestalt sich besser zu betrachten,
Und seine blassen Lippen zitterten
Vor Ueberraschung und Bewunderung.

Auch Lakmi blickte sprachlos auf den Sklaven,
Wie Jemand, welcher seinen Schritt bereut,
Und den Genuß durch's Wort zu stören fürchtet.
Da sie die Thränen sah, die ihm entrollten,
Und diesen heil'gen Gram betrachtete,
So trat der fremde Schmerz auf ihr Gesicht;
Und ohne es zu wissen, welche Quelle
In ihrem Herzen sich geöffnet hatte,
Rann eine Thränenflut aus ihren Augen.
So fließen, wenn zwei Kinder sich voll Liebe
Betrachten, unwillkürlich ihre Thränen.

Da Cedar diese Mitleidszeichen sah,
Fühlt' er den Haß in Freundschaft sich verwandeln.
Doch wenn er diese Stirne, deren Glanz
Entzückte, läng're Zeit ins Auge faßte,
Fand er in Lakmi's Zügen, welche Weib
Und Kind zugleich und Teufel war und Engel,
Durch die geheimnißvolle, selt'ne Mischung
Von Reiz und Schrecken bald sich angezogen,
Bald von geheimem Schau'r zurückgestoßen.

So zieht man seine Hand von einer Schlange,
Die durch die Pracht uns ihrer Farben anlockt,
Wenn man schon nach ihr greifen will, zurück.
Sie sah'n sich an und senkten ihre Blicke
Und sah'n sich wieder an und blieben sprachlos.
Doch endlich suchte Lakmi auf dem Grund
Des Herzens einen süßen, sanften Ton,
Der bebend aus dem bebenden heraufstieg,
Und durch das Mitleid noch gebrochen wurde:
„Sohn Adonais, Engel ohne Flügel!
Du, dessen Thränen Thränen mir entlocken!
Sprich, was beweinst du? warum wendest du
Die Augen weg, wenn sie die meinen treffen?
Kann nicht dein Wunsch allein die Fesseln sprengen?
Und hat der Himmel nicht in deine Brust
Die Kraft gelegt, die deiner Schönheit gleicht?
Und würdest du nicht, wenn du aufrecht stündest
Die Riesen eine Schulter überragen?
Mit jedem Stoße einen Gott zerschmettern?
Ist Schrecken nicht dein Arm, dein Auge Liebe?

. . . . . . . . . .

O dieses kleinliche Gewürm der Erde,
Hier ist ihr König, welchen es gefesselt!

. . . . . . . . . .

Warum den Schreckensblick, warum o Cedar,
Wenn das dein Nam' ist, wenn ein schwach Geschöpf
Ihn ohn' ihn zu entweihen nennen kann,
Warum bei meinem Anblick die Bestürzung?
Du solltest sprechen, und ich sollte beben!

. . . . . . . . . .

Geh, ich bin nur die Sklavin deiner Dränger,
Doch eine Sklavin, welche sie beherrscht,
Vertrautes Werkzeug dieses Götterkönigs;
Wenn gleich ein Kind, ich herrsch' in seinem Namen,
Beim bloßen Namen Lakmi zittert Alles;
Durch meinen Blick beherrschet sie mein Geist.
Tod ist mein Haß und Himmel meine Liebe!
Mein einzeln Wort gilt mehr, als Aller Worte,
Vor meinem Tritt erschließt sich jede Pforte;
Ich bin das Ohr und Auge dieses Königs;
Spricht er, ich höre ihn; schläft er, ich wache.
Sein Thron und Leben ist in meiner Hand.
Sein Siegelring erschließt mir alle Wege,
Ich zog ihn eben erst von seinem Finger,
Um einen Strahl in deine Nacht zu werfen,
Das Schwert zu wenden, das sie schon gezückt.
Ich weiß nicht, welcher Stimme Ton mich rührte,
Ich weiß nicht, welche Hand mich hieher führte;
Warum dein Ruf in meiner Brust ertönte?
Durch eine Flamme spräng' ich, dich zu sehen,
Und deine Rettung würde mehr mir gelten,
Als mir die Rettung eines Gottes gilt!

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

„Verstoße nicht das Kind, das dich beschützt!
O sieh in seiner Freundschaft keine Falle.
Dieß Herz, das stets nur für sich selbst geschlagen,
Dir ist es treu, wenn gegen Alle falsch;
Ein Blick hat deinem Geist mich unterworfen.
Mit meinem Blut würd' ich dein Leben schützen!

Ein Wort von dir, ein Strahl aus deinen Augen
Würd' den Verlust des Himmels mir ersetzen!
Sprächst du zu mir: sei meine Sklavin, Lakmi!
Mit Stolz und Wollust trüg' ich deine Fesseln!
Ein neuer Geist beseelte meine Brust,
Und machte dich vielleicht zum Götterkönig!"

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

„O warum weinst du, mit gesenkter Stirne!
Du weinen! Gottmensch, schöner als Gedanken!
Du weinen! ach wem gelten diese Thränen?
Der Freiheit und dem süßen Licht des Himmels?
Den weiten Feldern, welche du durchstreiftest?
Den kühlen Wäldern und der frischen Quelle?
Den murmelnden Gewölben, wo dich Blumen
Umdüfteten, wo dir die Vögel sangen?
Mit einem Wink kann ich dir mehr ersetzen,
Als du beweinst, ich kann dir andre Wälder
Und andre schön're Wohnungen bereiten.
Doch sprich, o sprich mir nur ein einzig Wort!"
Er sah sie an: „Betrügerisches Blendwerk!
Der Schatten Daidha's, ist er's, ist er's nicht?
Du, dessen Kinderstirne sie den Sinnen,
Wie ihrer Stimme Ton, wie einen Traum
Von ihr zurückruft, holdes Himmelskind,
Nahmst du, um meine Seele zu vergiften,
Um mich zu trösten ihre Formen an?

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . .

„Thront ihre Wahrheit auch auf deinen Lippen?
Du sagst, mein Schicksal habe dich gerührt?
Du frägst mich hier in dieser Götterhölle,
Was dieses Herz bewegt, was ich beweine?
Nein, nicht den Tag, der auf den Bergen weilt,
Nein, nicht die freie Luft, die ich entbehre,
Nein, nicht den schrankenlosen Raum der Felder,
Nein, nicht die Quellen, nicht die kühlen Wälder;
Nur sie, die deine Götter mir geraubt!
Mein Leben ist ihr Hauch, mein Licht ihr Blick!
Mein Raum der Boden, welchen sie betritt,
Mein Reich ihr Herz, mein Himmel ihre Arme!
O wenn du Daidha mir wieder gäbest
Dann würd' ich glauben, daß du Wahrheit sprächest!
Dann seien deine Götter meine Götter,
Und Cedar sei dein Bruder, du sein Retter!"

Er stand an seinen Pfeiler angelehnt
Und schüttelte die Ketten mit den Händen,
Die er wie zum Gebet gefaltet hatte,
Und seine Seele sprach aus jedem Wort,
Und weckte einen Sturm in Lakmi's Brust;
Die Liebe, die er einer andern hegte,
Rief ihre Grausamkeit aus ihrem Schlummer,
Und Rache flüsterte die Eifersucht!
„Ja, sprach sie vor sich hin, du sollst sie haben,
Doch frägt es sich, ob du sie wollen wirst,
Den Abtrag von der Tafel der Giganten!"
Sie kämpfte ihre Wuth durch Arglist nieder,
Und glättete auf einmal ihr Gesicht,

Und sprach mit einem bittern, weichen Lächeln,
Als spräche sie aus ihres Herzens Tiefe:
„Dir wiedergeben, Cedar? könnt' ich es!

. . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . .

Doch Lakmi kennt das Wort „unmöglich“ nicht.
Erschließest du mir einst dein ganzes Herz,
Und gehst du ganz in meine Plane ein,
Wer weiß? vielleicht? die Freundschaft eines Weibes
Ist eine zweite Seele dem Verlass'nen!

. . . . . . . . . . . . . .

. . . . . . . . . . . . . .

Doch trenne dich von diesem Traum: sie lebt,
Der Liebe der Giganten vorbehalten;
Verliebte Hände trocknen ihre Thränen.
Und tausend Künste schmücken ihre Reize
Und tausend Sklaven täuschen ihre Stunden,
Und fliegen auf die Winke ihrer Augen.
Und ihre Herrn, sie fallen vor ihr nieder
Und rufen ihre Schönheit auf den Thron;
Der Strom der Lüste reißt sie mit sich fort,
Und mitten im Getümmel der Genüsse
Hat sie die Zeit nicht, ihrem Schmerz zu weinen!“

Sie las in seinen Augen, daß die Schneide
Des Schwertes ihrer Worte eingedrungen,
Und daß der Zweifel an der Gattin Treue
Wie eine Wolke seine Stirn' umzog.
Damit die Schlange in der Einsamkeit
Sich tiefer fressen möge, kam sie schnell

Auf einen andern Gegenstand zu reden:
„O lange Nächte! traurige, finstre Tage!
In diesem Raum verhallet jede Klage!
Das Herz kaut ewig seinen Jammer wieder,
Und keines Menschen Trost steigt zu ihm nieder!
Wirst du der Hölle Marter überleben?
O laß mich den gesunk'nen Muth erheben!
Laß mich, wenn Rempheb seine Augen schließt,
Auf diesem Stein zu deinen Füßen sitzen,
Mit meinem Troste deine Stirne glätten;
Laß mich, um diese Wolken zu zerstreuen,
Erzählen, was gescheh'n, dich zu befreien;
Laß mich die Hälfte deiner Fesseln tragen;
Laß mich mit deinem kranken Herzen klagen!
Und kannst du dich nicht meiner Liebe freu'n,
So laß mich deiner Seele Hoffnung sein!"

Die Wahrheit sprach aus diesen weichen Tönen
Und bahnte sich den Weg zu Cedar's Herzen;
Er sah in ihren Augen seine Thränen,
Er las auf ihrer Stirne seine Schmerzen,
Und seine Blicke wurden heller, freier.
Sie setzte sich an seine Seite nieder,
Und nahm das Wort nach einer Pause wieder:
„Noch deckt die Nacht das Land mit ihrem Schleier;
Noch lange ist es, bis die Sterne schwinden,
Der Tag darf mich in diesem Raum nicht finden,
Am Thron ist jeder Argwohn ein Verbrechen,
So lang sie schlafen, können wir noch sprechen.

„Geheimnißvoller Fremdling, dem die Götter
An Schönheit weichen, wenn du meine Liebe
Nicht ganz verschmähst, zerstreue meine Zweifel;
Mit welchem Namen nennen dich die Menschen?
Erzähle meinem Geist dein traurig Schicksal,
Durchwandle deines jungen Lebens Pfade;
Sprich mir von deinem Himmel, deiner Liebe!
Zeig mir den Gram in deines Herzens Tiefe,
Wie eine Lilie, welche ihre Urne
Dem zarten Finger zeigt, der sie entfaltet.
Wie stiller Regen in des Beckens Mitte,
So wird dein Wort in meinen Busen fallen,
Und nur ein wenig Wasser meinem Herzen
Entlocken und mit deinen Thränen mischen!"

Durch diese Sprache, diesen Ton der Stimme,
Den Zeugen eines tiefgefühlten Mitleids,
War aller Argwohn Cedar's überwunden.
Und er erzählte ihr, die Stirne traurig
In seine Hand gestützt, und oft von Thränen,
Die der Erinn'rung floßen, unterbrochen,
Mit einer Stimme, die vor Schluchzen bebte,
Die seltsame Geschichte seines Herzens;
Vom ersten Tag an, wo er unter Cedern
Ein Sohn des Unbekannten nackt gesessen,
Wo er beim Anblick eines andern Wesens
In seiner Brust die Liebe keimen fühlte,
Die seine menschliche Natur ergänzte;
Sein unbezwingliches Gefühl für Schönheit;
Den Kampf und seine Liebe, seine Knechtschaft;

Die Hut der Heerde Segor's auf den Bergen;
Das sel'ge Wiedersehn der beiden Gatten;
Des holden, schönen Zwillingspaars Geburt;
Die Wuth der Hirten, seinen Sturz ins Wasser;
Die Rettung Daidha's aus dem Hungerthurme;
Die Flucht in eine weit entlegne Gegend;
Den Aufenthalt bei dem ehrwürd'gen Greis,
Der plötzlich ihrer Seele Nacht erhellte;
Den Unterricht in jenem heil'gen Buche,
Das die Natur aus ihrem Schlummer weckte,
Und die im Sündenschlaf begrab'ne Welt
Zum einz'gen, ewig wahren Gott zurückrief;
Die Seligkeit in jenem stillen Eden,
Und endlich noch die Reise durch die Luft.

Mit der gespanntesten Aufmerksamkeit
Lauscht' Lakmi seiner rührenden Erzählung.
Sie sah mit starrem Blick auf seine Lippen,
Von Angst und Staunen und Bewunderung
Und glüh'nder Liebe wechselsweis durchschauert.
Sie sah die rührende Gestalt des Fremden
In immer höher'm Glanze vor ihr leuchten;
Und seine schwarzen Augen tauchten sich
Mit jedem Worte tiefer in ihr Herz;
Sie unterbrach ihn bei den schönsten Stellen,
Wie man in Büchern liest und wieder liest,
Und ließ ihn zehnmal schon gesproch'ne Worte,
Besonders die Entstehung seiner Liebe
Und das Entzücken der beglückten Herzen,
Durch ihre Fragen zehnmal wiederholen,

Wie man den Becher, wenn man ihn geleert,
Noch bis auf seinen letzten Tropfen ausschlürft.

Sie wollte wissen, welche mächt'gen Reize
Das Herz des Sklaven Daidha'n gewonnen,
Und welche Worte es gefesselt hatten,
Und was an ihr am meisten ihn entzückt;
Und ob sein Herz der immer gleichen Liebe
Nie überdrüssig oder satt geworden;
Und athemlos erwartet sie die Antwort,
Wie man dem Tod geweiht das Schwert erwartet,
Das uns im nächsten Augenblick durchbohrt.
Bei seiner Schild'rung dieser zarten Liebe,
Die von dem Herz zum Herzen überwallte,
Von der ihr niemals ihre Träume sprachen,
Von der sie nur das falsche Zerrbild kannte,
Und die auf einmal eine neue Welt
In ihrer Brust, ein neues Leben weckte,
Umhüllte eine Wolke ihre Seele;
Es trat die Glut der Scham und des Verlangens
In ihr Gesicht, und ihre Ohren klangen,
Und hörbar schlug ihr Herz an ihre Rippen.
Sie sah im Spiegel dieser Engelliebe,
Gleich Fratzen, alle ihre Laster winken;
Und die Vergleichung ihrer wüsten Freuden
Mit der erhab'nen Reinheit dieser Wonne
Zeigt' ihr zum ersten Mal ihr eig'nes Selbst
In seinem wahren Licht. Sie fühlte schaudernd,
Von dieser neuen Himmelsluft umgeben,
Die Schwärze und die Tiefe ihres Lasters,

Und wie der Koth an einem reinen Feuer
Entflammte sich ihr Herz und ward geläutert.

Doch, ob sie auch für diesen reinen Engel
Zu schlecht sich fühlte, zog sie doch beständig
Ein unbesiegbar Sehnen nach ihm hin;
Und sie erfuhr die höchste Qual des Herzens:
Zu lieben, ohne sich zu dem Geliebten
Emporzuschwingen! ach, wenn ihrer Brust
Geheime Falten offen vor ihm lägen,
Welch eine Hölle würde er entdecken!
Zerknirschung, Wahnsinn, Eifersucht, Wuth, Liebe!
Doch ihre Maske deckte diese Tiefen,
Denn hinter ihrem kindlichen Gesicht,
In welchem nur des Mitleids Thränen glänzten,
Gewahrte Cedar nur unschuld'ge Freundschaft.

Durch eines schmalen Fensters Eisengitter
Drang jetzt der erste Strahl der Morgenröthe
Und brach die heimlichen Gespräche ab.
Das Mädchen floh, indeß die Wachen schliefen.
Noch eh' der schwere Schlaf die wilde Stirne
Des Götterköniges verlassen hatte,
Trat sie geräuschlos wieder an sein Lager
Und nahm den Platz zu seinen Füßen ein;
Und steckt' den Ring ihm bebend an den Finger,
Und stellte sich, als ob sie ruhig schliefe.

## Dreizehntes Gesicht.

Doch, ob das Auge auch geschlossen war,
Die Seele wachte; in dem Haus des Todes
Hätt' er in ihren Träumen noch gelebt.
Die Liebe, die sie für den Sklaven fühlte,
Sie macht' das Blut in ihren Adern kochen;
Und ihre Schläfe zuckten unaufhörlich,
Und ihre Odemzüge waren Seufzer.
Sein Blick, er brannte noch auf ihrer Haut,
Die stille Nacht war seiner Stimme voll,
Und endlos schlichen ihr die Stunden hin;
Wie gerne hätte sie den ganzen Tag,
Den von der Nacht die Morgenröthe trennte,
In einen einz'gen Augenblick gedrängt,
Die Nacht in eine Ewigkeit verwandelt!
Vergebens mühten sich die Sklavinnen
Die langen, trägen Stunden zu verkürzen.
Vergebens suchten sie die schalen Freuden
Mit dem Gefühl des Stolzes zu beleben;
Sie beteten der Stirne Schönheit an;
Sie priesen auf den Knieen ihre Reize;
Sie buhlten um ein freundlich Wort von ihr.
Vergebens suchte Nemphed jeden Wunsch,

Noch eh' sie ihn geäußert, zu erfüllen;
Vergebens legte er auf ihre Stirne
Die Hand, und strich durch ihre schönen Haare,
Und fragte sie, woher denn diese Wolken,
Woher die Traurigkeit auf ihrem Antlitz?
Ihr Leben war durch einen Blick verwandelt;
Sie floh die Menge, floh der Menschen Augen,
Und suchte nur der Bäume düstern Schatten;
Die Nacht des Cedernwalds war ihr zu hell;
Allein verlor sie sich in seine Tiefe,
Und ließ ihn, sich an einen Strom zu setzen,
Und sah den schwanken Wasserlilien zu,
Wie sie in seinem Marmorbecken wogten,
Und sah dem Laub zu, das im Winde wirbelt,
Und lauschte ihm und weinte mit der Quelle;
Doch niemals blieb sie lang am gleichen Ort;
Von einem innern Sturm umhergetrieben
Vertauschte sie die Stätten, die Gedanken,
Wie Augenblicke ohne Zweck und Ruh;
Das Schauspiel, der Genüsse ganzes Heer,
An dem sich sonst ihr wilder Blick ergötzt,
Zerstreuten nicht die Trauer ihres Herzens;
Es wandte sich entsetzt von jenen Gräueln:
Es schien, als hätt' ein Flammenstrahl von oben
Auf einmal alle Frevel ihr entleidet.
Beim Anblick der entmenschten, wilden Götter
Verkehrte die Verehrung sich in Haß.
Hätt' sie des Himmels Blitz entzünden können,
Sie hätte all' zu gleicher Zeit zerschmettert.
Gezwungene Genossin ihrer Frevel,

Sah sie bei Seit' und weinte ihren Opfern:
Sobald die Liebe dieses Herz getroffen,
So schien ein Tugendkeim es zu beleben;
So schien der Abscheu vor dem schwarzen Laster
Der Kindheit Unschuld wieder herzustellen.
Zu schwach jedoch, die Götter, die sie haßte,
Die Waffen in den Händen, anzugreifen,
War ihre letzte Sünde der Betrug;
Sie hüllte sich in einen dichten Schleier.

So oft die Nacht sich auf die Erde senkte,
Nahm sie den Weg zu dem Gefängniß Cedar's;
Sie schlich sich mit der Fackel durch die Gänge,
Und blieb im Kerker bis zum lichten Morgen,
Die Züge des Geliebten zu betrachten;
Und alle Tage wurde er ihr theurer,
Sie zitterte, so bald sie näher kam,
Und Furcht und Liebe machten sie verwirrt,
Und hemmten und beschleunigten die Schritte;
Und stand sie vor ihm, fand sie keine Worte,
Und fürchtete sich, wie das erste Mal,
Und senkt' verlegen ihren Blick zu Boden.
Von fern bewunderte sie seine Glieder,
Die nach dem Zwang der Fesseln sich gezogen;
Den Körper, der beim Fackelschein erbebte,
Gleich einem Gott, der aus dem Grabe steigt;
Die Stirne, die die Trauer nur veredelt;
Die Arme, den gebog'nen Hals, die Brust,
Auf der der junge Flaum des Mannesalters
Die Marmorhaut gleich zartem Sammt bekleidet;

Der Blicke Feuer, das die Lider dämpften,
Die Augen, deren Glanz die Steine schmelzte;
Die wellenförm'gen, feinen Lilienlippen,
In die der Kummer weiche Falten schlang,
Die Lippen, die sie in Gedanken küßte,
Und die sie zu berühren doch nicht wagte.

So blieb sie stumm betrachtend vor ihm stehen,
Bis der Gefang'ne selbst das Schweigen brach:
So hüllte sich Diana in die Liebe,
Da sie vom Reiz Endymions gefesselt,
Mit ihren Strahlen seine Lippen küßte!

Der Sklave war beglückt durch diese Liebe;
Er sah in diesem Kinde nur den Freund,
Der mit ihm klagte, nur das treue Herz,
In das er seine Thränen gießen konnte;
Und durch sein Unglück weicher noch geworden,
Und voll Verlangen über seine Liebe
Sich auszusprechen und in seiner Nacht
Sich an des Mitleids Strahlen zu erwärmen,
Gab er die Seele selbst der Freundschaft hin.
Er hatte nicht die mindeste Besorgniß,
In diesem Kinde Liebe zu erwecken,
Und zog sie näher zu sich her, damit
Sie besser mit einander sprechen könnten.
Er harrte ungeduldig auf den Abend;
Und wenn sie endlich kam, so mußte sie
Sich auf die Fesseln seiner Füße setzen;
Und wenn sie sprach, so trank er ihren Athem,

Und strich die Hand durch ihre schwarzen Locken,
Und fühlte nicht den Schauer ihrer Haut,
Und schrieb den Seufzer, der ihr Wort erstickte,
Den bebenden und zarten Ton der Stimme,
Das Zittern und den Druck der starren Hand
Der bloßen Regung ihres Mitleids zu,
Und schätzte sie darum nur um so höher.
Sie mengte nach und nach in den Gesprächen
Die Seufzer und Gedanken ihres Herzens
So sehr mit den Gefühlen seines Busens,
Daß sie zuletzt das einz'ge Wesen wurde,
Das ihn noch an die Stunde denken machte.
Schnell keimt die Freundschaft in des Unglücks Brust!
Sie spielten ganz vertraulich mit einander;
Er legte seine Stirn' auf ihre Schulter,
Wie eine Eiche ihren starken Arm
Auf eine Weide legt, und ließ im Stillen
Die heißen Thränen ihrer Liebe rinnen,
Ach, eine Wolluststrafe für die Arme!
Wie eine bleiche Lilie sich öffnet,
Um Luft zu schöpfen und die stillen Thränen
Der Nacht in ihren Busen einzusaugen,
So trank sie bis auf ihrer Seele Grund
Die Thränen, die er einer Andern weinte,
Und faßte sie, vor Wuth und Liebe bebend,
Auf ihrer Hand, und zog sie an die Lippen!

Und jede Nacht verstärkte ihre Liebe;
Bisweilen träumte sich ihr Selbstbetrug,
Wenn Cedar unbefangen mit ihr koste,

Er fühle einen Strahl von ihrer Flamme,
Und Wonneschauer bebten durch ihr Herz
Und die Berührung brannte sie wie Feuer.

Einst hauchte der Gefang'ne seiner Stimme
Den zarten süßen Ton der Liebe ein,
Und drückte in der Täuschung seines Herzens
Mit Feuer sie an seine Männerbrust;
Und Lakmi, die nicht wußte, daß er träumte,
Glaubt ihrer Liebe Glut von ihm erwidert.
Ein Schrei verräth das selige Geheimniß.
Sie blickt in dieses göttliche Gesicht,
Berauscht sich in der Schwärze seiner Augen,
Und klammert schneller, als die durst'ge Biene
An eine Blume, sich an Cedar's Lippen.
„Entflammt doch endlich," rief sie, „meine Seele
Die deine, endlich, ach! verstehst du mich?"
Doch Cedar drückte sie, wie eine Schlange,
Mit Schauer und Entsetzen von den Lippen,
Und zog mit einem Mal den Arm zurück,
Und ließ das Kind zu seinen Füßen rollen,
Und blickte mit Verachtung auf sie nieder.

Erstaunen, Schrecken und Demüthigung
Betäubte sie, und machte beide sprachlos.
So bricht ein Blitz, der plötzlich niederfährt,
Die dumpfe Stille, die dem Sturm vorausgeht.
Zuerst fand Lakmi ihre Stimme wieder,
Sie schleppte sich in Demuth zu ihm hin,
Gleich einem Hunde, der zu seinem Herrn,

Der ihn von sich gestoßen hat, zurückkriecht,
Und faßte furchtsam seine beiden Beine
In ihre Arme, und erhub die Augen,
Die thränenden, und sprach mit leiser Stimme:
„Es wirft mich deines Blicks Verachtung nieder,
Hast du für das Verbrechen, dich zu lieben,
Denn keine Gnade? Wenn es dich entheiligt,
Bin ich es selbst, die es begangen hat?
Ja, wider Willen hab' ich mich verrathen!
Mein Hauch hat deinen Götterglanz getrübt!
Der Himmel scheidet uns, ich mußt' es wissen!
Der Mensch darf auf den Knie'n nur mit dir sprechen.
Ich hätte diese Liebe, die ein Blick
Erweckt, in meiner stummen Brust ersticken,
Und ihre heiße Gluth in meinem Herzen,
Bis sie es ganz verzehrt, verhüllen sollen!
Doch hast du sie nicht selbst in meinem Busen
Zu einer hellen Flamme angefacht?
Erhobst du nicht die Stirne deiner Sklavin,
Da sie den Kopf auf deine Füße legte?
Und setztest du sie nicht auf deine Kniee?
Ermuthigtest du nicht die stumme Liebe?
Und ließest du nicht deine schönen Haare
Um ihre Stirne flattern? sprachst du nicht
Mit jenem zarten, süßen Klang des Herzens?
Berührtest du mit deiner Stirne nicht
Die Brust, in welcher noch der Funke schlief?
Und fühltest du sie nicht mit deinem Athem?
Ist's meine Schuld, wenn sich das Stroh entzündet'?
Wenn deiner Augen Blick, der einen Engel

Verzehren würde, meinen Staub verzehrt?
War es Verbrechen, du hast es begangen!
Doch ich, ich will in Demuth dafür büßen!
Bestrafe mich, mißhandle mich, ich dulde!
Ich segne deinen Fuß, der auf mich tritt!
Ich bet' dich an, selbst wenn du mich verachtest!
Ich diene ohne Lohn und ohne Hoffnung!
Ich tödte dieses Herz in meiner Brust,
Das dich entweiht, mit meiner eig'nen Reue;
Wie, ohne daß ein sterblich Ohr es hört,
Der Wurm des Baumes gold'ne Frucht durchnagt!
Und machst du mich auch noch so sehr verächtlich.
Ich setze meinen Stolz darein, dem Wesen,
Das deiner Liebe mich beraubt, zu dienen!
Ich schmücke ihre Reize deinen Augen!
Ich bin vor dir der Teppich ihrer Füße!
Ich sprech' von ihr, um dir die Zeit zu kürzen;
Du sagst, „ich liebe sie;" ich freue mich!
Ich freue mich, wo Andre sterben würden!
Verbanne mich nur nicht aus deinem Schatten;
Zertritt den Wurm nicht, welcher vor dir kriecht!!!...
Laß der Befreiung Werk mich erst vollenden,
Wie eine Eidechs diesen Thurm durchfressen,
Dem Licht dich wiedergeben und der Liebe!
Dann mögen deine Fesseln mich zerbrechen,
Wie man die Feile wegwirft, wenn man frei ist!...."

So sprach sie, ihre nackten Arme hielten
Die Beine Cedars, die die Lippen küßten;
Und ihre heißen, bittern Thränen brannten

Auf beide Sohlen der gebund'nen Füße,
Und ihre Reue dämpfte seinen Zorn.
„Entferne dich im Frieden, armes Kind!"
So sprach er und sie ging; doch nicht im Frieden,
Nicht voll der Demuth, die sie ihm geheuchelt;
Mit starkem Schritt, zurückgeworfner Stirne,
Und kochendem und wildempörtem Herzen.
Voll Eifersucht und Liebe und Verzweiflung
Sprach sie zu sich in abgebrochnen Worten:
„Nein, nein, du sollst mich lieben, Grausamer,
Ja lieben, wär's auch nur ein Augenblick!
Und wenn dein Himmelskuß mich tödten würde,
Ich muß es wissen, welche Seligkeit
Aus deiner Liebe strömt; du mußt mich lieben!
Und fall ich ... fall ich doch in deine Arme,
Dem Feu'r, daß mich verzehrt, entgehst du nicht.
Mag der Palast auf mich zusammenstürzen,
Mag sich das ganze Riesenvolk erwürgen,
Die Höll' dem Himmel ihre Gräuel zeigen,
Und Babylon sich in sich selbst begraben!
Wenn nur die Seligkeit dem Sturz vorausgeht,
Und Lakmi sich bei ihrem Tode freuend
Mit seinem Traum in seinen Armen stirbt!"

Der heilige Palast war voll Verschwörung,
Des Königs Auge wachte überall;
Auch Asrafiels Entwurf entging ihm nicht;
Er hätte fast erwartet, seine Schlauheit
Wär' etwas reifer, seine Ueberlegung
Sie würde seine Rüstungen verbergen;

Doch nein, sie lagen hier vor seinen Augen,
Er mußte unter seinen Streichen fallen,
Wenn er dem Zorn des Wüth'richs nicht zuvorkam.
Nach einem kurzen, schreckensvollen Schlafe
Zog er das Mädchen bebend auf die Kniee.
„Brüt' meines Zornes Ei in deiner Seele,
Du, die den Tod mit Blumen überbreitet!
Du, deren Stirne ihn so schön verschleiert,
Des Morgens Wolke, wo mein Donner schläft!
Begrab' in deinem Busen das Geheimniß:
Wir stehn auf einer Mine Asrafiel's.
Erstickst du nicht die Lunt' in seiner Hand,
So ist er morgen Herr des Reichs und Lakmi's.
Serendyb, Znaim sind auf seiner Seite.
Womit soll ich dich schützen, und mich rächen?
Wenn ich die Arme gegen sie erhebe,
Beschleunigt nur die Drohung meinen Tod.
Die Waffen, die ich gegen den Verräther
Vertheilen würde, würden mich ermorden.
Es gibt nur einen Ausweg, eine Rettung:
Du sollst dich zwischen Ziel und Auge stellen,
Ihn für den Augenblick durch Liebe fesseln,
Aus deinen Armen eine Falle machen,
Und wenn er sich an deinen Reizen weidet,
Durch seinen Tod die Feinde überraschen.
Ist nur erst dieser Faden abgeschnitten,
So fällt das ganze schändliche Gewebe;
Auf seine Kraft allein vertraut die Masse,
Mit ihm fällt auch die Seele der Verschwörung.
Vergebens werden dann die schlauen Götter

Mir einen zweiten Nebenbuhler suchen.
Mein Thron wird wieder neu befestigt sein
Und schwer auf ihrem frevlen Haupte lasten.
Bist du bereit auf meiner Rache Zeichen?
Hast du die Brust mit Natterngift gefüllt?
Ich hab', um meine Plane zu verhüllen,
Auf diesen Abend einen Schmaus bestellt,
Den schönsten, den der Himmel je gesehn.
Um ihre Vorsicht etwas einzuschläfern,
Will ich mit Götterweinen sie berauschen.
Und wenn sie dann vom Dunst umnebelt sind,
Und in der Trunkenheit der Sinne schwelgen,
So laß auf deiner glatten Marmorstirne
Die Schönheit und den Glanz des Himmels strahlen,
Und locke Asrafiel in deine Arme,
Und morde in zwei Seufzern mit dem Gifte,
Das deine eig'ne schöne Hand bereitet,
Wie mit des Blitzes Flamme seine Seele!
Ich werde meine Blicke auf dich richten,
Und bei dem Schrei des Feinds wird sich der Blitz,
Der jetzt in meinem Busen schläft, entzünden;
Die Mitverschwornen, die einander fürchten,
Sie werden sich im Schlamm des Rausches wälzen,
Und überwunden ihren Gott erkennen!
Nun lasse mich! du hast mich doch verstanden?
Geh, geh! schon zuckt der Blitz in dem Gewölke."

Gleich einem Aal, der uns'rer Hand entschlüpft,
Entwand sich Lakmi schlau dem Höllenplane;
Sie stellte sich, als ginge sie ihn ein,

Und legte still zwei Finger auf die Lippen;
Und wie ein Hammer schlug's in ihrer Brust;
Das fürchterliche Bild des Götterkampfes
Erfüllte sie mit heimlich stiller Lust.
Sie flog hinaus, doch nicht um ihre Reize
Zu einer Falle für die Nacht zu schmücken,
Wie eine Lais, welche ihren Waffen
Vertraut, der Schönheit Pfeil durch Kunst zu schärfen.
Sie ging zerstreut und sorglos ihrer Wege,
Um heimlich Asrafielen aufzusuchen:
„Der Götter Schönster und der Herzen König,"
Sprach sie zu ihm, „ich künde dir die Stunde
Des Thrones oder deines Todes an!
Du solltest ihn noch diese Nacht, schwor Nemphed,
An meiner Brust, in meinen Armen finden;
Der schwache Greis wagt dich nicht anzugreifen,
Durch eines Kindes Hand will er dich morden;
Doch er soll selbst in seinem Garn sich fangen,
Das Schwert, das er ergreift, soll dich beschützen;
Von deiner Schönheit insgeheim gefesselt,
Bet' ich dich an, und biete dir mein Leben,
Um deine Tage länger zu erhalten;
Ach diese Tage sind, wenn du ihm nicht
Zuvorkommst, eine einz'ge Sonne noch;
So rette dich und nimm die Frevelthat,
Auf die er sinnt, auf deine eig'ne Seele!
Triff ihn, so lang er schläft, so lang er träumt!
Ich biete mich zum Lenker deiner Schritte:
Sei du mein Leben, und ich sei dein Tod!

. . . . . . . . . . .

Bereite deine Mitverschwor'nen vor,
Sie sollen sich, indeß die Herzen wachen,
In dem Genuß der Sinnlichkeit berauschen.
Im Augenblick, wo der Tyrann der Götter
Mir winken wird, um deinen Tod zu fordern,
Sterb' er vom Gifte, das für dich bereitet,
Des Todes Blässe sei dein Diadem.
Zu deinen Füßen falle seine Leiche!
Es kostet nichts, als Stille, Liebe, Muth,
Und du verdankst die Krone einem Kinde! ...."

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Stumm hörte Asrafiel die Schlange an,
Sie floh noch ehe er ein Wort erwidert!
„Elender Wurm, gemeine gift'ge Natter,
Sprach er zu sich, da sie verschwunden war,
Verräth'rin in den Händen des Verräthers!
Vergifteter und doppelschneid'ger Dolch!
Hund, welcher seinen eignen Herrn zerreißt!
Ja, ja du sollst mir alle Gifte kochen,
Die deinen Hauch, die deinen Blick verpesten!
Du sollst für mich zu meinen Füßen kriechen!
Du sollst mich vor des Thrones Stufen führen!
Doch glaube nicht, auf mir ihn zu besteigen!
Er ist für dich nur, Göttin meines Herzens!
Von Allem, was mir dieser Tag erobert,
Soll eine Frau das Theuerste mir sein!
Ihr Arm sei mir der Thron, und du der Schemel!
Ja unter meine Füße, Skorpion,
Will ich dich treten, und wie eine Wespe

Auf ihrem eignen Stachel, will ich dich
Auf deinen Frevelthaten niederschmettern,
Indeß ich selbst mich auf den Thron erhebe!“

Doch ohne seiner weiter zu gedenken,
War Lakmi längst schon im Palast verschwunden.

Sie war ins thränenvolle Heiligthum,
Wo Daidha seufzte, heimlich eingeschlichen,
Und sah die Unglücksel'ge vor sich stehn,
Betrachtete sie mit dem Schwesterblick,
Der sich ein Tröster in das Herz hinabsenkt,
Und ließ das Mitleid ihre Lippen falten,
Und schien die Hälfte ihres Grams zu fordern.

Ach! von dem Heißgeliebten längst getrennt,
Wenn gleich als eine Göittn angebetet,
War Daidha nicht mehr jene hohe Schönheit,
Die sich in ihre schwarzen Haare hüllte.
Die Glieder schmachteten in prächt'gen Fesseln,
In seidenen und goldenen Geweben,
Die in wollüst'gen Falten sie umwogten
Und ihre ölgetränkten Füße küßten.
Es strömten in den reinsten Silberstreifen
Von ihrem Kopfe Perlen, Steine nieder,
Und schienen ihres Grames nur zu spotten;
Sie glich der Iris, welche von dem Golde
Der Sonne bleicht, wenn sie die Flut getrunken.
Der wache Gram verzehrte ihre Glieder,
Und furchte sich in ihren welken Zügen;

Zwei Falten auf den eingefall'nen Wangen
Verriethen ihren Thränen trockenes Bette,
Wie das verwelkte, eingetret'ne Gras
Die Stelle zeigt, wo einst die Quelle strömte.
Ihr starer, kalter Blick fiel aufs Gesicht,
Gleich einem Auge, das die ganze Welt
Nur durch ein trübes Nebelbild betrachtet,
Die Lippen, welche bebend sich bewegten,
Sie schienen Worte ohne Laut zu murmeln,
Da sie den Schatten Lakmi's kommen sah,
So schien sie ihn nach der Gestalt zu fragen,
Der unbekannten, der er angehört;
Das Mädchen ließ sie lang im Zweifel schweben
Und lauschte der Bewegung ihres Herzens.

Doch endlich sagte sie mit sanfter Stimme,
Die Bitterkeit in süße Töne hüllend,
„O armes Weib! beklagenswerthe Mutter! . . .“
Die Trauernde, die ihren Spott nicht ahnt,
Fühlt sich in ihrem Innersten bewegt,
Und streckt die Arme sehnend ihr entgegen:
Und ruft: „Ach! du bedauerst, du beweinest mich!
So hast du eine Seele, einen Mund,
Und eine Stimme, und ein Herz im Busen?
So bist du nicht von Eisen, wie die Andern?
So quälst du mich nicht mit dem bangen Schweigen?
Nein! so viel Schönheit, Unschuld, kindlich Wesen,
Verräth ein andres Blut, ein andres Herz,
Als diese wüsten Ungeheuer haben!
Was machen sie? wo sind sie? sprich von ihnen!

Die süßen Lämmer? — Cedar? er und sie?
An welchen Brüsten trinken sie das Leben? . . .
Ruft er mich nicht? sehnt er sich nicht nach mir?
Wie schön sie sind! sprich mir, geliebtes Wesen,
Sprich mir von ihnen und von ihm zugleich! . . ."
Des Herzens Glut erstickte ihre Stimme;
Sie preßte ihre Hand an ihren Mund.

Und Lakmi biß sich in die bleichen Lippen:
„Ja, armes Weib ich habe sie gesehen,
Ach, matt und dürstend! Cedar'n auch, den Sklaven!"—
„Wie? Sklaven," rief das jammervolle Weib,
„Der Welt und meiner Seele Gott ein Sklave?
Er, welchen nur der Liebe Arm gefesselt!
Er, den der Blick der Sterblichen befleckte!
Er, dem die Sterne seine Strahlen neiden,
Vor den der Sonne goldner Glanz erblaßt!
Er, dessen Blick die Götter niederschmettert! . . .
Was! du hast sie gesehn! mit diesen Augen
Berührt! die zarten Schwäne, denen noch
Die Federn fehlten? . . . die ich hier erwärmt,
Erwärmt an meiner Liebe, meiner Brust?
Sie froren, sagst du? und sie dürsteten?
Sie hatten keine Milch? ach! keine Mutter?
. . . . . . . . . . . .
Ihr Weiber also, ihr habt keinen Schoos?
Kein Blut und keine Milch in eurem Busen?
Mein Blut, es sollte durch die Mauern strömen,
Könnt' ich nur diese süßen Früchte tränken!
O nimm mein Blut, mein Blut, um sie zu nähren!

. . . . . . . . . . . . .
Und diese beiden Engel laßt ihr sterben?"

Die Stimme der Natur traf Lakmi's Herz:
Sie sprach: „Beruh'ge dich, verlaßne Mutter!
Sie sterben nicht, denn täglich, wenn sie schreien,
Kommt eine Mutter heimlich, sie zu tränken,
Und sie vom Boden aufzuheben und . . ."
— „Vom Boden?" schrie die Mutter, und sprang auf,
„Vom Boden? ach! vom harten, kalten Boden?
O sprich! erzähle! ich muß Alles wissen!
Vom Boden sagst du? auf der nackten Erde
Läßt man die zarten weichen Glieder liegen?
Was! nicht einmal den Teppich dieser Zimmer?
Was! diese schwachen, feinen Körperchen,
Die sich in diesen Mutterarmen wiegten,
Nackt liegen sie auf Steinen oder Sand,
Gleich Sperlingen, die von dem Baume fielen!
Kein Flaum erwärmt die zarten kalten Glieder?"
— „Ach nein," sprach Lakmi. — „O ihr Ungeheuer!
Ihr Schändlichen, die ihr die Engel mordet!
So will ich sie mit diesen Haaren wärmen!
Versag' mir nicht den letzten meiner Wünsche!
Mach' ihnen, Kind, ein Bett aus meinen Locken!
Und breite diesen langen, weichen Flaum
Zu einem Teppich unter ihrem Körper,
Und schlage ihn um ihre weißen Glieder;
Wie oft hab' ich sie selbst damit umwickelt!
Wie oft sie, von dem Wellengarn umflochten,
Auf meinen Mutterarmen eingeschläfert!

Mit welcher Lust sah ich auf ihre Finger,
Wenn sie mit diesen schwarzen Schleifen spielten!
O möchten sie der Liebe Hauch erkennen!
Und sich darin an meinem Busen träumen!"

So sprach sie, und die schönen schwarzen Haare
Sie fielen unter ihrer Scheere nieder,
Und wogten gleich den Platten eines Kleides
In weichen Bogenlinien auf einander;
Da sie an ihre beiden Kniee reichten,
Warf sie sie alle Lakmi'n in die Arme:
„Nimm," sagte sie, „o nimm, und eile, eile,
O bringe sie den Kleinen, weil sie warm sind,
Noch warm, wie sie von meiner Stirne kommen!
Laß deine Hand an meinen Mund mich pressen,
Und komm zurück und bring mir ihre Küsse!"
Und Lakmi nahm das seidene Geflechte,
Und drückte ihre Freude in die Brust,
Und flog von dannen und verbarg den Schatz.

Kaum hatte sie den schönen Schmuck versteckt,
So eilt' sie heimlich in den Kerker Cedar's;
Sie schmiegte, wie die falsche Schmeichelkatze
Sich kriechend an die Füße des Gefangnen.
„Mann, dem mein Herz wie eine Lampe wacht!
Du, Schönster von den Träumen Lakmi's, Cedar!
Du, welchen ich als meinen Gott verehre!
Erhebe endlich die gesenkte Stirne!
O segne endlich meine Zärtlichkeit!
Die Tage deiner Knechtschaft sind vorüber.

Schon Morgen wird mit Daidha vereinigt,
Die ich dir wieder gebe, diese Sonne
Dich nach den freien Bergen, nach den Quellen,
Nach deinen grünen Wäldern fliegen sehen!
Hör' und behalte, aber frage nicht;
Die Stunde eilt und leiht dem Schicksal Flügel!

„In dieser Nacht wird Großes sich ereignen.
Der Tod des Königs wird das Spiel eröffnen,
Auf einmal alle Uebrigen bewaffnen,
Und ihr vergiftet Blut im Strom vergießen,
Und Flammen werden diese Mauern küssen,
Und alle Götter diese Kämpfe theilen
Und auf die Zinnen ihrer Thürme eilen,
Die Wachen selbst von diesen Posten treiben,
Und sie dem wilden Strom entgegenwälzen;
Und eine Pforte wird in diesen Felsen
Für deine schnelle Flucht geöffnet bleiben;
Und eine Sklavin, wird mit leisem Schritt
Auf meinen Wink, dich aus dem Kerker leiten
Und wenn dein Fuß das freie Feld betritt,
Dir die ersehnte Seligkeit bereiten,
Im nah gelegenen Cypressenwald
Die Gattin dir in deine Arme tragen;
Du wirst dann ohne allen Aufenthalt,
Und ohne ihr ein einz'ges Wort zu sagen
Und ohne ihre Stirne nur zu küssen,
Als trügst du Flügel an den leichten Füßen
Längs diesem Stromesufer mit ihr fliehen,
So schnell, wie eine Gemse, die der Jäger

Verfolgt, und raste keinen Augenblick,
So lang du Kraft noch hast, die Last zu tragen.
Erst eine Stunde vor der Morgenröthe
Am Fuße eines wilden Maulbeerbaums,
Wo sich der Fluß um eine Ecke biegt;
Sollst du die Bürde auf den Rasen legen,
Und ohn' ein Wort zu sprechen, mich erwarten,
Von diesem Schweigen hängt die Rettung ab;
Bevor der Tag dem Schoos der Nacht entsteigt,
Werd' ich mit deinen beiden Kleinen kommen
Und deine hohe Seligkeit vollenden.
Dann flieh'n wir Alle, Alle mit einander;
Ach, wenn du willst, daß Lakmi ferner lebe,
Versag' ihr nicht die Wonne, dir zu folgen!
Nun lebewohl! Es drängt sich Stund auf Stunde;
Die Zeit ist ein Tyrann, wir müssen scheiden.
Am Maulbeerbaume sehen wir uns wieder!"
Sie sprach's und warf ihm eine Feile zu,
Und winkte ihm, und er verstand: Auf Morgen!

# Vierzehntes Gesicht.

Die frevelvolle, fackelrothe Nacht
Sah mit Entsetzen auf die wilde Lust.
Die Sterne schauderten am Firmament,
Und fragten sich, warum der Gott der Liebe
In seinem unergründlichen Geheimniß
Bei diesen scheußlichen Verbrechen schweige;
Die Engel sangen: Stille! er ist ewig!

Die Wasserfluten sprangen in Kaskaden;
Die Flammen schlängelten sich im Gewölbe;
Aus hundert ehrnen Mörsern donnerten
Gestirne von den Thürmen in die Lüfte,
Und bildeten mit ihren Strahlenbogen
Ein zweites, glänzenderes Firmament,
In welchem goldne, silberweiße, blaue
Und rosenrothe Feuersonnen flogen.
Hier fiel ein dichter Flammenregen nieder
Gleich einem majestät'schen Regenbogen;
Dort brannten ganze Städte in den Lüften,
Gleich Feuermauern, die im Meere spiegeln,
Und fürchterliche Donnerschläge schienen
Den Himmel selbst in Trümmer zu zerschmettern,

Und wild durchrauschte die Musik den Sturm
Und übertäubte vollends alle Sinne:
Ein ungeheures Chaos, wo die Seele
Nichts Einzelnes mehr unterscheiden konnte,
Wo mit einander Sklaven und Gebieter
Im wilden Strome fortgerissen wurden.
Das ganze Volk sah dem Getümmel zu,
Und krönte alle Zinnen mit den Köpfen,
Und alle Stirnen trugen ein Gepräge:
Die Wände, Mauern, Säulen, Alles lebte:
Wenn man die unzählbare Menge sah,
So zweifelte man, ob denn auch die Luft
Für alle diese Nasen reichen würde!
Die schönsten Frühlingsblüten aus dem Volke
Erschienen bei dem schändlichen Gelage,
Und bildeten den Weihrauch der Altäre,
Und brachten ihre Erstlinge zum Opfer,
Und tauschten, wie das Vieh, die Wollust aus.
Und Wein und Blut und Liebe und Geschrei
Vergifteten die Seele um die Wette.
Die Dünste, die dem Sündenpfuhl entstiegen,
Sie konnten Engel in der Luft ersticken.

Indeß die Götter sich im Laster wälzten,
So blieben beide Nebenbuhler nüchtern,
Sich vor dem unsichtbaren Tod zu hüten,
Berührten sie den Rand nur ihres Bechers.
Und warfen Seitenblicke auf einander.
Als Nempheb endlich glaubte, daß sein Feind
Nun doch so ziemlich angetrunken sei,

So stellte er sich schlafend und gab Lakmi'n
Das Zeichen, das er ihr bedeutet hatte.
Sie trat zu ihm, wie Jemand, der die Worte,
Die er gehört, nicht recht verstanden hat,
Und warf mit Lachen sich an seinen Hals,
Und schien gleich einem Kind, das küssen will,
Sich zwischen Mund und Auge eine Stelle
Zu suchen, wo die Lippen ruhen könnten,
Und stach mit einer Nadel, welche sie
Im Mund verborgen hatte, den Tyrannen,
Eh er es ahnte, in den linken Schlaf.
Die Axt ist minder tödtlich und der Blitz
Ist minder schnell, als dieses Stiches Wirkung;
Er fällt vom Thron auf seine Stirne nieder.
Und alsbald zieht Asrafiel das Schwert,
Im Augenblick ist Alles durcheinander.
Thron, Tafeln und Altäre sind in Trümmern,
Die Wände wiederhallen vom Geschrei.
Gleich Tigern würgen sich die wilden Götter,
Die Sklaven werfen sich in das Getümmel;
Und in dem Schrecken dieser langen Nacht
Ist Flucht, Geschrei und Tod und Sieg die Losung.

In der Verwirrung dieses wilden Kampfes
War Lakmi wie ein Todesblitz verschwunden,
Sie ließ sie um den Thron und Tod sich balgen,
Und eilte schnellen Schritts in ihre Wohnung:
Und eine eingeweihte, treue Sklavin
Reicht ihr den Haarschmuck der betrognen Mutter;
Die Hand kann ihn vor Zittern fast nicht halten.

Sie glättet seine Flechten mit den Fingern
Und knüpft ihn auf dem Scheitel ihr zusammen,
Und schmückt sie mit der reichen, schönen Beute.
Und Lakmi sieht entzückt in den Krystall
Der die erborgte Schönheit wiederstrahlt,
Und wascht sich mit den feinsten Wohlgerüchen
Und schleicht mit ihrer Sklavin sich von dannen....

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Indessen zählet Cedar seine Pulse.
Er hat schon längst die Ketten durchgefeilt,
Sein heißes Blut rollt frei in seinen Adern;
Er hört den Lärmen über seinem Haupte,
Er sieht die Wachen zittern und entfliehn;
Allein noch in der Tiefe lauscht er ängstlich,
Ob sich noch keine Schritte hören lassen;
Und endlich hört er's nahn wie Weibertritt.
Es kommt, er tritt hervor, es geht, er folgt.
Mit leisen Schritten schleichen sie sich fort;
Bald hat er seine Mauern hinter sich.
Die Sklavin geht, er ist allein, ist frei!

Die Nacht hat längst ihr Leichentuch entfaltet.
Es scheint als wüßte sie um diese Flucht,
So undurchdringlich ist die Finsterniß.

Kaum sieht er der Cypressen dichte Gipfel;
Er tappt nach einem Baum, den er berührt;
Ein Finger liegt auf seinem Mund, ein Herz
An seinem Herz, er fühlt die Haare Daidha's
Mit ihren Fluten seine Wangen kühlen.
Er nimmt sie stumm auf seine starken Arme,
Und trägt sie fort; sie ist so leicht, wie Schatten.
Er lenkt den Schritt nach dem Geräusch der Wellen,
Er gönnt dem Feuerathem keine Ruhe.
Vergebens fühlt er ihren zarten Hauch,
Und ihres Herzens Schlag an seiner Brust,
Vergebens ihre weichen, ruuden Arme,
Die seinen Hals umschlingen, und vergebens
Die zarte, warme Stirne an der Schulter;
Vergebens scheinet diese süße Bürde
Sich zitternd der Umarmung hinzugeben;
Er bückt sich nicht, um ihren Mund zu küssen.
Aus Liebe bändigt er den Sturm der Liebe,
Wie die beklemmte Brust den Athem hält,
Um nachher um so freier ihn zu schöpfen.
Nichts ist im Stand, den raschen Schritt zu hemmen;
Ein jedes schwanke Rohr scheint ihm ein Riese,
Und jeder Wellenschlag ein Ruf des Feindes.
Er mißt in einer halben Nacht ein Reich,
Und rastet nicht, bis er den Maulbeerbaum
An der genannten Einbiegung erreicht.
Hier legt er zitternd seine theure Last
Am Ufer auf den Rasenteppich nieder,
Und schöpft nun endlich wieder freien Athem,
Und setzt sich selbst und zieht sie an sein Herz.

Warum ist, ach! die Finsterniß so schwarz?
Sie gönnt ihm nicht einmal den süßen Anblick
Der schönen Augen, der geliebten Züge,
In die der Gram der Wittwe sich gegraben!
Die Brust wird ihm zu eng, das Herz will brechen;
Und Thränen mischen sich mit seinen Küssen.
Er preßt den Körper, der vor Wahnsinn bebt,
Mit stummer Glut in seine Gattenarme.
Er nennt den theuren Namen tausendmal,
Nur Seufzer, keine Worte geben Antwort;
Die Ewigkeit wär' kurz für seine Liebe!....
Von Glut und Wonne bebend, stahl ihm Lakmi,
— Sie war es selbst — der Liebe Hochgenuß;
Sie brannte von dem Feuer, das die Gattin
In ihm entzündet, und berauschte sich,
Die Siegerin, in Seligkeit und Schrecken.
Und um den Argwohn nicht in ihm zu wecken,
Verschloß sie seinen Mund mit ihren Küssen.
Sie fürchtete, ein Wort, ein Seufzer möchte
Das Glück der Nacht, das ihr noch blieb, vernichten;
Und weil sie wußte, daß der blasse Schrecken
Auf diese Glutumarmung folgen würde,
So wollte sie den Kelch, den sie dem Irrthum
Verdankt', bis auf den letzten Tropfen leeren.
Indem sie so in seinen Armen lag,
Erschrack sie vor dem Glanze eines Sterns.
So hängt sich auf der Wiese eine Schlange
An eines Mutterschafes volle Zitzen,
Und saugt die Milch der weißen Mutter aus,
Indeß der Durst das zarte Lamm verzehrt;

Doch endlich neigte Cedar seine Stirne,
Und Lakmi schlief an seinem Herzen ein.
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
Da er erwachte, schlief das Mädchen noch.
Er senkte bei dem ersten Strahl des Tages,
Bevor er nach dem Licht des Himmels sah,
Die Blicke auf die Sonne seiner Liebe,
Und lüftete, um ihr Gesicht zu sehen,
Den dichten Schleier ihrer Haare, welche
Dem Flaum der Flügel eines Engels glichen,
„Erwache," sprach er, Sonne meiner Augen!"
Da war es, als ob ihn der Blitz des Himmels
Getroffen; seine Marmorstirn erblaßt
Und seine Haare stehen ihm zu Berge;
Und seine wilden Augen sprühen Funken;
Er stößt sie mit dem Ellenbogen von sich
Und springt vom Boden mit Entsetzen auf.

Sie ist erwacht und rollt zu seinen Füßen,
Umsonst umfaßt sie flehend seine Knie';
Er schüttelt sie, wie ein gebiss'ner Hirte,
Die Schlange schüttelt, die sein Bein umschlungen;
„Verfluchtes Werkzeug des Betrugs und Lasters!"
Schrie er, „stirb, Natter an dem eig'nen Biß!"

Und setzt sein Knie auf ihre Leichenstirne
Und reißt das schöne Haar von ihrem Kopf,
„Der Keuschheit Schleier," sprach er, „zücht'ge Wogen!
Die schmutz'gen Glieder konntet ihr umwallen?"
Er stieß das Kind an eines Abgrunds Rand,
„Besudle nun die Hölle, die dich zeugte!"
In einer Tiefe wohl von fünfzig Ellen
Sah man den wilden Strom die Fluten wälzen.
Nur einen Schritt noch und das Mädchen stürzte:
In diesem Augenblick greift sie nach Cedar'n
Und schlägt die Nägel tief in seine Haut:
„Ja, wasche meine Schmach in meinem Tode;
Befleckter Engel, mord' mich ohne Gnade!
Zerschmettre die Verbrech'rin ohne Reue!
Ich wußt', um welchen Preis die Eifersucht
Und Liebe diesen Traum erkaufen mußte.
Ich hab' den schrecklichen Vertrag geschlossen,
Und ich bereu' es nicht, denn dieser Traum
Der Gattenliebe war den Tod wohl werth!
Mein Leben war ein Sturm, er mußte schweigen;
Ich brach die Frucht und machte sie zum Blitze.
Er treffe mich! ich rufe ihn! Leb' wohl!
Ich kostete die Wonne eines Gottes!"
Sie sprach's und ließ die Beine Cedar's los,
Und stürzte nieder in die dunkle Flut.
Die Wogen wälzten den beschmutzten Körper,
Wie Unrath, der vom Ufer sich gelöst.

Und Cedar wandte seine Blicke weg,
Und flog, die Haare in den Lüften schwingend,

Wie ein Wahnsinn'ger seinen Weg zurück.
Die Schilfrohr' beugten sich vor seinem Hauch,
Und dumpfes Brausen tönt' aus seiner Brust,
Und seine Schritte dröhnten auf dem Boden,
Wie Schritte eines ehernen Kolosses.
Die wilden Löwen flohen vor ihm her,
Der Adler flog erschrocken von dem Felsen.
Die Brust durchschnitt die Luft, ohn' es zu fühlen;
Man hörte seines Herzens wildes Pochen;
Er murmelte mit seinen Zähnen knirschend
Gebroch'ne Töne und gespalt'ne Worte,
Und seine Muskeln glichen Eichenwurzeln,
Sein Blick war Blitz und seine Faust war Mord.
In großen Tropfen rann der Schweiß von ihm
Und dampfte unter seinen schnellen Füßen.
So flog er, gleich der Kugel aus dem Rohre,
Rastlos und unaufhaltsam nach dem Ziele.
Er hatte keinen einzigen Gedanken,
Als Rache, die in seinem Auge strahlte.

Schon legte sich der Abend auf die Erde,
Als ihn das Volk von seinen Dächern aus
Von ferne auf dem Felde kommen sah.
„Was für ein Riese fliegt des Wegs daher?
Welch eine Fahne schwingt er in der Hand?
Sie leuchtet wie der Strahl der Morgenröthe;
Sein Athem brüllt, sein Schritt versengt den Boden!
Sein Schatten gleitet schneller, als ein Vogel;
Die Eiche bebt in seiner Hand, wie Schilfrohr!
Er überragt die Pforten unsrer Thürme:

Ist es der Wind, der Blitz, der Sturm, der Donner?
Herbei!... hier ist er!... Zittert!... naht euch nicht!"..
Die Menge strömt dem Kommenden entgegen;
Sie öffnet sich vor ihm und läßt ihm Raum,
Und schließt sich wieder hinter seinen Schritten.
Er lief und lief und lief gleich einem Strom,
Der Flüsse während seines Laufes mitnimmt,
Und schwang das schöne Haar in seiner Hand,
Das wie die Oriflamme flatterte;
Es war, als ob er Lakmi's Frevel schwärze,
Das Volk mit Feuer aus dem Schlaf zu wecken!
Und dieses Volk, das nach dem Winde fliegt,
Es folgt ihm ohne Athem, ohne Worte.

Da er die Menge, die sein Riesenkörper
Weit überragt', um ihn versammelt sah,
So stund er still und drehte seinen Kopf,
Gleichwie der Mast sich nach dem Sturme dreht;
Und rief mit einer Stimme, die den Strom
In seinem wilden Laufe hemmen konnte:
„Ist Einer unter euch, der einen Funken
Von Adonai's Feuer in sich fühlt?
Ist Einer unter euch, der seinen Gott
In seines Herzens tiefem Grund verehrt?
Den Gott der Unterdrückten, den Allmächt'gen,
Ihn, dessen Name Schwert und Flamme ist!
Ja, ist ein solcher hier, der trete vor!
Ich bin von jenem Gott zu euch gesandt,
Er rettet euch und stürzet die Tyrannen!..."

Bei diesen Worten stieg ein wild Geschrei
Von tausend Stimmen zu dem Himmel auf;
Es flatterten auf einmal tausend Blätter
des heil'gen Buchs; es warfen tausend Arme
Die Sklavenjoche und die Fesseln ab.
Des Volkes Söhne drangen durch die Menge,
Und sammelten sich um den kühnen Führer.
Die Feigen selber riß das Beispiel hin,
Sie schüttelten die Ketten, die sie trugen,
Man hörte weit und breit das Eisen klirren,
Das durch die Feile und den Hammer fiel.
Und Millionen Arme sind gehoben,
Und Freiheit schalt's aus Millionen Kehlen,
Der Geist des Herrn, der in dem Sturme haust,
Wogt über diesem wilden Meer von Köpfen.

Der Führer, dessen Zorn in ihren Augen
Geleuchtet, fühlt den Geist des ganzen Volkes
In seiner Brust, und ruft mit Donnerstimme:
„Gemeines Volk, denn wer kennt euren Namen?
Erhebet euer Haupt und werdet Menschen!
Kehrt eure Arme gegen die Tyrannen!
Erwürget sie in ihrer eignen Frechheit!
Rächt ihre Frevel, eure Unterdrückung,
Und pflanzt die Fahne der Empörung auf,
Wie ich dieß Haar mit meinem Arme schwinge!
Es ist die Fahne, die sie selbst erhöht,
Der Zeuge ihrer letzten Frevelthat!
O möchten so viel Leichen vor euch sinken,
Als Haare hier in dieser Fahne blinken!

Sie haben sie der zarten Scham beraubt,
Wie auch der angebornen Menschenrechte!
Wie ich der Stirne, der man sie genommen,
Ein Rächer, dieß Geflechte wiederbringe,
So holt auch ihr die heil'gen Rechte wieder!
Sie beugten eure Knie', um groß zu scheinen,
Sie warfen zwischen euch und euren Himmel
Den Schatten ihrer angenomm'nen Größe!
Sie tilgten eurer Väter frommen Glauben
Aus eurer Brust, um selbst darin zu herrschen!
Doch ruft mit mir den Namen Gottes an,
Des einzig wahren, des lebend'gen Gottes,
So werdet ihr gleich einem wilden Sturmwind
Die falschen Götter auseinanderstäuben!...
Ihr Reich ist eine Gotteslästerung!
Ihr rächet Gott, wenn ihr sie niederschmettert!
Wer seine Rechte wegwirft, der entehrt sie;
Wer sie erobert, Freunde, betet an!
Dieß ist der Gottesdienst des Unterdrückten!
Die Tyrannei ist auch des Sklaven Sünde!
Sich beugen, heißt das Joch fast selber schmieden,
Wer kriecht, der muntert die Tyrannen auf.
Wascht diese Sünde nun in Blut und Feuer,
Reißt diese Kerker eures Geistes nieder!
Und kehrt dadurch zu eurem Himmel wieder!
Gott, Freiheit, Glaube winkt auf jenen Zinnen!
Und ihre Frevel sind mit eurer Rache;
Die Stunde, die Gelegenheit ist günstig.
Sie haben ihren finstern Groll entfesselt,
Sie haben euer Werk schon halb gethan.

Sie würgen sich bereits in ihren Tempeln;
Sie ahnen nicht, daß ihr Verhängniß naht!
Laßt uns in dem Tyrannenblute waten!
Auf!“ — Millionen Stimmen schrieen: „Auf!“

Der Hauch des Windes kräuselt das Gewässer,
Und zieht im Anfang leichte, breite Furchen,
Die leise murmelnd ans Gestade treiben;
Doch er wird stärker und die Furchen tiefer,
Und eine drängt die andr'e vor sich her;
Sie wird zur Welle und die Well' zur Woge,
Und Fluten thürmen sich auf Fluten auf,
Und Wasserberge rauschen in die Höhe,
Und brechen brüllend sich am steilen Ufer,
Und spritzen aus dem Meere, das die Felsen
Kaum leise küssend zu bespülen wagte,
Den weißen Schaum in ungeheuren Bogen.
So wurde dieses Volk durch eine Stimme
Aus seinem tiefen, stillen Schlaf geweckt,
Und brüllt nun seine Rache in die Lüfte,
Und stürmt nun an den Mauern wild hinan.

---

## Fünfzehntes Gesicht.

Indessen war der Riese Asrafiel
Durch die Ermordung seines Nebenbuhlers,
Indem er allen Uebrigen zuvorkam,
Auf einer Leiche auf den Thron gestiegen.
Der Preis der Krone war für ihn die Wollust.
Und um den Sinnenkitzel zu vollenden,
So schritt man aus des Todes schwarzer Tiefe
Unmittelbar zur Schwelgerei des Lebens,
Und Trunkenheit und Schändung war die Losung.
Auf dem befleckten Vorhof des Palastes
Floß Weihrauch und des Blutes Dampf zusammen;
Und rauschende Musik und wilde Lieder
Mußten des Todes Röcheln übertäuben;
Und tausend Weiber bildeten Gewinde,
In denen sich die Wollust überbot,
Und tanzten bei dem blut'gen Schein der Fackeln,
Der Tod und Leben in einander strömte;
Der Mensch erstickte die Vernunft im Fleisch
Und schien im Vorgefühl der Todesstunde
Das Leben noch mit allen seinen Sinnen
Bis auf den letzten Tropfen zu erschöpfen.
Gereizt durch diese schändlichen Gemälde

Gelüstete den neuen Götterkönig
Nach einer schärfern Würze seiner Wollust,
Die Augen Daidha's brannten ihn im Busen;
Die Herrschaft ohne dieses Weib war Stroh,
Und alle seine Frevelthaten fruchtlos,
Wenn sie ihm sie nicht in die Arme legten!
Er wollte diesen Preis für sich behalten;
Er wollte sie, ein Liebender für sie,
Ein Gott für alle Andern, feierlich
Vor seinem Hofe auf den Thron erheben.
Der Plan war reif, die Stunde war gekommen.
Aus ihrer Wohnung, aus der Nacht geholt
Stand Daidha in dem Glanz des Göttertempels,
Nackt vor den Augen dieser ganzen Menge.

Sie war vom Fackelschimmer ganz geblendet
Und senkte ihre Augenwimper nieder,
Doch ach, sie konnten sie nicht überschatten;
Denn ihre Haare fehlten zur Bedeckung.
Nur der gesenkte Kopf, die hohe Röthe
Bekleideten den schönen Leib mit Scham;
Die Schläge ihres Herzens blieben aus;
Die Scheu goß Schauer über ihre Haut;
Die nackten Schultern zogen sich zusammen,
Als sollten sie gleich Flügeln sie verschleiern;
So drückt der Vogel, welchem seine Schwingen
Verkürzt, vergebens ihre Wurzeln an.
Mit einer Hand bedeckte sie den Busen,
Wie gold'ne Aepfel, die man rauben will;
Den andern Arm schließt sie an ihre Seite,

Um die geheimen Reize zu beschatten.
Ihr Beben, ihre Furcht und ihre Unschuld,
Die unter tausend nackten Sklavinnen
An diesem Orte kaum begreiflich waren,
Verschleierten sie wenigstens mit Achtung;
Die Unzucht selber wandte ihren Blick,
So blendend strahlte dieser Herzensschmuck
Von ihrem Leib auf der Bewund'rer Augen.

Groß ist die Macht der Tugend und der Schönheit.
Ein feierliches Schweigen herrscht im Saale,
Es geht allmählig in Gemurmel über,
Dem Hauche gleich, der durch die Wälder rauscht;
Indessen öffnet Daidha die Augen
Und sieht mit Schaudern jene Wollustbilder
Und senkt entsetzt die Blicke nieder,
Und flüchtet von der fürchterlichen Stille
Erschreckt, aus diesem Meere des Verbrechens
In ihres schönen Herzens heil'ge Tiefe,
In welcher Unschuld nur und Liebe wohnen.

Beim Anblick dieser schönen Formen fühlte
Der König glüh'nde Lava in den Adern;
Sein Blick verschlang die übermächt'gen Reize,
Die durch der Haare Mangel nur gewannen:
Wenn man der Palme ihren Gipfel nimmt,
Tritt ihr gerader Wuchs erst recht hervor;
Die nackte Haut, worauf der Schauer rieselt,
Sie glich der zarten purpurnen Granate,
Die ihre erste Rinde schon zerrissen,

Und nun ein Fleisch durch ihre Lücken zeigt,
Das sich der Zahn fast zu berühren scheut!

„Komm," sprach der König, „komm, du schöne Perle
Der Morgenröthe, die die Flut mir brachte,
Komm, leuchte hier, wo so viel Größe leuchtet!
Auf meiner Stirne! und du sollst den hellsten,
Den reinsten Glanz an diesem Himmel strahlen!
Gestirn der Nacht, das in der Wälder Schatten,
Das hinter dem Gewölke nur geleuchtet,
Komm und verdunkle das Gestirn des Morgens!
In deinen Augen glänzt der Liebe Glück!
Auf deinen Nardenlippen wohnt der Himmel!
Dich zu erobern, stieg ich auf den Thron!
Komm, kröne nun mein Herz mit deiner Schönheit,
Bezahle meine Größe durch mein Glück!"

Er sprach's und streckte seine grobe Hand
So zart als möglich nach der Armen aus,
Und wollte sie an seinen Busen drücken;
Doch Daidha sprang mit einem Schrei zurück.
Er lächelte mit einem Satyrblick:
„Was fliehst du, scheue Hindin, meine Arme?
Komm, schönes Kind, du brauchst dich nicht zu zieren!
Sieh doch! noch trägt dein leichter Fuß die Bande;
Wozu denn nützt dir also Zorn und Flucht?
Man brächte dich nur um so schneller wieder. -
Doch warum fliehst du? weißt du also nicht,
Daß sich ein Gott vor deinen Reizen beugt?
Daß er sein Herz der niedern Sklavin schenken,

Und sie zur Gattin selbst erklären will?
Ich stelle über Alle, die ich liebte,
Dich höher, als ein Weib je träumen konnte!
Ich lege alle Frauen dir zu Füßen!
Komm, Närrin, an den Busen Asrafiel's,
Und koste hier das höchste Glück des Himmels!"...
Er streckte seine Arme nach der Sklavin,
Als wollte er die Liebende umfangen,
Doch sie erwiderte mit fester Stimme,
Aus welcher Würde und Verachtung sprach:
„Nur Gott ist Gott; der Himmel meiner Seele
Das Herz des Gatten, den er mir gegeben!
O Cedar, meine Liebe, mein Gemahl!
Mit dir will lieber ich den Kerker theilen,
Als einen Thron mit ihm! O gebt mir Cedar'n!
Mißhandelt mich und tretet mich mit Füßen!
Nur gebt mir Cedar'n, meine einz'ge Liebe,
Und meine Kleinen, die mein Leben sind!
Dann will ich ewig eure Füße küssen,
Dann will ich euch als einen Gott verehren,
Und will euch lieben, lieben wie ich kann!"...

Doch plötzlich schloß ein Schauder ihren Mund,
Ihr war, als hätte sie den Herrn gelästert.
Der König warf sie mit dem Fuß zu Boden:
„Ihn also," sprach er, „schnell, man morde ihn!
Man schleppe seine ausgerenkten Glieder
Vor ihre Augen! Sie vernehme!..... Nein!
Bleibt! Sklavin, ehe ihn mein Wink vernichtet,
Kannst du ihn noch mit einem Worte retten;

Sein Tod und Leben ist in deiner Hand!
In meinen Armen kannst du ihn erkaufen!"...
Des Todes Blässe trat auf ihre Stirne.
Sie warf sich ... nein, doch nein, sie sprang empor,
Und trat entschlossen und entsetzt zurück;
„Nein," sprach sie, „nein, ich kann ihn so nicht retten,
Ich kann des Gatten Liebe nicht entheil'gen!
Er sterbe, eh' er mich geschändet sieht!
Mit meiner Ehre ihm das Leben kaufen!
Er sterbe, ehe unter deinem Kusse
Die Lippe bleicht, wo seine Seele ruht!
Nun morde! Meine Wahl sie ist getroffen!"
„Nein," sprach der Tiger, „noch nicht, ich will warten,
Es soll ihr näher noch ans Leben gehen!
Geht, Sklaven, bringt die Kinder an den Füßen,
Wie man die Hasen an den Läufen hält,
Und foltert die Gefühle ihrer Mutter
Durch die Mißhandlung ihrer jungen Brut,
Ja, schont den Leib und martert ihre Seele,
Bis sie von selbst in meine Arme fällt!"
Die Kleinen werden schnell herbeigeholt;
Doch kaum sieht sie die Mutter in den Händen
Der wilden Sklavinnen, die sie gebracht,
So stürzt sie schneller, als der flücht'ge Hirsch
Vor seinen bellenden Verfolgern flieht,
Mit einem einz'gen Sprunge nach der Thüre,
Und reißt sie, eh' die Henker sich's versehen,
Mit wilder Hast den Frauen aus den Armen;
Und preßt sie heftig gegen ihren Busen,
Und drückt sie weg und drückt sie wieder an sich,

Und blickt sie an und zieht sie an den Mund
Und deckt den zarten Körper mit mehr Küssen,
Als je der Sturm des Herzens Thränen strömte;
Und badet sie mit ihrer Augen Wasser,
Und trocknet sie mit ihrer Lippen Feuer.
Dann blickte sie, indem sie ihre Kleinen
An ihren Busen preßte, daß sie schrieen,
Mit einem Auge, welches halb zu flehen
Und halb zugleich herauszufordern schien,
Den Henker an, und warf sich plötzlich nieder,
Und schlang den rechten Arm um seine Kniee,
Und drückte mit dem linken ihre Kleinen
An ihre Brust, und flehte aus dem Herzen:
„O sieh die Lämmer hier an deinen Knieen,
Betrachte sie, und sag' mir, sind die Kinder
Der Mutter deiner Götter schöner, zarter?
Berühre dieses Fleisch, das selbst der Tiger
Wie seine eig'nen Jungen lecken würde!
Betrachte diese Augen, die die deinen
In ihrem schönen Spiegel wiederstrahlen!
Sieh, wie sie mit den zarten, kleinen Fingern
An deinen Füßen spielen, ihr Gesicht
An deinen Knieen bergen, wie zwei Adler
Sich in die Wolken tauchen!.... Laß dich rühren:
Sei nicht von Stein! O lasse dich erweichen!
O laß sie leben, mich, ja mich laß tödten!....“

Doch da sie auf den Lippen Asrafiel's
Nur Schadenfreude las und bittern Hohn,
So sah sie auch auf einmal mit Entsetzen,

Daß sie die einz'ge Blöße ihres Herzens
Verrathen, und umfaßte ihre Kinder,
Dem Schwane gleich, der seine Jungen wärmt,
Und springt wie eine Wölfin von dem Boden,
Und dreht sich wie die Hindin nach den Doggen,
Und ist in Stimme und Gestalt verwandelt.
„Nein, du ermordest sie! dein Lachen sagt's,
Das eine Hölle athmet! Ungeheuer!
Doch komm Tyrann, kommt Henker, Mörder, Alle!
Die Mutterliebe überwindet euch!
Sucht meinen Arm zu öffnen, der euch trotzt,
Sucht dieses holde Paar mir zu entreißen,
Es ist in meinen Busen eingewurzelt!
Ihr würdet eher diese Ketten brechen,
Als meine Arme auseinander reißen!
Ihr werdet nimmer sie durchbohren können,
Als wenn ihr diese Mutterbrust durchbohrt!
Dieß Blut wird die zerbroch'nen Eier röthen,
Und jenes Ungeheuer wird als Preis
Für seine Frevelthat drei Leichen haben!..."
Doch Asrafiel befahl den feilen Henkern:
„Reißt diese zarten Weidenarme auf,
Doch ohne sie aus dem Gelenk zu brechen;
Und nehmt die faulen Früchte, eh sie reifen,
Und schmettert ihre Schädel an die Mauer!"

Zwei Henker öffneten auf diese Worte
Die Arme, die sie an den Busen preßte,
Und rissen ihre Kinder von der Brust,
Die Mutterliebe unterlag der Stärke.

Sie faßten ihre Beute wie ein Fleischer,
Und fesselten mit Riemen ihre Füße,
Wie einen Stein man an die Schleuder bindet,
Und Jeder trat an eine and're Säule.
Schon zischten ihre Schädel durch die Lüfte;
Schon streiften ihre Haare an den Mauern:
Noch einmal und die Stirnen sind zerschmettert!
Das Schönste schreit, und bei dem Schrei des Kindes,
Der ihr das Herz durchschneidet, steigt der Schrecken
Der Mutter bis zum Wahnsinn und sie ruft:
„Das Herz der Mutter ist das Stärkste doch!
Den Tod würd' ich umarmen, sie zu retten!"
Und stürzt sich, wie die Luft in eine Flamme,
Bewußtlos in die Arme des Tyrannen!

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Er beugt sich auf die Marmorstirne nieder,
Und will sie eben unter seinem Pesthauch . . .
Da hört man ein Geschrei, das eine Welt
In Trümmern stürzen könnte, wie die Mauern
Von Jericho einst in den Boden sanken.
Ein fürchterlich Geschrei, bei dem ein Löwe
Das Lamm aus seinem Rachen fallen ließ,
Und Adler zitternd ihre Klau'n erschlossen,
Macht plötzlich in den Adern Asrafiel's
Das Blut erstarren, seinen Odem stocken.
Er läßt die Beute aus den Armen fallen!

Hoch von den Treppen stürzt sich Cedar nieder;
— Denn er ist es, und wirft sich wie ein Gott,
Die Haare flatternd, und die Riesenarme
Hoch in die Luft gestreckt, die Augen flammend,
Auf Leichen bis zum Throne des Giganten.

Er war durch der Paläste offne Thore
Der Menge Führer, welche kühn ihm folgte,
Bis in den Vorhof unbemerkt gedrungen,
Gleich dem Gewitter, welches schwarz und düster
Sich, eh es losbricht, in der Stille sammelt,
So stellt er, um die Augen an den Glanz,
Der ihn auf einmal blendet, zu gewöhnen,
Sich in den sichern Schatten einer Säule,
Und sieht von hier aus, während er den Sturm,
Den wilden, für den Augenblick verschiebt,
Wie eine Streitaxt seine Kinder schwingen,
Und seine Gattin aus des Königs Armen
Mit einem Schrei entseelt zu Boden sinken!
In diesem fürchterlichen Augenblicke
Entzündet sich der Blitz in seiner Seele,
Der Schauer schüttelt seinen ganzen Körper
Und droht das Herz im Busen zu entwurzeln.
Was nur im Menschen fühlt, und liebt und schaudert,
Vereinte sich in einen wilden Stoß.
Wuth, Rache, Liebe, Tod, Verachtung, Wahnsinn,
Erreichte plötzlich seinen höchsten Grad.
Ein furchtbares Geschrei steigt in die Lüfte,
Und alle Stimmen schmelzen in einander,
Wie eine Mauer, die zusammenstürzt.

Die Hölle selber konnte die Tyrannen
Nicht schützen, denn die Stunde war gekommen,
Um Rache für die ganze Welt zu nehmen.

Die Riesen drückten ihre beiden Hände
Auf ihren Kopf, und bückten sich zur Erde,
Wie Aehren, welche unter'm Sturme wogen,
Und glitten unter Cedar's Schatten weg!
In wilden Fluten wälzte sich das Volk
Dem Führer nach in die durchflammten Räume.
Wenn in dem See ein Thurm zusammenstürzt,
Schwellt sich das Wasser durch die Felsen auf,
Und treibt in Kreisen über seine Ufer,
Und überragt die Bäume des Gestades,
Und spritzt den Schaum an seine hohen Felsen.
So hatte hier der Zorn des einen Menschen,
Der in das Sündenmeer des Volkes fiel,
Die Fluten seiner Rache angeschwellt,
Und bis an die verfluchten, hohen Mauern,
Auf die es kaum den Blick zu richten wagte,
Ja bis zum Throne selbst hinaufgetrieben.

Mit Keulen, Spaten und zerbrochnen Jochen
Bewaffnet stürzte es durch alle Thüren
Und riß die Götter, welche sie noch gestern
In blindem Schrecken angebetet hatten,
In seinen wilden Wogen mit sich fort.
Und Keiner wagte, gegen diese Flut
Sich anzustemmen, Alles floh und fiel,
Und Cedar's Rechte schwang das Leichentuch.

Der König wagt allein sein Angesicht,
In welchem sich der bleiche Schrecken malt,
Dem fürchterlichen Helden zuzuwenden.
Noch fühlte er die Kraft in seinen Muskeln.
Er richtete in seiner ganzen Höhe
Sich auf und stellte sich ins Gleichgewicht,
Und wartete dem Angriff seines Feindes,
Noch hielt die Mutter sich an seinem Bein;
Jetzt schreitet Cedar über ihren Körper.
Er stürzt gleich einem eifersücht'gen Widder,
Der seinen Kopf hinabsenkt, um den Feind
Mit den gebog'nen Hörnern umzustoßen,
Indem er wie ein wilder Löwe schnaubt,
Mit seinem Kopf auf des Giganten Brust.
Der König wankt bei dem gewalt'gen Stoße,
Und glaubt, die Rippen seien ihm zerschmettert.
Der Athem der gequetschen Lungen röchelt,
Die Kraft des Riesenarmes ist gebrochen.
Doch faßt er Cedar's Nacken mit den Fingern,
Und drückt ihn mit der Last des ganzen Körpers,
Und schlägt gleich einem Eber seine Zähne
Tief in die nackte Schulter seines Feindes;
So faßt der Hund den Tiger mit den Zähnen,
Um sich aus seinen Klauen zu befreien.
Doch Cedar, unbekümmert um sein Blut,
Das unter des Tyrannen Kiefer strömt,
Drückt seine Stirne unter seine Achsel,
Und reißt, ihn bei den starken Hüften fassend,
Ihm große Stücke Fleisch aus seiner Brust.
Es schien, als wollt er nach dem Herzen wühlen;

Mit jedem Biß, der auf die Knochen geht,
Zerrt er ein neues Stück aus seiner Brust;
Ein schwarzer Blutstrom schäumt um seine Lippen,
Das rohe Fleisch raucht unter seinen Zähnen.
Er schüttelt, ohne seine Wuth zu hemmen,
Es weg und beißt sich immer tiefer ein.
Und als er unter dem zerriss'nen Fleisch
Das Herz entdeckt, so haut er seine Zähne
Gleich einem Löwen ein, und der Koloß
Stürzt augenblicklich todt zur Erde nieder.
Er liegt zu Cedar's Füßen am Altare;
Die Augen rollen unter ihren Lidern,
Und blaß und kalt wie Marmor ist die Stirne.
Der wilde Cedar faßt ihn bei den Haaren,
Streckt seine Arme aus, ihn aufzuheben,
Und schmettert an die Steine des Altares,
Wo er den Frevel büßte, seinen Schädel,
Wie man die Schlange in dem Ei zerschmettert;
Dann sucht er mit dem Blick die andern Feinde,
Und sieht, daß Alle schon vor ihm geflohen,
Gefallen oder unterworfen sind.

Das Volk durch seiner Feinde Furcht ermuthigt
Und durch das Blut blutdürstiger gemacht,
Rächt sich in diesem einen Tag des Zorns
Für alle Frevel der Vergangenheit,
Und mordet während Cedar ringt, die Hälfte
Der Götter, und die andre Hälfte flieht
Durchs Labyrinth der Gänge auf die Burg;
Dieß war ein Thurm, der in die Wolken ragte,

Die Mauern bildeten nur eine Masse,
Die selbst dem stärksten Sturmbock widerstand;
Sie hatten unten einen einz'gen Eingang,
Und standen oben nur dem Lichte offen.
Indeß das Volk im Siege sich berauschte,
Verschloßen sich die Götter, die dem Blutbad
Entronnen waren, in den Felsenthurm;
Sie wälzten hinter seine eh'rne Thüre
Drei ungeheure Blöcke von Granit,
Die einen Sturm von Tausenden nicht scheuten.
Es konnten drei Jahrtausende die Masse
Nicht um ein Haar breit von der Stelle rücken!
Von diesen Zinnen warfen die Giganten
Die wilden Blicke auf die Menge nieder,
Die dadurch zu erhöhter Wuth entflammt,
Vergebens nach den Riesenmauern anstürmt.
So spritzen wilde Wogen ihren Schaum
An Klippen, ohne je sie zu zertrümmern.
Die Rache, die die Sichern nicht erreicht,
Verstümmelt nun die Leichen der Gefall'nen.
Sie reißen mit den Fingern sie in Stücke,
Und braten sie auf großen Kohlenbecken,
Und sättigen sich von dem blut'gen Fleische,
Und wühlen in der Götter Eingeweiden.
Die Flammen lecken gierig am Palaste,
Und Winde wälzen diesen Feuerstrom
In ungeheuren Wogen durch die Lüfte:
Und Alles wird erstickt und fortgerissen,
Der Stein verkalkt, der Marmor abgeblättert;
Die Säule brennt, sowie der Stamm des Baums,

Und streut, wie dieser die verkohlten Aeste,
Das Laubwerk und Gesimse auf den Boden;
Es war, als hätt' sich ein Vulkan entzündet,
Um diese Sündentempel zu verschlingen,
Das Feuer dieser Rache schien lebendig.
Was ist das Meisterwerk der Menschenhand?
Nur Staub und Asche, die der Wind zerstreut.
Die Arbeit, die Jahrhunderte vollendet,
Ein einz'ger Tag reicht hin, sie zu vernichten.

Der Engel der Gerechtigkeit und Freiheit,
Auf seinen Feuerflügeln durch die Flammen
Getragen, tilgt mit dem Geschlecht der Sünde
Auch seine Wunderwerke von der Erde.
Beim blut'gen Schein der fürchterlichen Brunst,
Beim Kochen dieser Lava, beim Geschrei
Der Sterbenden, treibt das entmenschte Volk,
Von schauerlicher Lust berauscht, die Beute
Mit dem Gebrüll des Wahnsinns in die Flammen,
Und wirft lebend'ge Sklaven auf die Kohlen,
Und schändet Leichen, und läßt seiner Rache
Den vollen Lauf; aus den erwürgten Lämmern
Sind schonungslose Würger nun geworden,
Die ihren Feind, an welchem sie sich rächen,
Zu überbieten suchen an Verbrechen!...

Der Führer, noch von Blut und Rauch befleckt,
Nimmt Daidha, die durch seiner Stimme Ton
Zum Leben wiederkehrt, in seine Arme,
Und trägt sie sammt den Kindern in das Freie.

Er setzt sich unter eine Terebinthe,
Die ihre weiten, dichtbelaubten Aeste
In ein geräumig Becken niederbeugt,
Und taucht sich, wie ein durst'ger Auerochs,
Der das beschmutzte Haar im Strome badet,
Noch rauchend dreimal in die Wellen nieder,
Und tauchet dreimal wieder aus dem Wasser,
Und wäscht das schwarze Blut von seinem Körper;
Das Gift des Feindes tritt aus seiner Wunde,
Und Daidha's Thränen fallen auf den Biß,
Und ihres Busens Wärme gibt ihm Kraft,
Und Alles, Alles, was ihm theuer ist,
Es liegt vereint an seiner treuen Brust.

Welch jäher Wechsel zwischen Angst und Liebe!
Gespalt'ne Worte, die nur Engel hören!
Gefühle, die gleich Blitzen sie durchbeben,
Und ihrer Liebe Zweifel schnell zerstreuen!
Indeß die Brunst in Riesenflammen wogte,
Und ihren blut'gen Schein herüber warf,
Und unter'm Felsensturz die Erde bebte,
War jede Außenwelt für sie verschwunden,
Die Namen Vater, Mutter, Kind und Freiheit
Erfüllten ihre ganze sel'ge Brust,
Und bildeten den Kreis, in dem sie lebten.
Der Himmel hätte niederstürzen können,
Sie hätten die Zertrümmerung der Welt
In ihrem Wonnerausche nicht bemerkt.

Indessen schlachtete das rohe Volk
Auch nach dem Sieg die Opfer seiner Rache;

Und Cedar legt den Kopf in seine Hand
Und weinte bitter der gesunknen Menschheit.
„Geschlecht, sprach er, der Unterdrückung werth,
Willst du Verbrechen durch Verbrechen strafen?“
Und richtete sich auf in seiner Größe.
Das Volk verfolgte brüllend einen Riesen,
Er warf sich flehend vor dem Sieger nieder,
Und suchte bei der Stärke auch Erbarmen:
„Errette mich, rief er, von diesen Mördern!“
Und Cedar schützte ihn mit seinem Körper
Und theilte wie ein Fels die wilde Menge,
Die murrend sich vor seinem Blick zurückzog;
Gleich einem Tiger, der auf des Gebieters
Befehl sich brüllend von der Beute wendet.
Der Edle sprach, indem er seine Augen
Weg von der Menge wandte: „Rohes Volk,
Wer von euch ist der größere Verbrecher
Der Sklave oder Herr?... o süße Liebe,
Komm, laß uns fliehen diese Natternbrut!
Und unsre Kinder in die Wälder tragen!
Oh, ist denn auf dem Grund der Nationen
Nicht ein Gerechter mehr?“ Und seine Gattin
Erwiderte mit Thränen: „Laß uns fliehen!“

Vom Thurm herab, auf dem sie sicher waren,
Sah'n die Giganten diesen Edelmuth
Des großen Siegers und besprachen sich,
Und bauten ihren Plan auf seine Milde.
In dieser faulen Welt des Trugs, der Arglist
War jede Tugend eines Lasters Waffe.

Nachdem die Brunst sich in sich selbst verzehrt,
Und dichte Nacht das stille Feld bedeckte,
Ließ ein Titane sich an einem Seil,
Das an die Zinnen festgebunden wurde,
Längs dem Gemäuer in den Graben nieder,
Und lenkte seine Schritte gegen Cedar,
Der an dem Fuß des großen Baumes saß;
Und warf dem Sieger zitternd sich zu Füßen,
Und schlang die Arme stumm um seine Kniee,
Und konnte lange keine Worte finden,
Und ängstlich schien die Seele selbst zu beben;
Doch endlich sprach er wie ein Schuldbewußter,
Der von dem Richter aufgemuntert wird,
Indem er seinen abgewog'nen Worten
Auch die Geberden anzupassen suchte:
„O edler Fremdling, den der Himmel sandte,
Um den Tyrannen Asrafiel zu strafen,
Und das beleidigte Geschlecht zu rächen,
Mit welchem Namen dich Jehovah nenne!
Du mächt'ge Hand von oben, die hernieder
Zur Erde kam, die Menschheit zu erlösen!
Die Menschheit, welche dieser Hand nicht werth ist!
Gerechter, rette mich von ihren Sünden!
Dein Auge sieht hier eines ihrer Opfer,
Das jene angesteckte Luft getrunken,
Die sie mit ihrem Sündenpfuhl verpestet;
Das mitten unter den Verbrechen lebte,
Vor denen schaudernd seine Seele bebte;
Das jeden Augenblick erlauerte,
Um der Tyrannen Händen zu entkommen.

Von jenem Thurm herab, wo die Verfluchten
Gleich Adlern aus dem Neste auf dich lauern,
Sah ich dich eben diesem rohen Volke
Die Feinde schützend aus den Armen reißen.
Und ich erkannt' an der erhab'nen Tugend,
Die deinen Sieg verherrlicht, mein Geschlecht.
Und ich vertraute deiner großen Seele,
Und ließ mich heimlich von dem Thurme nieder,
Und floh zu dir, wie in den Schatten Gottes.
Errette mich aus dem verruchten Stamme,
Den meine Seele, mein Geschlecht verabscheut!
Ihr Gott ist nicht mein Gott; ihr schwarzer Name
Ist nicht mein Name, schon in meiner Kindheit
Entführten sie mich aus der theuren Heimath.
Ich bin im Land Mesopotamien,
Im Schatten seiner heil'gen Palmenwälder,
Von einem Stamm, der ihrem Stamme feind,
Geboren, wo der Name der Giganten
Verhaßt ist, wie die Schwärze des Verbrechens,
Wo nur der Name Adonai herrscht!
Wo Milch und Honig aus der Erde fließt;
Wo Liebe nur statt des Gesetzes gilt,
Und wo der Mensch sein leichtes Zelt errichtet,
Wo's immer ihm gefällt, und in dem Menschen
Nur seinen Bruder sieht, sowie in Gott
Den Vater Aller. O großmüth'ger Sieger
Laß mich nach den geliebten Ufern fliehen,
Laß mich zurück zu meinen Vätern ziehen!"
Und Cedar reicht ihm freundlich seine Hand:
„So könntest du die Wege dorthin finden?

Und mich nach jenem Himmelsstriche führen?
O sprich, Erzeugter eines andern Stamms!
Weißt du, wo ich Jehovah's Söhne treffe,
So seien meine Füße deine Füße,
Und meine Augen deine Augen: Komm!"

„Neun Sonnen werden dich, erwidert Stagyr,
Nach jenen segensreichen Feldern bringen,
Woraus das Gold der Morgenröthe quillt.
Zuerst durchschneidet man ein tiefes Thal,
Das Angesicht dem Norden zugewendet.
Man überschreitet bald darauf den Euphrat,
Und kommt in eine unfruchtbare Gegend,
Die weder Gras noch Völker je erzeugte,
Die Wüste, die der Zorn des Herrn verfluchte,
In welcher ein unübersehbar Sandmeer
Im wilden Sturme seine Wogen wirbelt.
Der Patriarch, der durch die Wildniß zieht,
Beladet, um sich vor dem Tod zu sichern,
Mit großen Wasserquellen die Kameele;
Doch nach drei Tagen sieht man gegen Morgen
Das Land der Palmen aus der Ferne tauchen.
Ein Fluß zeigt uns die Ufer, die wir suchen."
Und Cedar sprach: „Wohlan! so laßt uns ziehen!"
Er nahm die beiden Kinder auf die Arme;
Des Zweifels Furcht erstickte in der Hoffnung.
Die Gattin legt die Hand auf seinen Nacken.
So folgt er seinem Führer aus den Mauern.
Im Fackelschein, auf halbverbrannten Kohlen
Sieht man die Stadt des Lasters ihn verlassen,

Und die verruchte Nation verfluchend,
Der Sünde Staub von seinen Füßen schütteln!
Er sah im freien Felde ein Kameel,
An dem sein Junges eben gierig sog,
Und Stagyr warf ihm eine Schlinge über,
Vertrieb das Kalb und brachte seine Mutter.
An eines Brunnens Rande fanden sie
Zwei Schläuche, welche an einander hingen,
Und hier wohl nur vergessen worden waren,
Sie schwellten mit des Stromes Flut sie auf,
Und hingen sie an des Kameeles Seiten.
Dann stieg die Mutter auf des Thieres Rücken,
Und nahm die beiden Kleinen auf die Arme.
Sich nach den sanften Wellenstößen fügend,
Ließ sie die schönen Beine niederhängen;
Besorgt sah Cedar auf die theure Last,
Und lieh ihr seinen starken Arm zur Stütze;
Und Daidha bückte kosend sich hinunter,
Und küßte sein Gesicht mit ihrem Hauche,
Und legte ihren Arm auf seine Schulter,
Sein Glück mit dieser neuen Last erhöhend.
Wenn eines von den beiden Kindern schrie,
So ließ der Vater aus des Thieres Zitzen
Milch in die hohle Hand, und reichte sie
Dem Kleinen, das sie gierig in sich sog.
So flieh'n die Gatten nach dem Morgenlande,
Um aus der Welt des Truges und der Bosheit
In des Vergelters Schutz sich zu begeben;
Und jeder Tag bringt sie dem Ziele näher
Und stellt sich zwischen sie und ihre Leiden;

Und trennt sie von der Welt um ein Jahrhundert!
Sie zogen also bis zum lichten Morgen.
Die Wüste röthet schon den fernen Himmel,
Wie eine Flamme in den Wolken spiegelt.
Der dichte Dunst, den ihr die Nacht entlockte,
Schien Strahlen gleich am Horizont zu fluten.
Die Wellen rauchten gleich den glüh'nden Kohlen,
In denen man am Rand des Ofens wühlt.
Gestaltlos zitterte die Nebelferne.
Bisweilen nur erhellt ein schiefer Strahl
Der Berge Spitzen mit dem Gold des Sandes,
Und fliegt von einem Gipfel zu dem andern,
Und streut den Staub wie Feuerfunken aus,
Die kreuzend durch des Meeres Wogen springen.
Wenn man des Lebens Grenze überschritt,
So glaubte man in die Unendlichkeit
Hineinzutreten. Um die fernen Spitzen
Schien nur Gefahr und Schrecken sich zu lagern.
Und als die Gatten, die sich aneinander
Gelehnt, den Blick in diese grausen Tiefen
Versenkten, fühlten sie das Mark der Nerven
Von Schauern und von Bangigkeit erbeben,
Und traten unwillkürlich scheu zurück
Und zogen krampfhaft ihre Zeh'n zusammen.
Doch Stagyr sagte: „Jenseits dieser Wüste
Winkt uns das Land Jehovah's und der Menschen!"

Schon hatte hier der Todeshauch der Flut
Das Leben von der Erde ganz vertilgt;
Man sah nur noch verkalkte kahle Stämme,

Die sich dem Simoon und dem Sande beugten,
Und jenen großen Mastentrümmern glichen,
Die von dem wilden Meere ausgeworfen,
Und von der Flut verfressen, ihre Leichen
Wie Riesenrumpfe von dem fernen Ufer
Dem Späherauge der Matrosen zeigen.
So sah man hier, wo die belebte Schöpfung
Ein Ende hatte, in der weiten Ferne
Den feinen Sand aus seinem Bette schäumen,
Wie Wasser, das im Kessel überwallt.
Von ihres Führers raschem Schritt ermuthigt,
Vertrauten sie sich diesen Sandgefilden,
Wie sich das Schiff dem Ocean vertraut,
Und traten in die grenzenlose Wüste.
Die Wellenlinien der ersten Hügel
Verbargen ihren Blicken das Gefilde,
Und der Gesichtskreis senkt sich immer tiefer,
Sie sehn nur Sand und Himmel in der Ferne.
Ihr Zug, der auf der Ebene sich schlängelt,
Gleicht einem Schiff, das in den Wogen stampft;
Denn kaum sind sie aus einem Schlund herauf
Getaucht, so sinken sie in einen andern.
Sie heben auf den Gipfel sich der Wellen,
Die ihre Stirn' mit ihrem Glanz umstrahlen,
Gleichwie das Segeltuch abwechslungsweise
Sich in den Sonnenstrahlen hebt und senkt.
Der frische Wind, dem sie entgegengingen,
Strich pfeifend durch die schwarzen Haare Cedar's
Und peitschte rauschend, wie die Wellen rauschen,
Sie auf den breiten Rücken, daß es tönte.

Nachdem sie nun die Erde aus den Blicken
Verloren hatten, fühlten sie die Brust
Von bangen, dunkeln Ahnungen beklemmt,
Und wagten sie nicht einmal auszutauschen:
Ob die erhabene Natur der Wüste
Mit inn'rem Schrecken ihre Lippen schloß;
Ob die geheimen Vorgefühle selbst
Zu schwer auf ihrem Herzen lasteten:
Kein Laut verräth das Leben der Gesellschaft,
Nichts unterbricht den abgemess'nen Schritt;
Man hört nicht einmal des Kameeles Tritt.
Der Sand saugt Alles in sich, selbst den Ton.
Bisweilen nur vernahmen sie auf einmal
Ein Rauschen wie von einer Wasserquelle,
Und mit Entzücken lauschen ihre Ohren
Dem sanften, lieblich murmelnden Geriesel,
Und suchen mit den Augen einen Born;
Und halten still, um sich daraus zu laben:
Doch bald bemerken sie die bitt're Täuschung;
Es ist nur Kies, der unter ihnen rollte.
Es scheint, als hätte diese dürre Wüste
Mit Spott an ihrem Leiden sich geweidet!

Die Sonne brennt auf ihre bloßen Köpfe;
Die Erde machte ihre Sohlen glühen
In Strömen rann der Schweiß von ihrer Stirne.
Doch trafen sie bisweilen einen Hügel,
Wo sie sich in den Schatten legen konnten.
Sie wischten sich das Wasser vom Gesicht,
Und athmeten und zogen wieder weiter.

So zogen sie bis zu der fernen Stunde,
Wo sich die Sonne in den Abgrund senkte.
Der Mond enthüllt sein blasses Angesicht,
Des Abends niedre Schatten fangen an
Des Bodens Nacktheit lieblich zu bekleiden;
Das Auge glaubt in seinen Lebensfarben
Ein weites Feld von Gras und Moos zu sehen.
Die Wüste scheint von unterird'schen Felsen
Geschwellt und wie belebter Pflanzenboden
Von Furchen und Erhöhungen durchzogen.
Die breiten Hügel runden ihre Spitzen
Und Berge bilden schön geformte Gruppen,
Und tauchen in das dunkle Blau des Himmels
Und Sterne strahlen um die hohen Gipfel;
Und auf den Kamm der Ketten wirft die Täuschung
Das Wolkenbild der Cedern und der Eichen;
Man glaubte sich auf einem hohen Rücken
Des Taurus oder Libans zu befinden,
Und schneebedeckte Gipfel zu erkennen,
Die ihren Schimmer in die Thäler werfen.
Sie gaben gerne sich der Täuschung hin
Und zogen langsam ihres Weges weiter,
Indeß die Nacht allmählig dichter wurde.
Doch endlich hielten sie an einer Stelle,
Die ihre Täuschung als ein Thal sich malte,
Das Leichentuch der Nacht gab ihnen Zelte,
Sie legten sich erschöpft auf feinen Sand;
Das Thier, das Daidha trug, gab seine Milch,
Und wurde dann dem Führer übergeben.
Sie aßen Früchte, die sie mitgenommen,

Und reichten ihren Schlauch von Hand zu Hand;
Und dankten Gott für seine guten Gaben,
Und legten sich in Frieden auf die Erde,
Der Führer ein'ge Schritte von den Gatten.
Hier ruhten sie nun von der Arbeit aus;
Sie hörten ihre Kleinen schlafend athmen,
Ein frischer Hauch umspielte ihre Stirne
Und weiße Milch lag noch auf ihren Lippen;
Die Gatten lagen Hand in Hand gefaltet
Und Herz an Herz gepreßt, und wachten lange,
Und freuten sich des Himmels ihrer Liebe.

Es gibt im Menschenleben Augenblicke,
Wo in dem überfüllten Herz das Blut
Im Laufe stillhält; wo die Last der Leiden
Der Gegenwart für die geschwellte Brust
In einen leeren Traum zusammenfließt;
Wo, wie die Schafe, wenn die Jahrszeit wechselt,
Die Seele gleichsam wieder neu sich kleidet,
Und aus dem Freudenmeer, in das sie Gott
Getaucht hat, ohne die Erinnerung
An die geraubte Wolle, rein heraustritt.
Sie gleichen jenen warmen Sonnenblicken,
Die plötzlich einen Wintertag durchbrechen;
Den Purpurstrahlen, die der Berge Spitzen
Beleuchten, während dichte Nebelwolken
Sich in den tiefen Thälern kämpfend wälzen;
Ja Augenblicke, wo das Licht des Himmels
Den Menschen ganz durchwärmt, gleich einem Mantel,
Und allenthalben die Natur vergoldet;

Wo sich die heil'gen Cedern freudig schütteln,
Und einen Regen süßer Thränenperlen
Voll Wohlgeruch auf uns hernieder träufeln;
Wo nichts zum Heute fehlet, als ein Morgen.

So fühlte sich in seiner süßen Ruhe
Das Paar durch seine wechselseit'ge Liebe
Dem niedern Erdenleben schon enthoben;
Sie wiegten sich in ihrer Himmelswonne,
Wie sich der Schwimmer auf den Fluten wiegt.
Der stille Friede ihrer reinen Herzen
Erweckte ihren Muth und Glauben wieder,
Und überschattete die trübe Ahnung;
Und ihre Seelen überließen sich,
Wie ihre Körper, jenen milden Blicken
Des Himmels, die auf sie herniederschauten.

Sie saßen Stirn an Stirne, Hand in Hand,
Und senkten die Gedanken ineinander.
Die Strahlen selbst der liebenden Gestirne
Beneideten die Blicke, die sie tauschten.
Der leise Hauch des sanften Abendwindes
Trank kosend Balsamduft von ihren Lippen,
Und raubte ihre Worte, ihre Seufzer.
Um ihrer süßen Stimme Ton zu hören,
Entlockt der Gatte seiner Gattin Lippen
Die Worte, die sie zehnmal schon gesagt,
Durch seine Fragen stets aufs Neue wieder.
Den Hals des Gatten wieder zu umfassen,
Legt Daidha ihren Arm auf seine Schulter,

Und hält ihn selbst im Schlafe noch umschlungen;
Und ihren süßen Athem noch zu hören,
Stützt Cedar sich auf seinen Ellenbogen;
Doch endlich schloß das Glück die müden Augen.

Gestirne, Freunde treuer Menschenherzen,
Die ihr vom Himmel auf sie niederblicktet,
Und das Vertrauen ihres Glaubens sahet!
Ihr Augen Gottes in der Nacht der Wüste!
Ihr Geister, welche Luft und Erde füllen!
Geheimnißvolle Engel aller Namen,
Die in den unsichtbaren Welten thronen!
Des Vaters heil'ge Diener aller Orten,
Die in den Wogen dieses Feuers flammen,
Die auf den Flügeln dieses Windes rauschen!
Warum bewahrtet ihr die schönen Füße
Nicht vor den Fallen, die man ihnen legte?
Warum, ach! wecktet ihr die beiden Herzen
Nicht eh'r aus dem verrätherischen Schlafe?
Ach, hatten sie denn keinen Freund im Himmel,
Und ist des Menschen Qual dem heil'gen Willen,
Dem unbegreiflichen denn eine Lust?
Doch stille! gegen Gott ist jede Klage
Des Sterblichen nur eine Lästerung.
Und Engel sind nur durch Gehorsam heilig!

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Erst da der Himmel sich im Osten röthet,
Erwachen sie durch das Geschrei der Kinder,
Die ihre Hände nach der Mutterbrust,
Der, ach! durch ihren Jammer längst versiegten,
Mit kläglichem Gewimmer gierig recken.
Der Vater steht alsbald vom Boden auf,
Und läßt die Blicke auf dem Sande kreisen,
Und ruft dreimal mit starker Stimme „Stagyr'!"
Er glaubt, er müsse ihn aus jeder Furche
Auftauchen sehen; aber seine Stimme
Verhallt in dieser grenzenlosen Oede,
Und keine Antwort folgt auf seinen Ruf.

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

. . . . . . . . . .

Schnell geht ein fürchterliches Licht ihm auf;
Und kalte Tropfen steh'n auf seiner Stirne;
Und die Gedanken dreh'n sich wie ein Rad
In seinem Kopf. Er tritt von seiner Stelle,
Und stößt den Fuß an die geleerten Schläuche.
Der Sand hat alles Wasser eingeschluckt,
Man sieht den Schritt des Wassers an der Seite.
Bei diesem klaren, sprechenden Beweise
Des schändlichen Betrugs fühlt sich sein Herz
Von einem fürchterlichen Schlag getroffen.
Er richtet seine Blicke auf die Gattin
Und mehrt noch seinen Schreck durch ihren Schrecken.
Je mehr sie sich in ihre Angst versenken,
Um so gewisser steht der Tod vor ihnen.

In einem stummen Blick, der mehr als Worte
Je sagen konnte, sagte, tranken sie
Den bittern Kelch des Todeskampfes leer.
Des Schreckens Last beugt ihren Nacken nieder.
Sie setzen sich, um hier dem Tod' zu warten,
Sie schaudern bei dem Anblick ihrer Kinder,
Und die Ergebung geht in Jammer über.
Bei ihrem Schrei'n erhebt sich Cedar wieder.
Die Augen auf den Staub gerichtet, suchte er
Den Weg des Schändlichen noch zu entdecken;
Allein des Windes Flügel, die des Morgens
Sich über diesen dürren Flächen öffnen,
Begruben längst die Spuren seiner Tritte.
Er kehrt erschöpft von seinem Gang zurück.
Die Mutter legt sich auf den trock'nen Sand;
Der ihres Lebens Nahrungssaft getrunken,
Und sucht das Wasser wieder aufzufinden,
Und beißt in den erbarmungslosen Boden,
Und legt die Kinder selber auf die Erde,
Und hofft, sie werd' durch ihren Durst erweicht,
Auf ihr Geschrei die Beute wieder bringen;
Und springt gleich einem wilden Panther auf,
Und schlägt mit ihren Fäusten auf den Sand.

Mit aufgehob'nen Armen sah ihr Cedar
Bei ihrem eiteln Wahnsinn sprachlos zu;
Dann warf er fragend einen Blick nach oben,
Als sucht' er einen unsichtbaren Führer,
Und nahm die beiden Kinder auf die Arme,
Und ging, wohin ihn seine Schritte führten.

Und Daidha blickte in die graue Ferne,
Und zeigt mit einem Schrei auf ihre Hoffnung,
Des Sandes Wolken und des Nebels Rauch,
Und ruft ihn hundertmal zu sich zurück.
Sie sieht mit ihrem Mutteraug' im Dunste
Ein Trugbild nach dem andern sich erheben.
Schnell eilen sie auf diese Ziele zu,
Doch Zweifel regen sich bei jedem Schritt,
Und immer führt die Reue sie zurück.
Sie folgen wieder einem neuen Ziele,
Doch bald ergreift sie eine neue Reue,
Sie setzen sich, stehn auf und gehen wieder.
Indessen zeichnete die Glut der Sonne
Mit ihrem Schweiße ihre Ruhepunkte.
Von ihren nassen Gliedern trof die Kraft.
Die Mutter schlug an ihren leeren Busen,
Anstatt des weißen Nektars, der versiegt ist,
Tränkt sie die Kinder, die sie ihrem Gatten
Entreißt, mit ihres Mutterherzens Milch,
Die durch die Augen strömt, allein das Salz
Macht diese Nahrung bitter, und die Kleinen
Entziehen sich den Küssen ihrer Mutter.
„Läßst du sie sterben, Herz, das sie getragen?
Nährst du sie nicht mehr, Schooß, der sie empfangen?“
Rief sie im wilden Schmerze der Verzweiflung.
„O tränken sie doch Blut, ich öffnete
Die Adern!“ Und sie ritzte ihre Haut:
„O wär't ihr Löwen, lecktet ihr dieß Blut!“
Der Schmerz erschöpfte ihres Körpers Kraft,
Und wirkte störend auf den Geist zurück.

Vergebens legt' sie Cedar an sein Herz,
Sie riß sich aus den Armen des Geliebten,
Und der Vereitlung ihrer Hoffnung müde
Umarmte sie die Wüste wie ein Grab.

Die Sterne traten aus des Himmels Tiefe;
Die Nacht erschien, um sie mit ihren Schrecken
In ihren dunkeln Schleier einzuhüllen.
Sie hielten sich in stummer Angst umfaßt,
Wie zwei Ertrunk'ne, die sich retten wollen.
Sie scheuten sich vor ihrer Stimme Ton,
Und ihre Herzen sprachen nur durch Schauer.
Sie fürchteten, wenn sie ein Wort nur sagten,
Durch die Erwiderung sich zu erschrecken,
Und lasen die Gedanken in den Herzen.
Das Schrei'n der durst'gen Kleinen wurde schwächer,
Sie wärmten zwischen ihren Busen sie,
Kaum hörte man den Athem ihrer Nase;
Wie eine Henne auch das todte Küchlein
Noch unter ihren Mutterflügeln wärmt,
So wärmte Daidha diese beiden Körper.
O wie viel Tropfen noch des Todeskampfes
Trank während dieses letzten, langen Wachens
Der Sand! der kühle Hauch des Morgenwindes
Erfrischte sie ein wenig, doch die Sonne
Stieg einer feur'gen Kohle gleich empor,
Und schmückte mit dem gold'nen Licht den Tag,
Und schien der Unglückseligen zu spotten.
Sie hoben ihre Augen zu ihr auf,
Und schienen sie um Hülfe anzuflehen.

Ein Storch, der zweifelsohne sich verirrt,
Durchschnitt nur wen'ge Schritte von der Erde
Gleich einem langen Pfeil die Luft; er hatte
Von seinen Jungen eines in den Klauen,
Und trug es schützend unter seinem Flügel.
Er näherte sich ihnen, ganz erstaunt,
Hier Menschen anzutreffen. Cedar streckte
Die Arme aus, als wollte er den Freund
In seinem Fluge hemmen und beschwören,
Ihm eine frische Quelle doch zu zeigen;
Der Wind der Flügel streifte seine Haare;
Der Storch flog fort und hörte nicht auf Cedar'n.
Lang folgten sie von Hügel ihm zu Hügel,
Bis an die Grenze ihres Horizontes,
Und fühlten sich verlassener, da er
Verschwunden war. Am Morgen dieses Tages
Starb eines von den Kindern, und am Abend
Das Andre. Falsches Lächeln des Entzückens,
Das sich in Thränen taucht, mit Schluchzen endet!
Der Gatte hört ihr Todesröcheln nicht,
Er fühlte nur die Kälte ihrer Leichen,
Die Köpfe, die von seinem Arme hingen,
Sie schlugen schwer an dieses Vaterherz.
Er blickte stumm und thränenlos und starr
Auf ihre Marmorstirnen und entfloh,
Mit seinem freien Arme Daidha fassend,
Wie ein Gespenst, das seine eig'ne Seele
Zu drei getheilt in seinem Schatten trägt,
Wie das dem Fleischerbeil entkomm'ne Opfer,
Das seines Fleisches blut'ge Lappen schleppt.

Er lief, bis seine Kräfte ihn verließen,
Er hatte kein bestimmtes Ziel im Auge.
Die heftige Bewegung und die Last
Benahmen seiner Seele die Empfindung,
Und endlich unterlagen seine Glieder,
Er sank mit seiner ganzen Bürde nieder.
Die Gattin fiel aus seinem Arm zu Boden,
Und seine Kinder auf sein treues Herz.
Der Schlaf, der Bote seines finstern Bruders,
Bedeckte seine heißen Augenlider,
Und trügerische Träume führten ihn
In wilde Ströme und in tiefe Meere.

Als er aus diesem Todesschlaf erwachte,
Trank er im Morgen wieder neue Kraft;
Denn die Natur war stärker als der Tod;
Sein Auge glaubt' der Wüste Rand zu sehen.
„Erhebe dich," sprach er, „du athmest noch,
Ich seh die hohen Palmen dort im Osten!
Die Engel Gottes haben sich erbarmt."
— „Erheben," sprach die Mutter, „und warum?
Ha, Tiger, wilder Tiger, den ich hasse,
Mehr als das fleckenlose Lamm den Strick,
Der es zur Schlachtbank führt! Erheben!
Mich, mich soll ich erheben und dir folgen?
Willst du mich wieder in die Irre führen?
Willst du mich mit der Wüste Qualen sätt'gen,
Und meine Kleinen Durst hier sterben lassen?
. . . . . . . . . . . .
O, nein, der Himmel hat sie meinen Armen

Zurückgegeben! Hier an meinem Herzen
Will ich sie gegen Grausamkeit beschützen,
Du sollst sie mir nur mit dem Leben rauben!
Komm, Ungeheuer, und entreiß sie mir!
Ich fordre dich heraus, ich trotze dir!
Gott wird sie gegen deine Rohheit schützen,
Er hat sie gegen Alles hier gesichert.
Wo sie so glücklich sind bei diesem Moos,
Wie ihre Händchen süßes Wasser schöpfen!
Wie sie der Schatten der Seerosen kühlt!
Wie der Citronenbaum die Aeste senkt,
Und seine Frucht vor ihre Füße rollt!
Die Zweige regnen Blüten, Honig, Gummi,
Und süße Säfte schwitzt die Rinde aus!
Wie herrlich ist es doch an diesem Ort!
Den nur ein einz'ger Anblick noch beleidigt!
Den nur ein einz'ges Uebel noch bedroht!
Nur deine Gegenwart, du wilder Tiger!"...
Sie wirft auf Cedar jenen langen Blick,
Aus dem die Glut des wilden Wahnsinns flammt,
Und wendet ihren Kopf und winkt voll Abscheu
Mit ihrer Hand ihn weg, und drückt die Todten
An ihre Brust und deckt sie mit den Armen.

Umsonst beschwor er ihren wilden Wahnsinn,
Und suchte ihren Blick, und lächelte;
Nur Schrecken flößte seine Liebe ein,
Und Angstgeschrei erwidert seine Worte!
Dieß war die Hefe noch des bittern Kelches!
Er leerte ihn bis auf den letzten Tropfen.

Sein starkes Herz es hatte doch bis jetzt
In ihrem Loose, das der schwarze Tod
Mit seinem Loos verband, sich noch verdoppelt:
Denn Sterben, wenn man seinen letzten Seufzer
Im Arme seiner Lieben von sich haucht,
Gibt selbst dem Todeskampf noch einen Trost,
Vereint in eine schön're Welt zu gehen!
Die Liebe hätte noch im Tod geathmet!
Doch von dem starren, weißen, großen Auge,
Dem einz'gen Lichtpunkt, der die Nacht durchdrang,
Nicht mehr gekannt zu werden! diesen Strahl,
Den einst die Liebe auf das Leben warf,
Mit keinem Blicke mehr zurückzurufen!
Mit keinem Wort an ein versteinert Ohr
Zu treffen, in dem tiefen Grund der Augen
Den bodenlosen Abgrund nur zu sehen!
Was sage ich? auf einmal diesen Augen
Ein fremder und verhaßter Anblick werden!
Vor dem mit Abscheu sie die Blicke wenden!
Dieß ist erst Sterben, hundertfaches Sterben!
Das heißt selbst die Vergangenheit verlieren!
Dieß heißt das Herz, an welches sich das Herz
Gelehnt, vernichten sehn!.... Bei dieser Qual
Verzweifelte der Gatte an sich selbst,
An ihr, an Gott, und seine finst're Seele,
Sie hatte nur noch ein Gefühl, das Nichts.
Er stürzte sich in seine ganze Tiefe;
Den Hals gebeugt, den Fuß vorausgestellt,
Die Hände in einander eingeflochten,
Stund er bewegungslos vor Daidha'n

Und seine Schmerzen strömten von den Wangen.
Sobald er wieder zu sich selbst gekommen,
So wollte er sie auf die Arme nehmen,
Um wieder gegen Morgen sich zu wenden.
Doch Daidha hielt sich an den dürren Reisern
Vertrockneter Gebüsche mit den Fingern,
Und klammerte sich an den Boden an,
Und schlug die Zähne wild in seinen Sand,
Und füllt' den ganzen Mund mit Staub und Blut;
Und barg die Kinder schützend an dem Busen,
Weil sie in ihm, ach! ihren Mörder sah.
Er konnte sie nicht von der Erde reißen,
Wo ihre Wuth den Tod zu suchen schien:
Da wandte er sich weg und ging allein,
Um einen Wassertropfen aufzufinden,
Weil er nun Niemand mehr zu tragen hatte,
So hoffte er die Quelle zu erreichen,
Dem Tod zuvorzukommen und das Leben
Auf seiner Schwelle noch zurückzurufen.

Er wandte seine Schritte nach der Gegend,
Wo eine Hoffnung ihm geleuchtet hatte.
Der Wüste Sand verschwand zu seinen Füßen.
Gleich einem Todtengräber, der ein Grab mißt,
Und mit dem Fuß die Erde niedertritt,
Sah'n ihn die Engel in der Angst des Herzens
Das Todesfeld mit großen Schritten messen.
Wie ein gebroch'ner Flügel, den der Storch
Am Boden nachschleppt, folgte ihm sein Schatten.
Die Wüste senkte stufenweis sich nieder;

Schon trat er sich den Fuß auf Steinen wund;
Gleich Masten tauchten schon der Palmen Gipfel
Am Horizonte freundlich winkend auf.
Und unterm Schleier seiner Schilfgestade
Entrollt der Fluß auf einmal seine Fluten,
Und gibt ihm neue Kraft und neue Hoffnung.
Er riß die Rinde einer Palme ab,
Und formte sie zu einem weiten Becher;
Dann stieg er in den stolzen Strom hinab,
Die Woge küßte seine dürren Lippen,
Er wandte seinen Blick und seinen Mund
Vom Wasser weg und wagte nicht zu trinken,
Bis seine Gattin ihren Theil gekostet;
Und füllte seinen Becher an und kehrte
Auf seinem Weg zurück; und hielt den Schatz
Mit beiden Händen fest, und trug den Körper
Aufrecht, um keinen Tropfen zu verschütten,
Und hob den Becher freudig in die Höhe,
Da er von fern die theure Gruppe sah.

Er ruft, doch keine Antwort läßt sich hören!
Und keine Arme öffnen sich den seinen.
Die Gattin schläft auf ihrem letzten Lager.
Der Hauch bewegt die blassen Lippen nicht mehr.
Es naht sich ihr die Eidechs, und die Mücken
Und Ameisen geh'n über ihr Gesicht;
Noch steht des Wahnsinns Lächeln auf den Lippen,
Die halb geöffnet ihre Zähne zeigen;
Die beiden Kinder liegen quer auf ihr,
Das liebliche Gesicht auf ihrem Körper.

Es scheint, als wär' die Mutter an dem Abend
Des langen heißen Tages auf das Schreien
Der Kleinen von der Arbeit heimgekehrt,
Und während sie sie stillte, eingeschlafen.
Die Gruppe starr und regungslos betrachtend
Erkannte Cedar schaudernd ihren Tod.
Er goß den Becher aus und sah sein Leben
Mit diesem Wasser auseinanderfließen,
Wie Blut, das unter einem Messer strömt.
Dann warf er sich zu der Geliebten Füßen
Und schlug mit seinen Fäusten an die Brust,
Sprang plötzlich wieder auf, gleich einem Stier,
Der wilden Sprunges sich mit Staub umhüllt,
Und faßte Sand in seine beiden Hände,
Und warf ihn gegen den erbarmungslosen,
Den ehr'nen Himmel, wie an eine Stirne,
Die man verhöhnen will; er hätte gern
Sein Herz gehabt, um es nach ihm zu werfen!

„Du Rabenmutter Erde," schrie er wild,
„Sei in dem Namen, der dich nennt, auf ewig
Verflucht! In jedem Sandkorn, jedem Hälmchen,
Woraus wie schwarzes Gift das Leben quillt!
Im Saft des Todes, welcher in dir kreist!
Im Wasser, das dich tränkt, und an dem Feuer,
Das auf dir brennt! in deiner faulen Luft,
Womit du jedes Wesen, deinen Spielball,
Heut' nähreſt, um es morgen zu erwürgen!
In seinen Knochen, seinem Fleisch und Blut,
In jeder Faser, wo der wilde Schmerz

Das einzige Gefühl ist, das es kennt!
Wo die Bewegungen des Lebens selbst
Nur heft'ge Schwingungen des Schmerzes sind;
Wo die lebend'ge Ironie der Schöpfung,
Der Mensch, den Todeskampf zum Zeitmaß nimmt!
Wo der beseelte Hauch, der seinen Körper
Im Augenblick verläßt, sich nur am Seufzen
Als Geist erkennt! Du ungeheures Grab,
Ein jedes Wesen, das der Unbekannte
Aus deinem Schooß hervorruft, tritt mit Weinen
In deine Welt und scheidet mit Entsetzen!
Was thut der Mensch auf deinem Todtenrücken?
Den Boden stampfen und das Nichts beweinen!
Auf immer, ja auf immer! sei verflucht,
Vertilgt die Stunde da ich dich erblickte!
Dein Koth vergesse mich, nicht eine Stunde
Bewahre das Gedächtniß meiner Tritte!
Der Wind der dich in seinem Flug berührt,
Zerstreu die Asche der verzehrten Leichen!
Es bleibe Nichts von mir auf deiner Fläche,
Als dieser Fluch, womit ich dich belege!"

Als Antwort auf den Wahnsinn seines Todes
Erschallte ein Gelächter in der Luft;
Und hinter einem nahen Hügel ragten,
Die Stirnen von sechs Riesen, unter welchen
Der schändliche Verräther war, hervor.
„Stirb dummes Thier mit deinen Engelzügen!
Du hast mit deiner Kraft uns überwunden!
Wir rächen uns dafür mit uns'rer List.

Kommt! dieses Futter lassen wir dem Schakal;
Wir sind die Götter dieser Erde, kommt!
Der Mensch erwartet seine Sklavenfesseln!"
Mit diesen Worten wandten sie den Rücken;
Und ihre Stimmen starben in der Wüste.

Dieß war das letzte Lebewohl für Cedar.
Er murrte gegen Gott und seine Schöpfung;
Die ganze Welt dreht sich in seinem Kopfe:
Er hatte nur noch einen einz'gen Wunsch,
Ein Ziel nur, einen einzigen Gedanken:
Im Tode seine Seele zu vernichten.
Er richtete sich auf gleich einem Fechter,
Der sich verwundet sieht, und sammelte
Rings auf den dürren Hügeln eine Menge
Gestrüpp' und Moos und thürmt es um die Gruppe
In einem Kreise auf, in dem er selber
Sich einschloß, schlug auf diesem Scheiterhaufen,
Aus einem Kiesel Feuer auf die Masse,
Und schloß die Leichen an die Männerbrust,
Und harrte, bis die Flamme lodern würde;
Und Flüche waren seine Todeshymnen!

Die Flamme leckte spielend an den Reisern,
Doch bald vom Wind zu Wogen aufgetrieben
Verschlang sie, wie das Meer des Schiffbruchs Opfer,
Die ganze Gruppe in der Flut des Rauches.
Allmählig senkte sich der Bau des Feuers,
Ein Geist vom Himmel ließ sich auf die Flamme
Hernieder und zerstreute wild die Asche:

„Fahr' nun hinab, wohin du fahren wolltest!
Miß deinen Fall, Gefall'ner, nach der Reue!
Du kennst das Leben nun, du kennst den Tod!
Nur auf der Wesenleiter hundert Stufen
Wirst du zum Himmel wieder dich erheben,
Der dich auf dieser Erde werden sah,
Und jede Stufe wird ihr Feuer haben,
Und dein Verbrechen wird sich nimmer sühnen,
Als bis die Asche, welche hier zerstreut wird,
Vom Tag gesammelt und von Gott belebt
Aus allen Elementen sich vereinigt,
Um deinem Geist ein neues Kleid zu formen,
Und in der neuen Hülle deine Seele
Neunmal ins Leben, neunmal in die Prüfung
Gerufen haben wird, wenn nicht die Liebe,
Gerechtigkeit, die Gnade auf die Erde
In menschlicher Gestalt herniedersteigt!"

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

Der Sturmwind brauste über das Gefilde,
Und blies aus vollen Kräften in die Asche,
Und streute sie in weiße Wolken aus;
So streut sein Korn der Sämann in die Furchen
Die Wüste fühlte ihren Staub sich kräuseln,

Der Westen hüllte sich in Drohung ein,
Und schwere, schwarze Wolken legten sich,
Gleich einer finstern Last, auf die Gebirge,
Und große Tropfen fielen langsam nieder.

. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .
. . . . . . . . . .

# Epilog.

Der Alte sagte noch: Gelobt sei Gott!
Das einz'ge Wort, das Alles in sich schließt,
Das einz'ge Heil, das einz'ge Lebewohl,
Die einzige Erklärung dieser Welt,
Des Geistes einz'ger Schlüssel, welcher jedes
Geheimniß öffnet, jedes Räthsel lös't!
Er reckte seine Hand aus, uns zu segnen!
In Demuth senkten wir die Knie' und Stirnen,
Und trugen das Entzücken stumm hinaus,
Wie Jemand, der besorgt ein voll Gefäß trägt.
Das Schiff mit seinen nackten Masten wiegte
Sich schlafend in des heil'gen Libans Schatten.
Die Schwalbe pickte an der Segelstange,
Woran das Tau die Leinwand aufgerollt.
Und das Geräusch erweckte den Piloten;
Das Fahrzeug furchte wieder durch die Flut.

# Anmerkungen.

---

## Erste Anmerkung.

Seite 1.

— — — „Indeß das Schiff
Mit vollen Segeln durch die Wogen lief,
Und unser Mast von Stern zu Sternen eilte.
Im dunkeln Schatten, den des Libanon
Vorsprung aufs Meer warf, flog der Kiel dahin,
Und wühlte tönend auf die salz'gen Fluten."

Der Kapitän der Brigg hat die Gipfel des Libanon erkannt. Er ruft mich, um sie mir zu zeigen; ich suche sie umsonst in dem glühenden Nebel, wohin sein Finger weist. Ich sehe Nichts als den durchsichtigen Dunst, welchen die Hitze aufsteigen läßt und darüber ein Paar Wolkenlager von mattem Weiß. Er besteht darauf, ich schaue nochmals hin; wieder umsonst. Alle Matrosen zeigen mir lächelnd den Libanon; der Kapitän kann nicht begreifen, daß ich ihn nicht so gut sehe, als er. — Wo suchen Sie ihn denn? sprach er: Sie blicken viel zu sehr in die Ferne. — Hier, näher über unsern Häuptern. In der That, ich erhob die Augen gen Himmel und sah den weißen goldenen Kamm des Sannin, der über uns am Firmament sich dahinzog. — Der Nebel des Meers

verhinderte mich, seinen Fuß und seine Seiten zu sehen. — Sein Haupt allein erschien strahlend und heiter im Blau des Himmels. Es ist einer der erhabensten, süßesten Eindrücke, welche ich auf meinen weiten Reisen empfangen habe. Da lag das Land, wohin ich mich im Augenblick mit allen meinen Gedanken, als Mensch und als Reisender, sehnte; das lag das heilige Land, das Land, wohin ich so weither zog, um die Erinnerungen an die ursprüngliche Menschheit aufzusuchen; das Land, wo ich in einem köstlichen Klima, im Schatten von Orangen und Palmen, am Ufer schneeiger Bergströme, auf einem frischen grünenden Hügel, endlich für das Theuerste, was es für mich in der Welt gab, für meine Frau und Julia, ein Ruheplätzchen finden wollte. Ich zweifle nicht, daß ein oder zwei Jahre unter diesem schönen Himmel die Gesundheit Julia's kräftigen werden, welche seit sechs Monaten zuweilen bange Vorgefühle in mir erweckt. Ich begrüße diese Berge Asiens, wie ein Asyl, da Gott sie hinführt, um sie zu heilen; geheime, innige Freude erfüllt mein Herz; ich kann meine Blicke nimmer vom Libanon abwenden.

Wir speisen auf dem Verdeck im Schatten des ausgespannten Zeltes zu Mittag. Der Wind hält an und wird mit abnehmendem Tage stärker. Jeden Augenblick gehen wir nach dem Vorderdeck, um den Lauf des Schiffes nach dem Geräusche abzumessen, das es verursacht, indem es das Meer durchfurcht; der Wind wird endlich frisch; die Wellen kräuseln sich; wir segeln Stunde für Stunde fünf Meilen; die Abhänge der hohen Berge brechen da und dort aus dem Dunst hervor und liegen wie lustige Vor-

gebirge vor uns; schon können wir die tiefen schwarzen Thäler unterscheiden, die an den Küsten sich eröffnen; die Schluchten erhellen sich, die Bergfelsen treten deutlicher hervor, die ersten Hügel, die sich nahe am Meere hinziehen, runden sich; nach und nach glauben wir Dörfer am Abhange der Hügel und große Klöster, welche wie gothische Schlösser auf den Gipfeln der zwischenliegenden Hügel liegen, zu erkennen. Jeder Gegenstand, den wir mit dem Auge erreichen, ist eine Wonne für das Herz; Alles ist auf dem Verdeck. Jeder macht seinen Nachbar auf Etwas aufmerksam, das diesem entgangen war; der Eine sieht die Cedern Libanons wie einen schwarzen Flecken auf den Abhängen eines Berges, der Andere wie einen Thurm auf den Höhen der Berge von Tripoli; noch Andere glauben den Schaum der Wasserfälle auf den jähen Abschüssen zu unterscheiden. — Man möchte noch vor Nacht das so oft geträumte, so oft ersehnte Ufer erreichen; man zittert, es möchte im Augenblick, wo man sich ihm nähert, eine neue Windstille das Schiff einschläfern und uns lange Tage auf den Fluten, die bereits unsere Ungeduld erregen, hinhalten, oder es möchte ein widriger Wind von der Küste wehen und uns in das Meer von Candia zurücktreiben: dieses Meer von Syrien, ein ungeheurer, von den Bergspitzen des Libanon und des Taurus umhegter Golf, ist voll Tücke gegen die Seeleute; Alles, was hier nicht Sturm ist, ist Windstille oder Strömung; diese Strömungen führen die Schiffe unwiderstehlich weit ab von ihrer Bahn; an den Küsten gibt es keine Hafen; man muß auf gefährlichen Rheden, weit vom Ufer entfernt, Anker werfen; hohe Wellen thürmen sich beinahe beständig

auf diesen Rheden und reißen die Anker los; wir werden nicht ruhig und unserer Ankunft gewiß sein, als bis wir an das Land gestiegen sind. Während wir diese Betrachtungen anstellen und so zwischen Furcht und Hoffnung dahinschweben, bricht auf einmal die Nacht herein, nicht wie in unsern Klimaten mit allmählig zunehmender Dämmerung, sondern wie ein Vorhang, welchen man über Himmel und Erde zieht. Alles erlischt, Alles verschwindet auf den schwarzen Abhängen des Libanon, und wir sehen nichts mehr als die Sterne, zwischen denen unsere Maste sich schaukeln. Auch der Wind legt sich, und das Meer schläft, und wir steigen ein Jeder in sein Gemach hinab, ungewiß, was der Morgen bringen werde.

(Reise in den Orient I, S. 232 — 236.)

---

## Zweite Anmerkung.

Seite 9.

„Welch heilig Volk ist dieß? — Die Maroniten."

Die Maroniten, von denen ich bereits gesprochen, haben einen dunkeln Ursprung. Die Geschichte, so unvollständig und so fabelhaft in Allem, was die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung betrifft, gibt nichts Gewisses über die verschiedenen Entstehungsarten ihrer Institutionen. Sie haben wenig Bücher, ohne scharfsichtende Kritik; indeß, da man sich immer eher an das halten muß, was ein Volk selbst von sich weiß, als an die leeren Vermuthungen der Reisenden, so gebe ich hier, was aus ihren

eigenen Geschichtsbüchern hervorgeht. Ein heiliger Einsiedler, Namens Marron, lebte ungefähr um das Jahr 400. Theodorich und der heilige Chrysostomus thun seiner Erwähnung. Marron wohnte in der Wüste, und da seine Schüler in den verschiedenen Gegenden Syriens sich ausbreiteten, bauten sie hier mehrere Klöster; das bedeutendste war in der Umgegend von Apamea an den fruchtbaren Gestaden des Orontes. Alle damaligen syrischen Christen, welche nicht von der Ketzerei der Monotheleten angesteckt waren, flüchteten sich in die Nähe dieser Klöster, und erhielten daher den Namen Maroniten. Volney, welcher mehrere Monate unter ihnen lebte, hat die besten Nachrichten über ihren Ursprung gesammelt; sie lauten ungefähr wie die, die ich selbst aus Lokaltraditionen gesammelt habe. Wie dem sei, die Maroniten bilden heutzutage ein Volk mit der reinsten theokratischen Regierungsform, die allen Stürmen der Zeit Trotz geboten: einer Theokratie welche, unaufhörlich bedroht von der Tyrannei der Muselmänner, genöthigt war, gemäßigt und mehr protegirend aufzutreten, und welche Grundsätze bürgerlicher Freiheit aufkeimen ließ, die längst reif sind, bei diesem Volke sich zu entfalten. Die Nation der Maroniten, welche nach Volney im Jahr 1784 120,000 Seelen betrug, zählt jetzt mehr als 200,000 und vergrößert sich von Tag zu Tage. Ihr Gebiet beträgt 150 Quadratmeilen; die Grenzen sind jedoch willkürlich; es zieht sich von den Abhängen des Libanon in die Thäler und Ebenen, welche denselben umgeben, hinab, und immer weiter, je mehr neue Dörfer die Größe der Bevölkerung erheischt. Die Stadt Zackle, an der Mündung des Thales Beka, gegenüber von Balbeck,

welche vor zwanzig Jahren kaum 1000 bis 1200 Seelen zählte, zählt jetzt 10 bis 12,000 und vergrößert sich gleichfalls jeden Tag.

Die Maroniten sind dem Emir Beschir unterworfen und bilden mit den Drusen und Metualis eine Art despotischer Conföderation unter der Regierung dieses Emirs. Obgleich die Glieder dieser drei Nationen in Beziehung auf Abstammung, Religion und Sitten verschieden sind und beinahe nie in einem Dorfe beisammenwohnen, so hält sie doch das Interesse der Vertheidigung einer gemeinsamen Freiheit und die kräftige politische Hand des Emirs Beschir in einem Bande zusammen. Sie bedecken mit ihren zahlreichen Städten und Dörfern die ganze Strecke zwischen Latakia und Saint-Jean-d'Acre einer-, und zwischen Damaskus und Bayruth andererseits. Ich werde weiter unten noch besonders von den Drusen und Metualis sprechen.

Die Maroniten haben die mittleren Thäler und die höchsten Ketten der Hauptgruppen des Berges Libanon inne, von der Gegend von Bayruth bis nach Tripoli in Syrien. Die Abhänge dieser Berge, nach dem Meere hin, sind fruchtbar, von zahlreichen Flüssen und nie versiegenden Wasserfällen bewässert; es wächst Seide, Oel, Gerste und Getreide auf ihnen; die Höhen sind beinahe unzugänglich und der kahle Fels starrt überall aus den Wänden dieser Gebirge; aber die unermüdliche Thätigkeit dieses Volks, das nirgends ein sicheres Asyl für seine Religion fand, als hinter diesen steilen, schroffen Wänden, hat selbst den Felsen fruchtbar gemacht; es hat von Stufe zu Stufe bis zu den letzten Kämmen, bis zu dem ewigen

Schnee hinauf aus den Blöcken des Steingerölles Terrassenmauern errichtet; auf diese Terrassen hat es die wenige fruchtbare Erde getragen, welche das Wasser in die Schluchten führte, es hat den Staub selbst aus den Steinen genommen und ihn durch Vermischung mit jener Erde fruchtbar gemacht, und so wurde der ganze Libanon ein Garten voll Getreide, Maulbeer-, Feigen- und Olivenbäumen; der Reisende kann sich kaum von seinem Erstaunen erholen, wenn er ganze Tage lang die steilen Gebirgswände überstiegen, welche Nichts sind, als ein Felsblock, und er findet auf einmal in der Tiefe einer Schlucht oder auf dem Plateau einer Gebirgspyramide ein schönes Dorf aus weißen Steinen erbaut, von einer zahlreichen, wohlhabenden Bevölkerung bewohnt, mit einer maurischen Burg in der Mitte, einem Kloster, etwas weiter abliegend, einem Strome, der seinen Schaum zu den Füßen des Dorfes hinwälzt, und rings umher einen Horizont von Vegetation und Grün, wo Fichten, Kastanien- und Maulbeerbäume den Weinstock oder die Mais- und Getreidefelder beschatten. Diese Dörfer hängen zuweilen beinahe senkrecht übereinander; man kann von einem Dorf zum andern einen Stein werfen und einander zurufen, und doch erfordert die Abschüssigkeit des Berges so viele Krümmungen und Umwege, um den Verbindungspfad zu ziehen, daß man eine, ja oft zwei Stunden braucht, um von einem Flecken zum andern zu gelangen.

In jedem dieser Dörfer findet man einen Scheik, eine Art von Feudalherr, welcher die Verwaltung und Justiz in Händen hat. Diese Verwaltung und Justiz, welche summarisch und auf bloßem Polizeiwege von den Scheiks

gehandhabt werden, sind jedoch nicht unumschränkt und ohne Appellation. Die höchste Behörde ist der Emir mit seinem Divan. Die Justiz steht in höherer Instanz theils dem Emir, theils den Bischöfen zu. Der Emir und die Kirche theilen sich in die Jurisdiktion. Der Patriarch der Maroniten behält sich das Recht der Entscheidung in allen Fällen vor, wo das bürgerliche Gesetz mit dem kirchlichen in Conflict kommt, wie bei Heirathen, Dispensationen, Scheidungen. Der Fürst hat den Patriarchen und die Bischöfe mit größter Schonung zu behandeln; denn die Gewalt des Clerus über die Gemüther ist unerschütterlich groß. Dieser Clerus besteht aus dem von den Bischöfen gewählten, von dem Pascha bestätigten Patriarchen, aus einem von dem Pabst aus Rom gesandten Legaten, der in Antura oder Kanubin residirt, aus den Bischöfen, den Superioren der Klöster und den Pfarrern. Obgleich die römische Kirche das Gesetz des Cölibats bei den Priestern in Europa streng aufrecht erhalten hat und mehrere ihrer Schriftsteller in dieser Anordnung ein dogmatisches Gesetz sehen wollen, so war sie doch genöthigt, in diesem Punkte im Oriente nachzugeben, und die Priester der Maroniten, obwohl fromme, eifrige Katholiken, sind verheirathet. Diese Erlaubniß, zu heirathen, erstreckt sich jedoch weder auf die Mönche, welche beisammen leben, noch auf die Bischöfe. Die Absonderung, in welcher die arabischen Frauen leben, die Einfachheit der patriarchalischen Sitten dieses Volkes und die Gewohnheit benehmen diesem Gebrauch der maronitischen Geistlichkeit alles Anstößige. Und weit entfernt, daß er, wie man uns glauben machen möchte, der Reinheit der priesterlichen Sitten, der Achtung

des Volkes für den Diener der Kirche oder den Lehren der Confession geschadet hätte, kann man im Gegentheil mit Wahrheit sagen, daß in keinem Lande Europa's die Geistlichkeit so rein ist und so ausschließlich ihrem frommen Berufe lebt, in keinem solches Ansehen und solche Macht über das Volk genießt, als hier. Will man vor Augen sehen, was die Einbildungskraft von der Zeit des entstehenden reinen Christenthums sich für Vorstellungen macht, die Einfalt und Glut des ursprünglichen Glaubens, die Reinheit der Sitten, die Uneigennützigkeit der Diener der Liebe, den priesterlichen Einfluß ohne Mißbrauch, das Ansehen ohne Herrrschsucht, die Armuth ohne Bettelei, die Würde ohne Hochmuth, das Gebet, die Nachtwachen, die Mäßigkeit, die Keuschheit, die Arbeit der Hände, so gehe man zu den Maroniten. Der strengste Philosoph wird im Privat- und öffentlichen Leben dieser Priester, welche die Vorbilder, die Rathgeber und die Diener des Volkes geblieben sind, Nichts zu verbessern finden.

Es gibt im Ganzen ungefähr zweihundert maronitische Klöster von verschiedenen Orden auf dem Libanon. Diese Klöster sind von 20 bis 25,000 Mönchen bewohnt. Aber diese Mönche sind weder reich noch Bettler, weder Unterdrücker noch Vampyre des Volks. Es sind Gemeinden einfacher, arbeitsamer Menschen, welche ihr Leben dem Gebet und der Freiheit des Geistes geweiht haben, auf die Sorge verzichten, eine Familie zu erziehen, und Gott und der Erde in einem dieser Asyle sich weihen. Ihr Leben ist, wie ich es eben geschildert habe, das Leben eines arbeitsamen Landmanns. Sie geben sich mit der Zucht des Viehes oder der Seidenwürmer ab, sprengen die Felsen,

bauen mit eigener Hand die Terassenmauern ihrer Felder, graben, ackern und ernten. Die Klöster besitzen wenig Grund und Boden und nehmen nur so viel Mönche auf, als sie ernähren können. Ich habe lange Zeit unter diesem Volke gewohnt, mehrere dieser Klöster besucht und habe niemals von irgend einem Anstoß sprechen gehört, den diese Mönche gegeben. Man hat auch nicht das Geringste gegen sie einzuwenden; jedes Kloster ist nichts weiter, als ein armer Pachthof mit freiwilligen Arbeitern, die keinen andern Lohn erhalten, als ein Obdach, die Nahrung eines Einsiedlers und die Gebete in ihrer Kirche. Eine nützliche Beschäftigung ist so sehr Gesetz für den Menschen, so sehr die Bedingung des Glücks und der Tugend hinieden, daß ich auch nicht einen dieser Einsiedler sah, der nicht auf seinen Zügen das Gepräge der Seelenruhe, der Zufriedenheit und der Gesundheit getragen hätte. Die Bischöfe haben eine unumschränkte Gewalt über die Klöster, welche sich unter ihrer Jurisdiktion befinden. Diese Jurisdiktion ist übrigens sehr beschränkt, denn jedes große Dorf hat seinen eigenen Bischof.

Das maronitische Volk, mag es nun von den Arabern oder Syriern abstammen, theilt alle Tugenden seiner Geistlichkeit und bildet ein besonderes Volk im Orient; man könnte sie für eine europäische Kolonie halten, die der Zufall mitten unter die Stämme der Wüste geworfen; ihre Physiognomie ist jedoch arabisch; die Männer sind groß, schön, mit freiem, stolzem Blick und geistreichem, sanftem Lächeln; blaue Augen, Adlernase, blonder Bart, edle Geberde, ernste Gutturalstimme, höfliche, aber keineswegs gemeine Manieren, prächtige Tracht und glänzende

Waffen; wenn man durch ein Dorf kommt und den Scheik sieht, wie er vor der Thüre seiner mit Zinnen versehenen Behausung sitzt, seine schönen Pferde im Hofe angebunden und um ihn her die Vornehmen des Dorfes, in ihre reichen Wämser gekleidet, mit ihren Gürteln von rother Seide, in denen Yatagans und Kangiars mit silbernen Griffen stecken, mit einem großen Turban aus verschiedenfarbigen Stoffen, mit einem breiten purpurrothen seidenen Bande, welches auf die Schultern herabfällt, so könnte man glauben, ein Volk von Königen zu sehen. Sie lieben die Europäer wie Brüder; sie sind mit uns durch das Band der Religionsgemeinschaft, das stärkste aller Bande, verbunden, und glauben, wir beschützen sie durch unsere Consuln und unsere Gesandten gegen die Türken; sie nehmen in ihren Dörfern unsere Reisenden, unsere Missionäre, unsere jungen Dollmetscher, welche die arabische Sprache erlernen wollen, auf, wie man entfernte Verwandte in einer Familie aufnimmt; der Reisende, der Missionär, der junge Dollmetscher werden der liebe Gast der ganzen Gegend. Man logirt ihn in dem Kloster oder bei dem Scheik ein, gibt ihm reichlich von Allem, was das Land hervorbringt, führt ihn auf die Falkenjagd und gestattet ihm vertrauensvoll selbst den Zutritt in Frauengesellschaften; man spricht voll Ehrerbietung mit ihm und knüpft freundschaftliche Verbindungen mit ihm an, welche nicht mehr zerreißen und deren Andenken die Häuptlinge der Familie auf ihre Kinder vererben. Ich zweifle nicht daran, daß, wenn dieses Volk bekannter wäre und die herrliche Gegend, welche es bewohnt, öfter besucht würde, viele Europäer sich bei den Maroniten niederließen: schöne

Lage, ein wundervolles Klima, Wohlfeilheit aller Gegenstände, ähnliche Religion, Gastfreundschaftlichkeit, persönliche Ruhe und Sicherheit, Alles vereinigt sich, um den Aufenthalt unter diesem Volke wünschenswerth zu machen; und könnte der Mensch sich auf einmal von Allem losreißen, müßte er nicht da leben, wo die Vorsehung ihm seine Wiege und sein Grab angewiesen hat, um seinen Mitbürgern zu dienen und sie zu lieben, stünde mir je eine unfreiwillige Verbannung bevor, ich würde sie nirgends besser zu ertragen wissen, als in einem dieser friedlichen maronitischen Dörfer, am Fuße oder auf den Abhängen des Libanon, mitten unter einem einfachen, frommen, gutmüthigen Volke, mit der Aussicht auf das Meer und die hohen Gletscher, unter der Palme oder dem Orangenbaum eines der Gärten dieser Klöster. Die allervollkommenste Polizei, die mehr das Ergebniß der Religion und der Sitten als irgend einer Gesetzgebung ist, herrscht im ganzen Umkreis des Landes, welches die Maroniten bewohnen; man kann hier allein und ohne Führer bei Tag oder Nacht reisen, ohne einen Ueberfall oder eine Beraubung zu fürchten; Verbrechen sind hier beinahe unbekannt; der Fremde ist dem mahomedanischen Araber schon heilig, aber noch weit heiliger dem christlichen Araber. Seine Thüre steht ihm zu jeder Stunde offen, er schlachtet seine Ziege, um ihm eine Ehre zu erweisen; er verläßt seine Schilfmatte, um ihm Platz zu machen.

In jedem dieser Dörfer gibt es eine Kirche oder eine Kapelle, in welcher die Ceremonien des katholischen Gottesdienstes in syrischer Form und Sprache abgehalten werden. Bei dem Evangelium kehrt der Priester sich gegen die

Anwesenden um und liest ihnen den Text des Tages auf Arabisch vor. Die Religionen, welche länger dauern, als die Geschlechter der Menschen, behalten ihre heilige Sprache, wenn die Völker die ihrige verloren haben.

Die Maroniten sind tapfer und geborene Krieger, wie alle Bergbewohner; sie erheben sich zu 30 bis 40,000 Mann auf den Befehl des Emirs Beschir, sei es, um die unzugänglichen Straßen ihrer Berge zu vertheidigen, oder sei es, um in die Ebene einzufallen und Damaskus oder die Städte Syriens in Schrecken zu setzen. Die Türken wagen sich nie in den Libanon, wenn diese Völker unter einander einig sind; die Paschas von Acre und Damaskus sind niemals dorthin gekommen, außer wenn die eine oder die andere Partei bei innern Zwistigkeiten sie zu Hülfe rief. Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich glaube, diesem maronitischen Volke können große Bestimmungen aufbehalten sein. Es ist ein jungfräuliches, nach Sitten, Religion und Tapferkeit unverdorbenes Volk, ein Volk, welches die überlieferten Tugenden der Patriarchen, eigenen Grund und Boden, ein wenig Freiheit und viel Patriotismus besitzt, und welches durch die Gleichheit der Religion die Verhältnisse des Handels und des Cultus von Tag zu Tag mehr das Gepräge occidentalischer Civilisation annimmt. Während Alles umher vor Schwäche oder Alter hinstirbt, scheint es allein sich zu verjüngen und neue Kräfte zu gewinnen; je mehr die Bevölkerung Syriens abnimmt, desto weiter wird es von seinen Bergen heruntersteigen, Handelsstädte gründen an den Ufern des Meeres, die fruchtbaren Ebenen anbauen, welche heutzutage nur den Schakals und Gazellen angehören, und

eine neue Herrschaft gründen in diesen Gegenden, wo die alten Reiche zusammenstürzen: wenn heute unter ihnen ein Mann von Geist aufstünde aus den Reihen der allmächtigen Geistlichkeit oder aus dem Schoose der Emirs- oder der Scheiksfamilien, die sie so verehren, wenn er die Aufgabe der Zukunft begriffe und sich mit irgend einer europäischen Macht alliiren würde, so könnte es leicht die Wunder Mehemed-Alis, des Paschas von Egypten, erneuern und den wahren Grund zu einem arabischen Reiche legen. Es liegt im Interesse Europa's, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehe: es hätte auf diesen schönen Ufern eine ganz ausgemachte Kolonie; und Syrien, das sich mit einer christlichen, thätigen Nation wieder bevölkerte, könnte den Handel auf dem Mittelmeere, der so lange darniederlag, wieder erwecken, die Straßen nach Indien öffnen, die nomadischen und barbarischen Stämme der Wüste zurücktreiben und den Osten zu neuem Leben erwecken; hier liegt mehr Zukunft, als in Egypten. Egypten hat nur einen Mann; der Libanon hat ein Volk.

(Reise in den Orient II, S. 198 — 210.)

---

## Dritte Anmerkung.

Seite 13.

„Hier hat, mein Sohn, freiwillig sich verbannend,
Ein europäisch Weib ihr Haus gebaut."

Lady Esther Stanhope, Nichte Pitt's, verließ nach dem Tode ihres Oheims England und durchreiste Europa. Jung, schön und reich, war sie überall mit der

Aufmerksamkeit und dem Interesse aufgenommen, welche ihr Rang, ihr Vermögen, ihr Geist und ihre Schönheit ihr verschaffen mußten; aber sie weigerte sich beharrlich, ihr Loos auch mit dem des würdigsten ihrer Anbeter zu vereinigen und nach Verfluß einiger Jahre, welche sie in den Hauptstädten Europa's verlebte, schiffte sie sich mit einem zahlreichen Gefolge nach Constantinopel ein. Man konnte nie den Grund dieser freiwilligen Verbannung erfahren: die Einen schrieben sie dem Tode eines jungen englischen Generals zu, der damals in Spanien gefallen war, und welchen ewige Trauer für immer in dem Herzen der Lady Esther lebendig erhalten sollte; die Andern einfach einem Geschmack an Abenteuern, welchen der unternehmende muthvolle Charakter wohl bei dieser Dame vermuthen lassen konnte. Wie dem auch sei, sie reiste ab, lebte einige Jahre in Constantinopel und schiffte sich endlich nach Syrien ein, auf einem englischen Fahrzeug, welches den größten Theil ihrer Schätze und einen unermeßlichen Werth an Kostbarkeiten und Geschenken jeder Art an Bord hatte.

Der Sturm trieb das Schiff in den Golf von Makri auf der Küste von Caramanien gegenüber von der Insel Rhodus: es scheiterte an einer Klippe, wenige Meilen vom Ufer. Das Schiff war in ein Paar Augenblicken zerschellt und die Schätze der Lady Stanhope wurden eine Beute der Fluten; sie selbst entging nur mit Noth dem Tode und ward auf einem Wracke nach einer kleinen wüsten Insel verschlagen, wo sie vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung und Hülfe zubrachte; endlich fanden sie Strander von Marmoriza und führten sie nach Rhodus,

wo sie sich dem englischen Consul zu erkennen gab. Sie begab sich nach Malta und von da nach England, wo sie die Trümmer ihres Vermögens sammelte und einen Theil ihrer Güter gegen eine Leibrente verkaufte; dann belud sie ein zweites Schiff mit Reichthümern und Geschenken für die Gegenden, die sie durchreisen wollte, und ging unter Segel. Die Reise war glücklich und sie landete bei Latakia, dem alten Laodicea, auf der syrischen Küste, zwischen Tripoli und Alexandrette. Sie ließ sich in der Umgegend nieder, lernte Arabisch, umgab sich nur mit Personen, welche ihr bei den Verhältnissen mit den verschiedenen arabischen, drusischen, maronitischen Völkerschaften des Landes von Nutzen sein konnten; und bereitete sich, wie ich selbst jetzt thue, auf Entdeckungsreisen in den unzugänglichsten Theilen Arabiens, Mesopotamiens und der Wüste vor.

Nachdem sie mit der Sprache, der Tracht, den Sitten und Gebräuchen des Landes hinlänglich vertraut war, veranstaltete sie eine zahlreiche Caravane, belud die Kameele mit reichen Geschenken für die Araber und durchreiste alle Theile Syriens. Sie hielt sich zu Jerusalem, Damaskus, Aleppo, Koms, Balbeck und Palmyra auf: an letzterem Orte war es, wo die zahlreichen Stämme nomadischer Araber, welche ihr den Zugang zu diesen Ruinen erleichtert hatten, sich an 40 — 50,000 Mann um ihr Zelt versammelten, und entzückt von ihrer Schönheit, ihrer Anmuth, ihrem Adel, sie zur Königin von Palmyra ausriefen und ihr Fermans übergaben, durch welche bestimmt wurde, daß jeder Europäer, den sie in ihren Schutz nehme, mit aller Sicherheit die Wüste und die Ruinen von Balbeck

und Palmyra besuchen könne, vorausgesetzt, daß er sich verpflichtete, einen Tribut von tausend Piastern zu zahlen. Dieser Vertrag besteht noch und würde treulich von den Arabern gehalten, wenn man ihnen gültige Beweise gäbe, daß man unter dem Schutze der Lady Stanhope stehe.

Bei ihrer Rückkehr von Palmyra sollte sie jedoch von einem zahlreichen Stamm anderer Araber, welche Feinde von denen in Palmyra waren, entführt werden. Sie wurde zu rechter Zeit durch Einen der Ihrigen in Kenntniß gesetzt und verdankte ihre und ihrer Caravane Rettung einem starken Nachtmarsch und der Schnelligkeit ihrer Pferde, welche in vierundzwanzig Stunden eine unglaublich große Strecke in der Wüste zurücklegten. Sie kam nach Damaskus zurück, wo sie einige Monate unter dem Schutze des türkischen Pascha, dem sie von der Pforte dringend empfohlen worden war, verweilte.

Nachdem Lady Esther Stanhope alle Gegenden des Orients durchschweift hatte, ließ sie sich in einer beinahe unzugänglichen Einsamkeit auf einem der Berge des Libanon, in der Nähe von Saide, dem alten Sidon, nieder. Der Pascha von Saint-Jean-d'Acre, Abdala-Pascha, welcher für sie große Ehrfurcht und völlige Ergebenheit hegte, stellte die Reste eines Klosters und das von Drusen bewohnte Dorf Dgiun zu ihrer Verfügung. Sie baute hier mehrere Häuser, die sie mit einer Ringmauer umgab, ähnlich denen an den Festuugswerken des Mittelalters: sie legte dort künstlich einen reizenden Garten nach türkischer Art an; einen Garten mit Blumen und Früchten, Rebenlauben und Kiosken, reich mit arabischen Malereien

und Bildhauerarbeiten verziert; Wasser, welche in Marmorrinnen laufen, Springbrunnen in der Mitte der Fußböden in den Kiosken; ganze Gewölbe von Orangen-, Feigen- und Citronenbäumen. Hier lebte Lady Stanhope mehrere Jahre in einem ganz orientalischen Luxus, umgeben von einer großen Anzahl europäischer oder arabischer Dragomane, einem zahlreichen Gefolge von Frauen, schwarzen Sklaven, und in freundschaftlichen, selbst politischen Beziehungen mit der Pforte, mit Abdala-Pascha, mit dem Emir Beschir, dem Beherrscher des Libanon, namentlich aber mit den arabischen Scheiks der Wüsten von Syrien und von Bagdad.

Bald verminderte sich ihr immer noch bedeutendes Vermögen durch die unordentliche Verwaltung ihrer Güter, woran ihre Abwesenheit Schuld war; sie sah sich auf ein Einkommen von 30 bis 40,000 Franken beschränkt, welche in diesem Lande doch noch hinreichen für das Gefolge, welches Lady Stanhope zu halten genöthigt ist. Die Personen, welche mit ihr von Europa gekommen waren, starben oder verließen sie; die Freundschaft der Araber, welche man unaufhörlich durch Geschenke und Blendwerke zu erhalten suchen muß, wurde lauer, ihre Beziehungen erstreckten sich nicht mehr so weit und Lady Esther verfiel in die gänzliche Abgeschiedenheit, in der ich selbst sie fand; aber hier zeigte ihr gestählter heldenmüthiger Charakter alle Energie, alle Willenskraft ihrer Seele. Sie dachte nie daran, einen Schritt rückwärts zu thun; sie sehnte sich nicht nach der Welt und nach der Vergangenheit zurück; sie beugte sich nicht unter dem Gefühl des Verlassenseins, unter dem Unglück, unter der Aussicht auf Alter und

Vergessenheit bei der Mitwelt: sie blieb allein, wo sie noch ist, ohne Bücher, ohne Journale, ohne Briefe von Europa, ohne Freunde, ja selbst ohne ergebene Diener, einzig von ein Paar Negerinnen, einigen schwarzen Sklavenkindern und der nöthigen Anzahl arabischer Bauern umgeben, welche für ihren Garten und ihre Pferde sorgen und über ihre persönliche Sicherheit wachen. Man glaubt allgemein im Lande, und meine Beziehungen mit ihr lassen mich selbst es glauben, daß sie die übernatürliche Kraft und Willensstärke ihrer Seele nicht allein in ihrem Charakter, sondern mehr noch in überspannten religiösen Ideen findet, in denen sich der Illuminismus Europa's mit einigen orientalischen Glaubensmeinungen, namentlich mit dem Wunderglauben der Astrologie, verbindet. Dessen ungeachtet ist Lady Stanhope ein großer Name im Orient und ein grosses Räthsel für Europa. Da ich so nahe bei ihr war, wollte ich sie auch sehen: ihr einsames, beschauliches Leben hatte offenbar so viel Verwandtes mit meinem eigenen Geiste, daß ich sehnlichst zu erfahren wünschte, wie weit wir uns vielleicht einander nähern könnten. Aber nichts ist schwerer für einen Europäer, als bei ihr vorgelassen zu werden: sie will von keinem Verkehr mit englischen Reisenden, mit Frauen, selbst mit den Gliedern ihrer eigenen Familie, etwas wissen. Ich hatte daher nur wenig Hoffnung, mich ihr vorstellen zu dürfen; nicht einmal ein Empfehlungsschreiben an sie hatte ich; ich wußte jedoch, daß sie noch einige entfernte Beziehungen mit den Arabern von Palästina und Mesopotamien unterhielt, und daß eine Empfehlung von ihrer Hand bei diesen Stämmen mir für meine ferneren Reisen von größtem Nutzen sein könne,

und entschloß mich daher, einen Araber mit folgendem Briefe zu ihr zu schicken.

„Mylady!

„Reisender, wie Sie, fremd, wie Sie, im Orient; Nichts suchend, wie Sie, als den Schauplatz seiner Natur, seiner Ruinen und der Werke Gottes, bin ich mit meiner Familie in Syrien angekommen. Ich würde den Tag zu den interessantesten meiner Reise zählen, an dem ich eine Frau kennen gelernt hätte, welche selbst eines der Wunder des Orients ist, den ich bereisen will.

„Sollten Sie so gütig sein, mich zu empfangen, so bestimmen Sie mir einen Ihnen beliebigen Tag und lassen Sie mich wissen, ob ich allein kommen soll oder einige der Freunde, welche mich begleiten und die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden, nicht geringer anschlagen würden, als ich selbst, mit mir nehmen darf.

„Möge diese Bitte, Mylady, ihrer Höflichkeit durchaus keinen Zwang anthun, mir Etwas zu bewilligen, was gegen die Gewohnheit Ihrer gänzlichen Zurückgezogenheit anstöße. Ich selbst begreife zu gut den Werth der Freiheit und den Reiz der Einsamkeit, um nicht auch Ihre Weigerung zu begreifen und zu achten.

„Genehmigen Sie ꝛc.“

Ich durfte nicht lange auf Antwort warten; den 30. um 3 Uhr Nachmittags kam der Stallmeister der Lady Stanhope, der zu gleicher Zeit auch ihr Arzt ist, zu mir, mit dem Auftrag, mich nach Dgiun zu geleiten, dem Wohnort dieser außerordentlichen Frau.

Wir reisten um 4 Uhr ab. Der Doktor Leonardi, Herr von Parseval, ein Domestik und ein Führer beglei=

teten mich; wir waren sämmtlich zu Pferde. Ich kam eine halbe Stunde von Bayruth durch ein Gehölz prächtiger Tannen, von dem Emir Fakardin auf einem hohen Vorgebirge ganz regelmäßig angelegt; zur Rechten hat man das stürmische Meer von Syrien, zur Linken das herrliche Thal des Libanon, — ein Punkt mit wunderschöner Aussicht, wo die Reichthümer der Vegetation des Occidentes, der Weinstock, der Feigen- und Maulbeerbaum und die Pyramidenpappel mit einigen hohen Palmensäulen des Orientes sich verbinden, welch letztere mit ihren breiten Blättern im Winde wie ein Helmbusch auf dem blauen Grunde des Firmamentes wogen. Einige Schritte von da kommt man in eine Art Wüste von rothem Sande, der in ungeheuren beweglichen Wellen, gleich denen des Oceans, angehäuft ist. — Ein starker Wind erhob sich an diesem Abend, der sie durchfurchte, kräuselte und aufwirbelte, wie er die Wogen des Meeres brausend erregt. — Das war für mich ein neues, ernstes Schauspiel, ein Gespenst der eigentlichen großen Wüste, die ich nun bald durchstreifen sollte. — Keine Spur von Menschen oder Thieren konnte man in dem wogenden Sande gewahren; das Rauschen der Fluten von einer Seite, die schimmernden Bergspitzen des Libanon auf der anderen waren unsere einzigen Führer. — Wir fanden bald wieder eine Art von Weg oder Pfad, welcher mit ungeheuren Quadern besäet war. — Dieser Weg, der sich am Meere bis nach Egypten hinzieht, führte uns zu einem in Trümmern liegenden Haus, dem Rest eines alten befestigten Thurmes, wo wir die finstern Stunden der Nacht auf einer Schilfmatte und in unsere Mäntel gehüllt zubrachten. —

Sobald der Mond aufgegangen war, stiegen wir wieder zu Pferde. — Es war eine jener sternhellen Nächte, wo die vollkommenste Heiterkeit in den Höhen des Aethers, zu denen wir so sehnsüchtig hinaufblicken, zu herrschen, wo aber die Natur um uns her zu seufzen und in unheildrohenden Krämpfen sich zu winden scheint. — Der trostlose Anblick der Küste vermehrte seit einigen Stunden noch diesen peinlichen Eindruck. — Wir hatten mit der Dämmerung die schönen schattigen Abhänge, die grünen Thäler des Libanon hinter uns gelassen. — Rauhe Hügel von oben bis unten mit schwarzen, weißen und grauen Steinen besäet, den Trümmern von Erdbeben, erhoben sich ganz nahe bei uns; links und rechts rollte das Meer seit dem Morgen durch einen schweren Sturm in die Höhe getrieben, seine dumpf rauschenden, drohenden Wogen dahin, welche wir an den Schatten, die sie vor sich herwarfen, schon von Ferne kommen sahen; sie schlugen dann ans Gestade, jede hallte wie Donner wieder und warf ihren reichlichen sprühenden Schaum bis auf den Rain von feuchtem Sand, an dem wir hinritten, indem sie die Füße unserer Pferde jedesmal bespülten und uns selbst mit sich fortzureißen drohten; — ein Mond, so glänzend wie eine Wintersonne, beleuchtete hinlänglich das Meer, um uns seine Wuth zu zeigen, aber nicht genug unseren Weg, um das Auge über den gefährlichen Pfad zu unterrichten. — Bald ergoß sich ein flammender Schein auf den Höhen der Berge Libanons durch den weißen oder düstern Nebel des Morgens und verbreitete über diese ganze Scene ein fahles Zwielicht, das weder Tag noch Nacht ist, weder den Glanz des einen, noch die Heiterkeit der andern hat;

eine für Geist und Auge peinliche Stunde, ein Kampf zweier feindlicher Kräfte; von welchem die Natur manchmal das traurige Bild liefert und dem man noch öfter im eigenen Herzen wiederbegegnet. — Um 7 Uhr Morgens verließen wir bei bereits brennender Sonnenhitze Saide, das alte Sidon, welches in die Fluten ragt, wie ein Denkmal des Ruhmes aus einer vergangenen Herrschaft; wir klommen kahle, zerrissene Kreidehügel hinan, welche, unmerklich von Stufe zu Stufe emporsteigend, uns in die Einöde führten, welche unsere Augen vergeblich suchten. Kaum waren wir auf einer Anhöhe, so erhob sich bereits eine neue höhere vor uns, welche man wieder umgehen oder erklimmen mußte; Berge schlossen sich an Berge an, wie die Ringe einer dichten Kette, und ließen nichts zwischen sich, als tiefe, wasserlose, weiße Schluchten, mit grauen Felsblöcken besäet. Diese Berge entbehren völlig aller Vegetation und Erde. Es sind Skelette von Hügeln, an welchen Wind und Wasser schon seit Jahrhunderten zehren. — Hier hätte ich mir nimmermehr den Aufenthalt einer Frau gedacht, welche die Welt gesehen hatte und in derselben nur wählen durfte. — Endlich, von der Höhe eines dieser Felsen herab fielen meine Augen auf ein tieferes, breiteres Thal, auf allen Seiten von majestätischeren aber ebenso kahlen Bergen eingeschlossen. Mitten in diesem Thale erhob sich der Berg Dgiun, wie die Basis eines breiten Thurms, und rundete sich in zirkelförmigen Felsbänken ab, welche gegen den Gipfel zu schmäler wurden und endlich eine Ebene von einigen hundert Toisen in der Breite bildeten und mit einer schönen, anmuthigen, grünen Vegetation sich belebten. — Eine weiße Mauer, an deren

Ecke ein Kiosk stößt, umgab dieses reiche Grün. — Dieß war der Aufenthalt der Lady Esther. Wir erreichten ihn um Mittag.

(Reise in den Orient I, S. 301 — 312.)

---

## Vierte Anmerkung.

Seite 15.

### Die Cedern des Libanon.

Der Scheik von Eden, dem letzten bewohnten Dorfe auf der Spitze des Libanon, war mütterlicher Seits der Oheim von Herrn Mazoyer, meinem Dollmetscher. Durch seinen Neffen von unserer Ankunft in Tripoli benachrichtigt, kam der ehrwürdige Scheik mit seinem ältesten Sohne und einem Theil seiner Diener vom Gebirge herab; er besuchte mich im Franziskanerkloster und bot mir seine Gastfreundschaft in Eden an. Von Eden hat man zu den Cedern Salomo's nur drei Stunden zu reiten und wenn der Schnee, der noch das Gebirge bedeckte, es möglich machte, so konnten wir von dort aus diese uralten Bäume besuchen, deren Ruhm über den ganzen Libanon sich verbreitet und die aus der Zeit des großen Königs stammen. wir nahmen sein Anerbieten an und die Abreise wurde auf den folgenden Tag festgesetzt.

Um fünf Uhr Morgens waren wir zu Pferde. Der Caravane, die noch zahlreicher war, als gewöhnlich, ritt der Scheik von Eden voran, ein interessanter Greis, dessen feine Manieren, edle, ungezwungene Höflichkeit und prächtige Tracht nicht im Entferntesten an einen arabischen

Häuptling erinnerten; man glaubt einen Patriarchen zu sehen, der an der Spitze seines Stammes reitet; er ritt eine Stute aus der Wüste, deren goldbraunes Haar und wallende Mähne sie würdig gemacht hätten, einen Heros von Jerusalem zu tragen; sein Sohn und seine vornehmsten Diener ritten einige Schritte hinter ihm auf prächtigen Hengsten; dann kamen wir und endlich die lange Reihe unserer Mukras und Sais. Vor den Thoren Tripoli's hat man eine wundervolle Aussicht; man verfolgt die Ufer eines zwischen zwei Hügeln eingezwängten Flusses; die schönsten Bäume und Orangenwälder beschatten das Gestade; ein öffentlicher Kiosk unter diesen Bäumen ladet die Spaziergänger auf seine balsamisch duftende Terrasse ein; man raucht hier und trinkt Kaffee, um die kühle Luft des Flusses einzuathmen. Man bemerkt von hier aus durch eine lichte Stelle im Gebirge das Meer, das eine halbe Meile von der Stadt liegt; die schönen viereckigen von den Arabern erbauten Thürme auf den beiden Seiten des Hafens und die zahlreichen Fahrzeuge, welche auf der Rhede liegen! wir ritten über eine weite angebaute und mit Oliven bepflanzte Ebene; auf dem ersten Hügel, der in dieser Ebene nach dem Libanon hin sich erhebt, mitten in einem Walde von Oliven- und Fruchtbäumen aller Art, begegnete uns eine unabsehbare Menge von Männern, Weibern und Kindern auf beiden Seiten der Straße; es waren die Bewohner eines großen Dorfes, welches unter diesen Bäumen sich hindehnt und dem Scheik von Eden gehört; er bringt den Sommer in Eden und den Winter in diesem Dorfe der Ebene zu; diese Araber grüßten ehrfurchtsvoll ihren Fürsten, boten uns Erfrischungen

an und eine Anzahl derselben machte sich mit uns auf den Weg, um Kälber und Schafe für uns zu führen und uns über die steilen Abhänge des Gebirges zu helfen; so ritten wir vier Stunden lang in Einem fort, bald in tiefen Thälern, bald auf dem Kamme von beinahe ganz nackten Bergen; wir machten Halt am Ufer eines Bergstroms, der von den Höhen von Eden herabkommt und halbgeschmolzene Schneeklumpen mit sich führte; unter einem Felsen hatte der Scheik ein großes Feuer für uns anzünden lassen. Wir frühstückten und ließen unsere Pferde ausruhen; der Weg wird immer steiler, über kahle Felsen hin, glatt wie polirter Marmor und es ist unbegreiflich, wie die arabischen Pferde hinauf, namentlich aber hinab kommen konnten; vier Araber zu Fuß umgaben jedes der unsrigen und unterstützten es mit der Hand und den Schultern; demungeachtet stürzten mehrere auf dem Fels, ohne sich jedoch bedeutend zu verletzen; dieser schreckliche Weg oder vielmehr diese beinahe senkrechte Mauer führte uns nach zwei ermüdenden Stunden auf ein Felsplateau, von wo aus man die Aussicht auf ein weites inneres Thal und das Dorf Eden hatte, welches an dessen höchstem Ende in der Region des Schnees liegt; oberhalb Eden ist nur noch eine ungeheure Felspyramide: dieß ist die letzte Zacke von diesem Theil des Libanon; eine kleine zerfallene Kapelle krönt ihren Gipfel; Sturm und Wetter nagen beständig an diesen Felsen und lösen gewaltige Blöcke ab, die bis in das Dorf herabrollen; die Ländereien in der ganzen Umgegend sind davon wie übersäet und das Schloß des Scheiks selbst ist auf allen Seiten von denselben umlagert; dieses Schloß, dem wir uns näherten, ist von vollkommen

arabischer Architektur; die Fenster haben paarweise Bogengräte und werden durch zierliche Säulchen von einander getrennt. Die Terrassen, welche als Dach und Salon dienen, sind mit Zinnen versehen; an das gewölbte Thor stoßen zwei hohe Sitze von gemeisseltem Stein und selbst die Sockeln des Thores sind mit Arabesken über und über geschmückt: der Scheik war zuerst abgestiegen und erwartete uns vor seinem Hause; sein jüngster Sohn, ein silbernes Rauchpfännchen in der Hand, verbrannte Wohlgerüche vor unsern Pferden und seine Brüder gossen duftende Essenzen auf unsere Haare und Kleider; ein herrliches Mahl erwartete uns in dem Saale, wo ganze Bäume auf dem großen Heerde loderten; die ausgesuchtesten Weine vom Libanon und von Cypern und eine ungeheure Masse von Braten bildeten dieß Gastmahl; unsere Araber im Hofe wurden gleich gut bewirthet; wir durchstreiften Abends die Umgegend des Dorfes; der Schnee bedeckte noch einen Theil der Felder; überall sahen wir Spuren einer reichen Cultur; der kleinste Winkel urbarer Erde zwischen den Felsen trug seine Reben oder seinen Nußbaum; unzählbare Quellen ergossen sich überall zu unsern Füßen; künstliche Kanäle vertheilten das Wasser durch die Ländereien; diese Ländereien auf den Abhängen waren von Terrassen aus gewaltigen Blöcken getragen; wir bemerkten ein Kloster unter der Felsenzacke zu unserer Linken und eine Menge Dörfer, eines am andern, auf allen Seiten des Thales.

Der Scheik hat drei Araber auf dem Wege nach den Cedern abgeschickt, um nachzusehen, ob der Schnee es uns gestatte, bis zu diesen Bäumen zu gelangen; die Araber

sagen bei ihrer Rückkehr, daß es unmöglich sei, vorzudringen: in einem engen Thale, durch das man ziehen muß, um zu jenen Bäumen zu kommen, liegt ein vierzehn Fuß tiefer Schnee. Ich möchte übrigens doch so nahe als möglich kommen und bitte daher den Scheik, mir seinen Sohn und einige Reiter mitzugeben; ich lasse meine Frau und meine Caravane in Eden zurück und besteige mein bestes Pferd Scham; mit Sonnenaufgang sind wir auf dem Weg; — dreistündiger Ritt über Gebirgskämme oder über Felder, die von geschmolzenem Schnee aufgeweicht sind; ich komme am Rande des heiligen Thales an, einer tiefen Schlucht, in die das Auge von den Felsen herab sich versenkt, ein noch geschlosseneres, lüsterneres, feurigeres Thal, als das von Hammana. Von der Höhe dieses Thales, da, wo es im steten Steigen an die Gletscher grenzt, stürzt sich ein prächtiger Wasserfall, hundert Fuß hoch, in einer Breite von zwei bis dreihundert Klaftern herab; das ganze Thal hallt wieder von diesem Sturz und dem Rauschen des Stromes, der seine Wasser daher erhält; von allen Seiten des Felsen rieselt der Schaum herab; im äußersten Hintergrunde des Thales sehen wir zwei große Dörfer, deren Häuser sich kaum von dem durch den Bergstrom losgerissenen Felsen unterscheiden; die Wipfeln der Pappeln und Maulbeerbäume erscheinen von hier aus wie Büschel und Schilf oder Gras. Man reitet in das Dorf Beschierai hinab auf Pfaden, welche in den Fels gehauen und so steil sind, daß man nicht begreift, wie Menschen sie gehen mögen; es geschieht auch manches Unglück: ein Stein von dem Kamm, auf dem wir uns befinden, hinabgeschleudert, würde auf irgend ein Dach

dieser Dörfer fallen, wohin wir erst nach einer Stunde kommen würden. Ueber dem Wasserfall und den Gletschern dehnen sich ungeheure Eisfelder hin, welche, wie Nebel, in einer bald grünlichen, bald blauen Farbe wogen; ungefähr eine Viertelstunde weiter links in einer Art halbzirkelförmigem Thale, das durch die letzten Berge des Libanon gebildet wird, sehen wir einen breiten, schwarzen Flecken auf dem Schnee: dieß sind die berühmten Cedern; sie krönen, gleich einem Diadem, die Stirn des Gebirgs. Sie schauen auf die Verzweigung der großen und zahlreichen Thäler hinab, welche in das Gebirg sich einschneiden; das Meer und der Himmel sind ihr Horizont. Wir setzen unsere Pferde im Schnee in Galopp, um möglichst nahe an den Wald zu kommen, aber noch fünf- bis sechshundert Schritte von den Bäumen entfernt, versinken unsere Pferde bis an die Schultern. Wir sehen, daß unsere Araber uns getreulich berichtet haben und daß wir darauf verzichten müssen, diese Reliquien der Zeit und der Natur mit der Hand zu berühren; wir steigen vom Pferde und setzen uns auf einen Felsen, um sie zu betrachten.

Diese Bäume sind die berühmtesten natürlichen Denkmale der Welt. Religion, Poesie und Geschichte haben sie gleichermaßen geheiligt. Die heilige Schrift verherrlicht sie an mehreren Stellen. Sie sind eines von den Bildern, welches die Propheten mit Vorliebe gebrauchen. Salomo wollte sie für den Schmuck des Tempels verwenden, den er zuerst dem einigen Gotte errichtete, ohne Zweifel wegen ihres Rufes von Pracht und Heiligkeit, welchen diese Wunder der Pflanzenwelt schon zu jener Zeit hatten. Gewiß sind es diese; denn Ezechiel spricht

von den Cedern des Eden als von den schönsten des Libanon. Die Araber von allen Sekten haben eine anererbte Verehrung für diese Bäume. Sie schreiben ihnen nicht nur eine vegetative Kraft zu, die ihnen ein ewiges Leben sichert, sondern sogar eine Seele, vermöge welcher sie Zeichen von Weisheit und Schauen in die Zukunft von sich geben, ähnlich denen des Instinkts bei den Thieren, des Verstandes bei den Menschen. Sie kennen zum Voraus die Jahreszeiten; sie rühren ihre gewaltigen Aeste gleich Gliedern, strecken ihre Gelenke aus oder schließen sie, erheben ihre Zweige gen Himmel oder neigen sie zur Erde, je nachdem der Schnee fallen oder schmelzen will. Es sind göttliche Wesen in der Gestalt von Bäumen. Sie gedeihen bloß in dieser Gegend der Gruppen des Libanon. Sie wurzeln weit über jene Region, wo alle große Vegetation aufhört. All das setzt die Phantasie der orientalischen Völker in Erstaunen; vielleicht mußte die Wissenschaft selbst erstaunen. — Ach! aber Basan schmachtet, der Carmel und die Blume des Libanon verwelken! Dieser Bäume werden mit jedem Jahrhunderte weniger. Die Reisenden zählten ihrer einst dreißig bis vierzig; später siebzehn; noch später ein Dutzend. — Nun sind es bloß noch sieben, deren Masse wohl vermuthen läßt, daß sie aus dem biblischen Alterthum stammen. Um diese alten Zeugen verschwundener Jahrhunderte, welche die Geschichte der Erde besser kennen, als die Geschichte selbst sie kennt, die, wenn sie sprechen könnten, uns so viel von Reichen, von Religionen und vergangenen menschlichen Geschlechtern erzählen würden! Um diese Bäume her steht noch ein kleiner Wald von gelberen Cedern, welche mir eine

Gruppe von zwei= bis dreihundert Gesträuchen oder Büschen zu bilden schienen. Jedes Jahr im Juni kommen die Einwohner von Beschierai, von Eden, von Kanobin und allen den Dörfern der benachbarten Thäler zu den Cedern herauf und lassen zu ihren Füßen eine Messe lesen. Wie viel Gebete sind nicht schon unter diesen Zweigen ertönt! Und wo ist ein schönerer Tempel, wo ein Altar dem Himmel näher, wo ein majestätischeres, heiligeres Allerheiligstes, als auf der letzten Platte des Libanon, beim Stamme der Cedern unter dem Dom dieser heiligen Zweige, welche so viele menschliche Geschlechter beschattet haben und noch beschatten, Geschlechter die den Namen Gottes verschieden aussprechen, aber überall ihn in seinen Werken erkennen und in den Offenbarungen der Natur anbeten? Und auch ich betete vor diesen Bäumen. Das harmonische Gesäusel in ihren klingenden Aesten spielte in meinen Haaren und trocknete auf meinem Augenlide die Thränen des Schmerzes und der Anbetung.

(Reise in den Orient II, S. 391 — 400.)

---

## Fünfte Anmerkung.

### Die Titanen. *

Die Titanen sind unsre alten Celten oder Gallier. Es sind Gomaräer oder Nachkommen des Gomar, des Sohnes Japhets (Gen. X, 2). Sie wurden anfangs Sacken genannt; unter diesem Namen warfen sie sich nach

* Diese Anmerkung über die Titanen ist aus dem Wörterbuch von Trévoux.

Armenien, fielen in Cappadocien ein, zogen nach Phrygien und nahmen den Namen Titanen an. Der erste ihrer Fürsten war Akmon; er führte sie von Armenien nach Cappadocien und später nach Phrygien, begleitet von Doeas, seinem Bruder, der vielleicht auch Weissagungen ertheilte. Der zweite Fürst hieß Uranus; er war kriegerisch ein Mann, der aus Ehrgeiz und Liebe zum Krieg seine Eroberungen von Kleinasien bis nach Spanien ausdehnte, also bis zu den äußersten Enden Europa's und des Westens. Saturn, sonst auch Kronos genannt, war der dritte; ihn sieht man mit Recht als den Vater des großen Jupiter an. Man sieht aus der alten Geschichte, daß er auch große Dinge gethan hat, und er war der erste der titanischen Fürsten, der das Diadem mit dem Purpur zu tragen wagte und den Königstitel annahm; denn die andern vor ihm waren nur die Häupter und Volksführer gewesen, welche die Leute beherrschten. Jupiter, dessen Name Jo oder vielmehr Ju war, muß als der vierte und berühmteste dieser Fürsten betrachtet werden. Er war es, der durch seinen Muth und durch seine Siege und sein Glück das Reich der Titanen gegründet hat und die höchste Stufe des Ruhmes erstieg. Seine Berühmtheit wäre noch größer und vollständiger gewesen, wenn er sich nicht in der unglücklichen Nothwendigkeit befunden hätte, Krieg gegen einen Vater zu führen, der an Nichts dachte, als daran, ihm das Leben zu nehmen. Sein Sohn Teuta endlich, sonst Merkur genannt, ist der, welcher nach seinem Oheim Dis, den wir Pluto nennen, die Titanen in die Provinzen des Westens und nach Gallien geführt hat. Er hat diesen Völkern Gesetze gegeben, die zuvor nur den

Krieg gekannt hatten; er suchte ihre wilden Leidenschaften zu zügeln und ihnen Liebe zum Frieden und zur Ruhe einzuflößen. Denkt man nun an Manes, der von einigen Historikern als der Vater Akmons und folglich als der Urgroßvater des Saturn betrachtet wird, so hat man sechs Glieder oder sechs Generationen titanischer Fürsten. Diese Grade gehen bis auf die Zeit Nachors, des Vaters von Thara und des Großvaters von Abraham, und herab bis zur Zeit, als die Kinder Israel nach Egypten kamen, so daß ihre Macht und ihre Herrschaft in Kleinasien, Syrien, Griechenland und Italien, sowie im übrigen Europa ungefähr 300 Jahre gedauert haben kann. Die Titanen, und vor Allem ihre Fürsten, übertrafen bei weitem die übrigen Menschen an Größe und Körperstärke. Dieß ist der Grund, daß man sie als furchtbare Menschen und als Riesen angesehen hat. Die Schrift selbst, welche die Regel der Wahrheit ist, gibt keine andere Vorstellung von diesen mächtigen Menschen, die, ihr zufolge, über die ganze Erde herrschen. Judith in ihrem schönen Gesange nennt sie die Riesen, die Söhne der Titanen; und der Prophet Jesaias zeigt auch, daß diese Riesen ehemals Herren der Welt waren, und sagt, sie hätten die Könige der Nationen einst von ihren Thronen gestürzt. Die Titanen sind also keine fabelhaften Menschen, wenn auch die Griechen ihre Geschichte in Fabeln gehüllt haben; es waren große Krieger und mächtige Menschen, vom Stamme der Riesen, und haben viel Lärmen in der Welt gemacht. Außerdem waren sie sehr der Magie, der Weissagung, Gaukeleien und dem Zauberwesen ergeben; und die größten unter ihnen,

wie die Priester, Opferer, selbst die Könige und Prinzen von Geblüt waren diesen unheiligen und teuflischen Dingen am meisten zugethan.

(Celtische Alterthümer von Pezron.)

---

## Sechste Anmerkung.

## Der Libanon und Balbeck.

Wenn man Bayruth hinter sich hat, reitet man durch Hohlwege in rothem Sande dahin, der mit allen möglichen Blumen Asiens eingefaßt ist; alle Formen, alle Düfte des Frühlings; indische Feigen, Dornensträuche mit goldgelben Blumentrauben, ähnlich dem Ginster unserer Berge: Reben, die sich von Baum zu Baum winden, schöne Johannisbrodbäume mit dunkelm erzfarbigem Grün, verschlungenen Aesten, einem Stamm von brauer, glatter, glänzender Rinde, der schönste Baum in diesem Klima. Nach einer halben Stunde gelangt man auf den Gipfel der Halbinsel, welche das Cap von Bayruth bildet, sie springt als runde Felszacke in das Meer vor und ihre Basis bildet eine schöne, weite Ebene, durch welche der Nahr-Bayruth strömt. Diese Ebene, bewässert, angebaut, überall mit schönen Palmen, grünen Maulbeerbäumen, Fichten mit breiten, dichten Wipfeln bepflanzt, erstirbt unter den ersten Felsen des Libanon. Auf dem Scheitelpunkt der Ebene von Bayruth dehnt sich die herrliche Scene von Fakar-el-Din oder Fakardin: es ist der Spaziergang von Bayruth. Hier reiten die türkischen, arabischen und europäischen Reiter ihre Pferde zu und laufen den Dgerid. Hier brachte ich

selbst jeden Tag einige Stunden zu Pferde zu, bald über die Sandwüsten sprengend, welche den blauen, weiten Horizont des syrischen Meeres beherrschen; bald in Betrachtungen versunken unter den Alleen von jungen Fichten hintrabend, welche einen Theil dieses Vorgebirgs bedecken. Es ist der schönste Ort in der Welt, den ich kenne. — Riesige Pinien, deren kräftige Stämme, vom Seewind leicht gebogen, mit ihren breiten, sonnenschirmartig ausgespannten Wipfeln, gleich Kuppeln emporragen, stehen in Gruppen von zwei oder drei Bäumen, oder einzeln von zwanzig zu zwanzig Schritten auf goldfarbigem Sande, aus welchem da und dort eine leichte grüne Sammtdecke von Rasen und Anemonen bricht; sie wurden von Fakar-el-Din, dessen wunderbare Schicksale selbst in Europa Aufsehen erregt haben, gepflanzt und tragen noch jetzt seinen Namen. Ich sah jeden Tag mit Schmerz einen Helden der neuen Zeit diese Bäume fällen, die ein anderer großer Mann gepflanzt hatte. Ibrahim Pascha ließ einige für seine Marine umhauen; aber es stehen immerhin noch genug, um von ferne dem Auge des Schiffers und der Bewunderung des von den schönsten Naturscenen Ergriffenen das Vorgebirge zu bezeichnen. Von hier aus hat man, wie ich glaube, die glänzendste Ansicht des Libanon; man ist zu seinen Füßen, aber immerhin noch entfernt genug, um nicht in seinem Schatten sich zu befinden; das Auge kann ihn in seiner ganzen Höhe erfassen, in das Dunkel seiner Schluchten tauchen, den Schaum seiner Ströme unterscheiden und frei um die ersten Kegel schweben, die sich an ihn anlehnen, und von denen jeder ein maronitisches Kloster trägt, welches aus einem Gehölze

von Pinien, Cedern oder schwarzen Cypressen hervorragt. — Der Sannin, die höchste und am meisten pyramidenförmige Spitze des Libanon, beherrscht all die untern Kuppen und bildet mit seinem beinahe ewigen Schnee den majestätischen, goldfarbenen, violetten, rosigen Grund des Berghorizontes, welcher in dem Fimamente sich versenkt, nicht wie ein fester Körper, sondern wie ein Dunst, ein durchsichtiger Rauch, durch welchen man die andere Seite des Himmels zu unterscheiden glaubt, eine bezaubernde Erscheinung der Berge Asiens, welche ich sonst nirgends gesehen habe und an der ich mich alle Abend erfreue, ohne mir davon Rechenschaft geben zu können. — Auf der Südseite senkt sich der Libanon stufenweise bis zu dem vorspringenden Cap von Saide, dem alten Sidon; seine Kuppen tragen nur noch hie und da Schnee auf zwei oder drei entfernteren Höhen, welche über die übrigen und die ganze weitere Kette des Libanon emporragen; sie verfolgen, wie die Mauer einer zerstörten Stadt, bald sich hebend, bald sich senkend, die Linie zwischen der Ebene und dem Meere und ersterben in dem Dunste des Westen gegen die Gebirge von Galiläa zu, an den Ufern des Meeres von Genezareth, sonst auch der See von Tiberias genannt. Auf der Nordseite bemerkt man ein Eckchen Meer, welches wie ein schlafender See in die Ebene eintritt, halb verborgen von dem dichten Grün des zauberischen Hügels von San-Dimitri, des schönsten in Syrien. In diesem See, dessen Verbindung mit dem Meere man nicht bemerkt, liegen stets ein Paar Schiffe vor Anker, welche sich anmuthig auf den Wellen wiegen, deren Schaum die Mastixbäume, den Rosenlorbeer und die indischen Feigen

benetzt. — Von der Rede wirft eine ursprünglich von den Römern erbaute und von Fakar=el=Din wiederhergestellte Brücke ihre Bogen nach Art von Urgewölben über den Fluß Bayruth, welcher die Ebene durchströmt, wo er Leben und Grün verbreitet, und nicht weit von da auf der Rhede sich verliert.

Dieser Spaziergang war der letzte, den ich mit Julia machte; sie ritt zum erstenmal ein Pferd der Wüste, welches ich ihr vom todten Meere mitgebracht hatte und das ein arabischer Diener am Zügel führte. Wir waren allein; der Tag, obgleich im November, war warm und glänzend, Alles rings um uns grün. Nie hatte ich dieses wundervolle Kind so berauscht gesehen von der Natur, von Rührung und vom Glücke, zu sein, zu sehen und zu fühlen; sie wandte sich jeden Augenblick nach mir um, um ihre Verwunderung auszudrücken, und als wir um den Hügel von San=Dimitri herum durch die Ebene bei den Fichten angekommen waren, wo wir Halt machten, sagte sie zu mir: Nicht wahr, das ist der längste, schönste und köstlichste Spaziergang, den ich je in meinem Leben gemacht habe? Ach ja! und es war der letzte! — Fünfzehn Tage nachher ging ich allein und weinend unter denselben Bäumen umher und hatte Nichts mehr, als im Herzen jenes bezaubernde Bild des himmlischsten Wesens, das der Himmel mir zu sehen, zu besitzen, zu beweinen gegeben hatte. — Ich lebe nicht mehr; — die Natur ist nicht mehr belebt für mich durch das, was sie mich doppelt in der Seele meines Kindes fühlen ließ: — ich sehe sie noch an, sie reißt immer noch meine Augen hin; aber sie erhebt mein Herz nicht mehr, oder, wenn sie es mir unbewußt einige

Minuten oder Sekunden erhebt, so sinkt es alsbald wieder kalt und gebrochen in den Abgrund trostloser Trauer und bittern Leidens, in den es der Wille Gottes durch so viele unersetzliche Verluste geworfen hat.

Gegen Westen wird das Auge zuerst durch leichte und gleich der Glut einer Feuersbrunst rothe Sandhügel angezogen, von denen ein blaßrother Dunst aufsteigt, ähnlich dem Wiederschein der Mündung eines brennenden Ofens; dann, indem der Blick die Linie des Horizontes verfolgt, schweift er über diese Wüste hin bis zu der tiefblauen Linie des Meeres, welche Alles begrenzt und in der Ferne mit dem Himmel in einem Nebel verschwindet, der jede Unterscheidung verwischt. Alle diese Hügel, diese ganze Ebene, sämmtliche Gebirgsabhänge tragen eine unzählige Menge von hübschen, einzelnstehenden Häuschen, von denen jedes seinen Maulbeergarten, seine Riesenfichte, seine Feigen hat, und da und dort in gedrängteren, mehr in das Auge fallenden Gruppen schöne Dörfer oder Klöster, welche auf einem Fußgestell von Felsen sich erheben und fernhin auf das Meer die gelben Strahlen der Sonne des Orients zurückwerfen. — Zwei bis dreihundert dieser Klöster mögen auf all den Kämmen, den Vorgebirgen und all den Schluchten des Libanon stehen: es ist das frömmste Land von der Welt und vielleicht das einzige, wo das Bestehen des Mönchthums noch nicht die Mißbräuche mit sich geführt hat, die es an andern Orten zerstört haben. Diese Mönche, arm und nutzenbringend, leben von der Arbeit ihrer Hände, sind so zu sagen nur fromme Arbeiter und fordern von der Regierung und den Einwohnern Nichts als den Felsenwinkel, den sie bebauen, Einsamkeit und ein

beschauliches Leben; sie machen noch jetzt durch ihr wirkliches Bestehen mitten in mahomedanischen Ländern die Schöpfung jener ersten Asyle des wachsenden, leidenden und verfolgten Christenthums, so wie die wunderbare Vervielfältigung jener Asyle religiöser Freiheit in den Zeiten der Barbarei und der Verfolgung erklärlich. Das war der Grund ihres Ursprungs; aus demselben Grunde bestehen sie noch heute bei den Maroniten; auch sind diese Mönche geblieben, was sie sein sollten und was sie, mit wenigen Ausnahmen, nirgends mehr sein können. — Vertrüge sich auch der gegenwärtige Zustand der Staaten und Religionen noch mit Mönchsorden, so könnten es doch keine solche mehr sein, welche in einer andern Epoche für andere Bedürfnisse, für andere Ansprüche geschaffen worden sind: jede Zeit muß ihre eigenen socialen und religiösen Verhältnisse hervorbringen; die Bedürfnisse unserer Zeiten sind aber ganz andere, als die Bedürfnisse der ersten Jahrhunderte. — Die Mönchsorden unserer Tage haben nur zwei Aufgaben, welche sie besser lösen können, als die Regierungen und der Einzelne: die Menschen zu unterrichten und in ihrem leiblichen Elend zu trösten. Schulen und Hospitäler sind die zwei einzigen Schauplätze der Thätigkeit, welche ihnen in der Bewegung der heutigen Welt übrig bleiben; um aber den ersten dieser Plätze auszufüllen, muß man zuerst selbst an dem Lichte Theil nehmen, das man verbreiten will; — man muß besser unterrichtet sein und in sittlicher Beziehung wirklich höher stehen, als die Völker, die man unterrichten und bessern will. — Kommen wir auf den Libanon zurück. —

Wir steigen zuerst Pfade aus gelblichem Fels und

leicht in das Rosafarbene spielendem Sande hinan, welcher von ferne dem Gebirge jenen violetten, röthlichen Anstrich gibt, welcher das Auge so bezaubert. Nichts Merkwürdiges bis zu zwei Drittel des Gebirgs: hier der Gipfel eines Vorgebirgs, das in ein tiefes Thal hervorspringt. — Eine der schönsten Aussichten, welche Gott dem Menschen auf seine Schöpfung gestattet hat, ist das Thal von Hammana: es liegt gerade unter uns und fängt mit einer dunkeln, tiefen Schlucht an, welche beinahe, wie eine Grotte, in den höchsten Felsen und in dem obersten Schnee des Libanon sich aushöhlt: man unterscheidet sie anfangs nur an dem schäumenden Bach, der mit ihr vom Gebirge stürzt und durch ihre Nacht einen leuchtenden, flimmernden Faden zieht: sie erweitert sich nach unten zu unmerklich von Stufe zu Stufe, wie das Strombett von Wasserfall zu Wasserfall; auf einmal biegt sie sich dann gegen Westen ein, macht zierliche, leichtgeschwungene Windungen, gleich einem Bache, der in einen Fluß sich ergießt oder selbst ein Fluß wird, mündet in ein breiteres Thal und wird endlich selbst Thal; hier ist sie im Durchschnitt zwischen den beiden Gebirgsketten eine halbe Meile breit; gegen das Meer hin fällt das Thal in regelmäßigen, sanften Abhängen ab, senkt sich oder erhebt sich zu Hügeln, je nachdem Felsen im Wege liegen; auf diesen Hügeln stehen Dörfer, welche durch Schluchten von einander getrennt sind, oder befinden sich ungeheure, von schwarzen Tannen eingefaßte Plateaus, deren angebaute Plattformen ein schönes Kloster tragen. In diese Schluchten stürzt das Wasser in tausend Cascaden und rauscht schimmernd und schäumend dahin. Die Seitenwände des Libanon, welche

das Thal einschließen, sind selbst von hübschen Tannengruppen, Klöstern und hochgelegenen Dörfern bedeckt, deren blauer Rauch an ihren Abhängen sich hinzieht. Zur Zeit, als ich dieses Thal betrachtete, ruhte eben die Sonne auf dem Meere und ihre Strahlen, die Schluchten und Abgründe in einem geheimnißvollen Dunkel lassend, streiften allein noch die Klöster, die Dächer der Dörfer, die Gipfel der Tannen und die höchsten Spitzen der Felsen, welche aus der Bergfläche hervorragen; das Wasser war groß, stürzte von allen Gesimsen der beiden Bergketten und sprang schäumend aus allen Felsenspalten, indem es mit zwei breiten Silber- und Schneearmen die schöne Plattform umschlang, welche die Dörfer, Klöster und Tannengehölze trägt. Sein Rauschen, gleich dem einer Orgel in einer Cathedrale, hallte von allen Seiten wieder und betäubte das Ohr. Ich habe noch selten die eigenthümliche Schönheit von Gebirgsansichten so tief gefühlt. Eine düstere, ernste und doch sanfte Schönheit von ganz anderer Natur, als die Schönheiten des Meeres oder der Ebenen; — eine Schönheit, bei der das Herz sich in sich zurückzieht, anstatt sich zu öffnen, die mit dem religiösen Gefühl im Unglück verwandt scheint; — eine melancholische Sammlung, statt der religiösen Gefühle im Glück: Erweiterung des Herzens, Liebe und Freude.

Bei jedem Schritt an der Bergwand hin stürzen von oben die Wasserfälle auf uns herab, oder schleichen durch die Zwischenräume der Felsen dahin, welche sie ausgehöhlt haben; Traufen gleichsam dieses hohen Gebirgsbaches, welche die Abhänge entlang unaufhörlich tröpfeln. Das Wetter war neblich; der Sturm heulte in den Tannen

und trieb von Zeit zu Zeit einen Schneestaub herbei, in welchem der flüchtige Strahl der Märzsonne in bunten Farben sich spiegelte. Unvergeßlich bleibt mir der neue malerische Eindruck, welchen der Zug unserer Caravane über eine der Schluchten dieser Wasserfälle hervorbrachte. Die Felsenwände des Libanon höhlten sich auf einmal wie eine tiefe Seebucht aus; ein Waldstrom, in seinem Laufe durch einige Granitblöcke aufgehalten, erfüllte mit seinen reißenden, schäumenden Wellen diese Gebirgsspalte, der Staub des Wasserfalls, welcher einige Klafter hoch herabstürzte, schwamm ein Spiel der Winde über den beiden Vorgebirgen von dürrer, grauer Erde, welche die Bucht einfaßten und plötzlich in steilen Abhängen bis zum Bette des Waldstromes abfielen, über den man setzen mußte; ein schmales Gesimse, in die Seiten dieser Anhöhen eingehauen, war der einzige Weg, um zum Waldstrom hinunter zu gelangen, über den wir setzen mußten. Man konnte nur eins und eins an diesem Gesimse hingehen; ich war einer der letzten der Caravane: die lange Reihe der Pferde, Lastthiere und Reisenden stieg nach und nach in die Tiefe dieser Schlucht hinab, machte dort eine Wendung und verschwand gänzlich in dem dunkeln Wassernebel und kam auf der andern Seite auf dem andern Gesimse allmählig wieder zum Vorschein; zuerst verhüllt und verschleiert in einem trüben Dunst, blaß und gelblich, wie Schwefeldampf, dann von einem weißen, leichten Dunst, ähnlich dem silberfarbenen Wasserschaum; endlich buntbeleuchtet von den Strahlen der Sonne, welche sie allmählig deutlicher hervortreten ließen, je weiter sie auf der gegenüberliegenden Seite heraufstieg: es war eine Scene aus

Dante's Hölle, dem Auge in einem der schauerlichsten Gesichtskreise verwirklicht, die seine Einbildungskraft erfinden konnte: aber was ist der Dichter vor der Natur? was der, welcher nach Gott erfindet?

Das Dorf Hammana, ein drusisches Dorf, wo wir unser Nachtlager aufschlagen wollten, schimmerte schon aus der oberen Oeffnung des Thales, das seinen Namen trägt. Auf eine Zacke von spitzigen, zertrümmerten Felsen hingeworfen, welche an den ewigen Schnee grenzen, wird es vom Hause des Scheiks überragt, welches selbst auf einer noch höheren Spitze mitten im Dorfe steht.

Zwei tiefe Waldströme, in die Felsen eingezwängt und von Blöcken aufgehalten, an denen ihr Schaum sich bricht, begrenzen von allen Seiten das Dorf; man gelangt über sie auf einigen Tannenstämmen, ohne Geländer, auf die man nur ein wenig Erde geworfen, und steigt dann zu den Häusern hinauf. Die Häuser, wie alle auf dem Libanon und in Syrien, erscheinen von ferne regelmäßig, malerisch und architektonisch, das Auge wird auf den ersten Anblick getäuscht und glaubt, Gruppen von italienischen Villen mit ihren Terassendächern und ihren mit Balustraden verzierten Balkonen zu sehen. Das Schloß des Scheiks von Hammana übertrifft an Zierlichkeit, Anmuth und Würde Alles, was ich seit dem Palaste des Emir Beschir in Deir-el-Kamar in dieser Art gesehen habe. Es läßt sich mit Nichts vergleichen, als mit einem unserer wunderbarsten Schlösser des gothischen Mittelalters, wie wir uns wenigstens nach den Ruinen eine Vorstellung machen können, oder wie sie die Malerei uns schildert. Bogenfenster mit Balkonen verziert, eine weite hohe Pforte,

gleichfalls mit einem Bogen, der wie ein Portikus über die Schwelle vorspringt; zwei steinerne Bänke, in Arabesken ausgehauen und an die zwei Pfeiler der Pforte sich anlehnend, sieben bis acht steinerne Stufen, im Zirkel bis zu einer breiten, von zwei oder drei ungeheuren Sycomoren überschatteten Terrasse führend, wo das Wasser unausgesetzt in ein Marmorbecken fließt: dieß ist die Scene. Sieben oder acht bewaffnete Drusen, in ihrer vornehmen, schimmernden Tracht, den riesigen Turban auf dem Haupt, in kriegerischer Haltung, scheinen den Befehl ihres Gebieters zu erwarten, ein oder zwei Neger in blauen Westen, einige jungen Sklaven oder Pagen auf den Stufen der Freitreppe sitzend oder spielend, und weiter oben endlich, gerade unter dem Bogen der großen Pforte, der Scheik selbst mit einer Pfeife in der Hand sitzend, mit einer scharlachenen Weste bekleidet und uns, wie wir vorüberziehen, in der ruhigen Haltung eines Herrschers betrachtend: dieß sind die Personen. — Dazu kommen zwei junge schöne Frauen, die eine an einem hohen Fenster des Gebäudes auf den Ellenbogen sich stützend, sitzend, die andere anf einem Balkone über der Pforte stehend.

Wir schlafen in Hammana in einem Gemach, das schon seit mehreren Tagen für uns bereit gehalten war. — Wir erheben uns noch vor Sonnenaufgang und ersteigen die letzte Klippe des Libanon. Dieß dauert ein und eine halbe Stunde; endlich befindet man sich auf den Gletschern und verfolgt durch eine Hochebene, welche durch die Erhebungen der Hügel da und dort leicht unterbrochen wird, wie auf dem Gipfel der Alpen, die Schlucht, welche zur

andern Seite des Libanon führt. — Nach einem zweistündigen, beschwerlichen Ritte, durch zwei bis drei Fuß Schnee, entdeckt man zuerst die hohen und ebenfalls noch mit Schnee bedeckten Kuppen des Antilibanon, dann seine nackten, dürren Abhänge und endlich die schöne weite Ebene von Beka, welche eine Fortsetzung des Thales von Balbeck zur Rechten bildet.

Diese Ebene fängt bei der Wüste von Homs und Hama an und endigt erst bei den Gebirgen von Galiläa gegen Saphat hin; hier läßt sie allein einen schmalen Paß für den Jordan, der sich in den See von Genezareth ergießt. — Es ist eine der schönsten, fruchtbarsten Ebenen von der Welt, aber kaum angebaut und immer von den herumziehenden Arabern unsicher gemacht. Die Bewohner von Balbeck, Zackle und andern Städten des Libanon wagen kaum, sie anzusäen. Sie ist von einer großen Menge von Flüssen und unversieglichen Quellen bewässert, und bot dem Auge, als wir sie sahen, eher den Anblick eines Sumpfs oder eines schlecht ausgetrockneten Sees, als den einer Länderei.

Nach vier Stunden kommen wir unten in der Stadt Zackle an und der griechische Bischof, in Aleppo geboren, nimmt uns auf und stellt mehrere Zimmer zu unserer Verfügung. Wir brechen am 30. wieder auf, um die Ebene von Beka zu durchziehen und in Balbeck zu übernachten.

Wenn man Zackle, eine hübsche christliche Stadt am Fuße des Libanon, auf der Grenze der Ebene, gegenüber vom Antilibanon, verläßt, so verfolgt man zuerst die Wurzeln des Antilibanon, indem man wieder gegen Norden zu reitet; man kommt bei einem zerstörten Gebäude

vorbei, auf dessen Trümmern die Türken das Haus eines Derwischs und eine Moschee von großartigem, malerischen Eindruck erbaut haben. — Es ist nach den arabischen Traditionen das Grab Noahs, dessen Arche auf dem Gipfel des Sannin sich niederließ und der das schöne Thal von Balbeck bewohnte, allwo er starb und begraben wurde. Einige Ueberreste von antiken Bogen und Gebäuden aus den griechischen oder römischen Zeiten bestätigen hier die Traditionen. Man sieht wenigstens, daß dieser Ort zu allen Zeiten durch irgend eine große Erinnerung geheiligt war; der Stein ist da, ein Zeuge der Geschichte. Wir zogen vorbei, nicht ohne uns in jene alten Tage zu versetzen, da die Kinder des Patriarchen, jene neuen von einem einzigen Manne abstammenden Menschen diese Urgegenden bewohnten und Civilisationen und Gebäude gründeten, welche für uns Räthsel geblieben sind.

Wir brauchten sieben Stunden, um die Ebene, welche nach Balbeck führt, in schräger Richtung zu durchziehen. Als wir über dem Fluß waren, welcher die Ebene theilt, wollten unsere arabischen Begleiter uns nöthigen, rechtsum zu machen und in einem türkischen Dorfe, drei Meilen von Balbeck, zu übernachten. Mein Dragoman konnte nicht mit ihnen fertig werden und ich war genöthigt, mit meinem Pferde im Galopp auf die andere Seite des Flusses zu sprengen, um die zwei Häuptlinge der Caravane zu zwingen, uns zu folgen. Ich ritt mit der Reitpeitsche in der Hand auf sie zu, sie fielen bei der bloßen Drohung schon beinahe vom Pferde und begleiteten uns mit Murren.

In der Nähe des Antilibanon erhebt sich die Ebene und wird dürrer und steiniger. — Antemonen und Schneeglöckchen so zahlreich, wie die Kiesel zu unsern Füßen. Allmählig bemerken wir eine ungeheuere Masse, die auf den weißlichen Abhängen des Antilibanon sich schwarz abzeichnet. Es war Balbeck; aber noch konnten wir nichts Bestimmtes unterscheiden. — Endlich kamen wir bei der ersten Ruine an. Dieß ist ein kleiner achteckiger Tempel, von Säulen aus rothem egyptischem Granit getragen, Säulen, welche augenscheinlich aus viel höheren Säulen gehauen wurden und die zum Theil noch Schnecken zu Kapitälern, zum Theil keine Spur mehr hievon haben; nach meiner Meinung wurden dieselben erst in ganz neuer Zeit gehauen, hieher gebracht und aufgerichtet, um das Helmdach einer türkischen Moschee oder das Dach eines Santonklosters zu tragen: etwa zur Zeit Fakar-el-Dins. — Das Material ist schön; an der Arbeit des Gesimses und Gewölbes finden sich noch Spuren einiges Kunstsinns; aber diese Materialien sind augenscheinlich Bruchstücke von Ruinen, von einer schwächeren Hand und in einem bereits verdorbenen Geschmack zusammengefügt. Dieser Tempel ist eine Viertelstunde von Balbeck entfernt. Ungeduldig zu sehen, was das entfernteste Alterthum Schönes, Großes, Geheimnißvolles zurückgelassen, spornten wir unsere müden Pferde etwas an, die schon da und dort über Marmorblöcke, Säulenrümpfe, umgestürzte Kapitäler strauchelten; alle Ringmauern der Felder in der Nähe von Balbeck sind aus diesen Trümmern erbaut: unsere Alterthümler finden in jedem Stein ein Räthsel. Bereits nahm man einige Cultur wahr, große Nußbäume, die

ersten, die ich in Syrien wiedersah, erhoben sich zwischen Balbeck und uns, und trieben bis in die Ruinen der Tempel, welche von ihren Aesten uns verborgen wurden. Endlich konnte man sie sehen: es ist nicht, was man eigentlich unter einem Tempel, einem Gebäude, einer Ruine versteht; es ist ein Hügel von Architektur, der auf einmal aus der Ebene steigt, nicht weit von den wirklichen Hügeln des Antilibanon. Man schleppt sich zwischen Trümmern bis zu dem zerstörten arabischen Dorfe hin, welches man Balbeck nennt. Wir ritten an einer der Seiten dieses Ruinenhügels hin, auf welchem ein Wald von zierlichen Säulen, von der Abendsonne vergoldet, sich erhob und dem Auge in der mattgelben Färbung des Marmors am Parthenon oder am Colysseum in Rom erschien! Unter diesen Säulen tragen einige in anmuthiger, gestreckter Reihe noch ihre unversehrten Kapitäler, ihre reich gemeiselten Karnieße, und fassen die Mauern von Marmor ein, welche die Heiligthümer umschließen; andere lehnen sich noch ganz an jene Mauern, welche sie stützen, wie einen wurzellosen Baum, dessen Stamm noch gesund und grün ist; andere, die größere Anzahl, sind da und dort in ungeheueren Marmor- oder Steinblöcken auf den Abhängen des Hügels in den tiefen Gräben, welche denselben umgeben, bis zu dem Bett des Flusses zu seinen Füßen hin, umhergestreut. Auf dem Gipfel des Plateaus dieses Steinbergs erheben sich, nicht weit von einem kleineren Tempel, sechs Säulen von riesigerem Wuchse, ganz einzeln dastehend, und tragen noch ihre kolossalen Karnieße. Wir werden später sehen, was sie in dieser Absonderung von den andern Gebäuden

besagen wollen. Geht man den Fuß der Denkmäler entlang, so hören die Säulen und die Architektur auf und man sieht Nichts mehr als riesige Mauern, aus ungeheuren Steinen erbaut und beinahe sämmtlich Spuren von Bildhauerarbeit an sich tragend; Trümmer einer andern Epoche, deren man sich in der fernen Epoche zu den nun eingefallenen Tempeln bediente.

Wir zogen diesen Tag nicht weiter; der Weg führte von den Ruinen ab durch neue Ruinen und über Gewölbe, die unter dem Hufschlag unserer Pferde hallten, nach einem kleinen Häuschen, mitten unter dem Schutt erbaut: es war der Palast des Bischofs von Balbeck, welcher in seiner violetten Weste mit einigen arabischen Bauern uns entgegenkam und zu seiner bescheidenen Thüre uns geleitete. Die geringste Bauernhütte in Burgund oder der Auvergne zeigt mehr Luxus und Eleganz, als der Palast des Bischofs von Balbeck: ein übel zusammengefügtes Mauerwerk ohne Fenster und Thor, dessen Dach, theilweise eingefallen, den Regen auf einen Fußboden von Lehm traufen läßt; das ist das Gebäude: im Hintergrunde des Hofs jedoch zogen eine hübsche, neugebaute Mauer von Blöcken aus Travertin, ein Thor und ein Bogenfenster von maurischer Architektur, wundervoll ausgemeiselt, mein Auge an: es war die Kirche von Balbeck, die Cathedrale dieser Stadt, wo andere Götter einst ihre glänzende Wohnung hatten; es ist die Kapelle, worin die wenigen arabischen Christen, die unter den Trümmern so vieler Cultusse leben, unter reinerer Form die nämliche Gottheit anbeten, deren Gedanke in den Menschen aller

Jahrhunderte gearbeitet und so viele Steine und Ideen in Bewegung gesetzt hat.

Wir legten unter diesem gastfreundlichen Dach unsere Mäntel ab, banden unsere Pferde an den Pflock auf dem geräumigen Grasplatz zwischen dem Hause des Priesters und den Ruinen, zündeten hierauf ein Feuer aus Gestrüppe an, um unsere den Tag über vom Regen durchnäßten Kleider zu trocknen, und speisten in dem kleinen Hofe des Bischofs auf einem aus einigen Steinen der Tempel gebildeten Tische zu Nacht, während in der nahen Kapelle die Litaneien des Abendgebetes in einem klagenden Gesange ertönten und die ernste, wohlklingende Stimme des Bischofs seiner Heerde die frommen Reden vorsagte; diese Heerde bestand aus einigen arabischen Hirten und ein Paar Frauen. Als diese Bauern der Wüste aus der Kirche traten und bei uns stehen blieben, um uns zu betrachten, sahen wir nur befreundete Gesichter, wohlwollende Blicke; wir hörten nur verbindliche, liebevolle Worte, jene rührenden Grüße, jene langen, naiven Wünsche der Urvölker, welche noch keine leere Formel für den Gruß des Menschen an den Menschen geschaffen, sondern in einer kleinen Zahl von Worten, welche auf die verschiedenen Begegnungen am Morgen, Mittag oder Abend sich anwenden lassen, Alles zusammengefaßt haben, was nur die Gastlichkeit Rührendes, ihren Gästen Ersprießliches, was ein Reisender dem Reisenden für den Tag, die Nacht, den Weg, die Rückkehr wünschen kann. Wir waren Christen, das war genug für sie: gemeinsame Religionen stiften die mächtigste Sympathie unter den Völkern; — eine gemeinsame Idee ist mehr als ein

gemeinsames Vaterland! und die Christen im Orient, verloren in dem sie umgebenden Mohamedanismus, der sie bedroht und schon oft verfolgt hat, sehen in dem Christen des Occidents stets ihre eigentlichsten Beschützer und künftigen Befreier! Europa weiß nicht genug, welch mächtigen Hebel es an diesen christlichen Bevölkerungen hat, um den Orient einst in Bewegung zu setzen, wenn es ihm gefällt, seine Blicke auf dieses Land zu richten, dem eine nothwendige, unvermeidliche Umgestaltung bevorsteht, um ihm die Freiheit und Civilisation zu geben, deren es so fähig und so würdig ist. Es wäre, denke ich, einmal an der Zeit, eine europäische Kolonie in diesem Herzen Asiens zu errichten, die moderne Civilisation Orten zu bringen, von denen die antike Civilisation ausging, und ein gewaltiges Reich zu bilden aus den großen Trümmern des türkischen Reichs, das unter seinem eigenen Gewicht einstürzt und keinen Erben hinterläßt, als die Wüste und den Staub der Ruinen, über denen es zusammenbricht. Nichts ist leichter, als auf diesem verschütteten Boden ein neues Denkmal zu errichten und fruchtbaren Menschenracen jene unsichtbaren Bevölkerungsquellen wieder zu öffnen, welche der Mahomedanismus durch seine fluchwürdige Verwaltung verstopft hat; wenn ich sage fluchwürdig, so will ich keineswegs den Charakter des Mahomedanismus einer brutalen Rohheit beschuldigen, die nicht in seiner Natur liegt, sondern einer strafbaren Sorglosigkeit, eines unheilbaren Fatalismus, der, ohne etwas zu zerstören, Alles um sich her zu Grunde gehen läßt. Das türkische Volk ist gesund, gutmüthig und moralisch; ihre Religion ist nicht so abergläubisch und so

ausschließlich, als man sie uns schildert, aber ihre leidende Resignation, der Mißbrauch ihres Glaubens an die sinnliche Weltregierung der Vorsehung tödet die Fähigkeiten des Menschen, indem sie Alles Gott anheimstellt. Gott handelt nicht für den Menschen, der den Beruf hat, in seiner eigenen Sache selbst zu handeln, er ist Zuschauer und Richter der menschlichen Handlungen; der Mahomedanismus spielt die göttliche Rolle; er steht als unthätiger Zuschauer der göttlichen Handlungen da; er läßt den Menschen die Arme kreuzen und der Mensch geht freiwillig in dieser Unthätigkeit unter. Im Uebrigen muß man dem mahomedanischen Cultus Gerechtigkeit widerfahren lassen: er ist Nichts als ein sehr philosophischer Cultus, der dem Menschen nur zwei große Pflichten auferlegt hat: Gebet und Liebe. — Diese zwei großen Ideen sind in der That die zwei höchsten Wahrheiten jeder Religion; aus ihnen leitet der Mahomedanismus seine Toleranz ab, welche andere Religionen so unbarmherzig aus ihren Dogmen verbannen. In dieser Beziehung ist er auf der Bahn religiöser Vervollkommnung mancher Religion voraus, die ihn verkennt und verspottet. Der Mahomedanismus kann ohne Zwang in ein System religiöser und bürgerlicher Freiheit eintreten und eines der Elemente einer großen Staatenverbindung in Asien bilden; er ist seiner Natur nach moralisch, geduldig, resignirt, barmherzig und tolerant. Alle diese Eigenschaften machen ihn zu einer in dem Lande, wo er herrscht, nothwendigen Verschmelzung geeignet, man muß ihn vervollkommnen, nicht ausrotten; er ist gewohnt in Eintracht und Friede mit den christlichen Cultussen zu leben, die er selbst in dem

Schoose seiner heiligsten Städte, wie Damaskus und Jerusalem, frei walten und schalten ließ; um die Regierung kümmert er sich wenig; hat er nur Gebet, Gerechtigkeit und Frieden, so hat er genug; man kann in der durchaus menschlichen, politischen, ehrgeizigen, europäischen Civilisation ihm wohl seinen Platz in der Moschee, seinen Platz im Schatten oder in der Sonne gönnen!

Alexander hat Asien mit 30,000 griechischen und macedonischen Soldaten erobert; — Ibrahim hat das türkische Reich mit 30 oder 40,000 Kindern Egyptens gestürzt, welche kaum eine Flinte laden und im Schritt marschiren konnten. Ein europäischer Abenteurer mit 5 oder 6000 europäischen Soldaten kann Ibrahim leicht stürzen und Schritt vor Schritt Asien erobern, von Smyrna bis Bassorah, von Cairo bis Bagdad; er darf seine Operationen nur auf die Maroniten des Libanon stützen, sie, wenn er vordränge, in seinem Rücken organisiren und die Christen im Orient als Mittel der Verwaltung und Rekrutirung benützen; die Araber der Wüste selbst wären sein an dem Tage, da er sie bezahlen könnte; sie haben keine andere Religion als ihr Geld, ihre Gottheit wird immer der Säbel und das Geld sein: mit diesem Laster kann man sie lange genug halten, so daß sie endlich nothwendig sich unterwerfen müssen; sie würden selbst die Hand dazu bieten; nachher würde man sie mit ihren Zelten weiter in die Wüste zurücktreiben, die ihre einzige Heimath ist; man würde sie allmählig zu einer milderen Civilisation heranziehen, für die sie in ihrer Umgebung noch kein Vorbild gehabt haben.

Wir standen mit der Sonne auf, deren erste Strahlen

auf die Tempel von Balbeck fielen und diesen geheimnißvollen Ruinen jenen Glanz ewiger Schönheit verliehen, welchen die Natur nach Gefallen selbst dem, was sie zerstört hat, ertheilen kann. Nach einem kurzen Frühstücke wollten wir in der Nähe betrachten, was wir bis jetzt aus der Ferne erblickt hatten; wir ritten langsam dem künstlichen Hügel zu, um über die verschiedenen Massen von Architektur, die denselben bilden, einen Ueberblick zu bekommen; wir kamen bald an seiner Nordseite an, gerade unter dem Schatten der Riesenmauern, welche auf dieser Seite die Ruinen umgeben: — ein schöner Bach, über sein Granitbett ausgetreten, strömte zu unsern Füßen und bildete da und dort kleine Seen von klarem, fließendem Wasser, das rings um die von den Mauern herabgefallenen ungeheuren Steine und die im Bette des Baches gegrabenen Bildhauereien rauschte und schäumte. Wir setzten über den Bach von Balbeck auf einer jener Brücken, welche die Zeit über ihn gebaut hatte, und stiegen durch eine enge steile Lücke bis auf die Terrasse, welche jene Mauern umgab: bei jedem Schritt, bei jedem Stein, den unsere Hände berührten, unsere Blicke maßen, preßte unsere Bewunderung und Erstaunen uns einen Ausdruck der Ueberraschung aus. Jeder der Quadersteine dieser Ringmauer war wenigstens acht bis zehn Fuß lang, fünf bis sechs Fuß breit und eben so viel Fuß hoch. Diese Blöcke, für Menschenhände ungeheuer, ruhen ohne Verbindungsmittel über einander und tragen beinahe sämmtlich Spuren von Bildhauerei aus einer egyptischen oder indischen Epoche. Man sieht beim ersten Anblick, daß diese eingestürzten oder umgeworfenen Steine ursprünglich zu einem ganz

andern Zwecke dienten, als zu dem, Terrassen und Ringmauern zu bilden, und daß sie die kostbaren Materialien der Urdenkmale waren, deren man sich später bediente, um die Denkmale der römischen und griechischen Zeiten zu umzäunen; es war ein gewöhnlicher, ich glaube sogar religiöser Gebrauch bei den Alten, wenn ein heiliges Gebäude vom Krieg oder der Zeit eingestürzt war und die vorgeschrittenen Künste es bei seiner Wiederaufbauung verbessern wollten, die Materialien zu den Zugangsgebäuden der wiederhergestellten Denkmale zu verwenden, ohne Zweifel, damit nicht durch gemeinen Gebrauch entweiht würde, was der Schatten der Götter berührt hatte; vielleicht auch aus Achtung für die Ahnen, und damit nicht Menschenwerke aus verschiedenen Epochen unter die Erde begraben würden, sondern immer noch den Stempel menschlicher Frömmigkeit und allmähligen Fortschrittes der Kunst tragen sollten: so beim Parthenon, wo die Mauern der Akropolis, von Perikles wiedererbaut, die Materialien vom Tempel der Minerva enthalten. Mancher neue Reisende ist, weil er diesen frommen Gebrauch der Altvordern nicht kannte, zu der irrthümlichen Meinung verleitet worden, solche Gebäude aus dem höchsten Alterthum seien barbarische Denkmale der Türken oder der Kreuzfahrer.

Einige der Mauersteine waren zwanzig und dreißig Fuß lang und sieben bis acht Fuß hoch.

Oben an der Lücke angekommen, wußten wir nicht, wohin wir unsere Augen wenden sollten: überall marmorne Thore von wunderbarer Höhe und Weite; Fenster oder Nischen, mit der schönsten Bildhauerei eingefaßt, Bogengewölbe mit ausgesuchten Zierrathen; Stücke von

Karnießen, Gesimsen oder Kapitälern so reichlich, wie der Staub zu unseren Füßen; Kuppelgewölbe über uns; Alles Geheimniß, Unordnung, Durcheinander, Meisterwerke der Kunst, Trümmer der Zeit, unerklärliche Wunder rings um uns her: kaum hatten wir einen Blick der Verwunderung nach einer Seite hingeworfen, als ein neues Wunder unsere Augen nach der andern zog. Jede Erklärung der Form oder des religiösen Sinns der Denkmale wurde durch eine andere zu nichte gemacht. In diesem Labyrinth von Vermuthungen verloren wir uns unnützerweise: die heiligen Gebäude einer Zeit oder eines Volkes, dessen Religion oder Sitten man nicht ganz kennt, kann man nimmermehr mit der Phantasie wieder zusammensetzen. Die Zeit nimmt ihre Geheimnisse mit sich dahin und läßt der menschlichen Wissenschaft Räthsel zurück, um mit ihr zu spielen und sie zu täuschen. So verzichteten wir denn darauf, irgend ein System über das Ganze dieser Ruinen zu bauen; wir beschränkten uns auf den bloßen Anblick, auf die bloße Bewunderung, ohne etwas anderes zu begreifen, als die ungeheure Gewalt des Genies und die Macht der religiösen Idee, welche solche Massen in Bewegung setzen und solche Meisterwerke zur Vollendung bringen kann. — Wir waren noch von der zweiten Scene der Ruine getrennt durch innere Gebäude, welche uns den Anblick der Tempel entzogen. Allem Anscheine nach waren wir erst in den Wohnungen der Priester oder auf dem Terrain einiger besonderen Kapellen zu unbekanntem Gebrauche. Wir schritten an diesen Denkmalen vorüber, die weit reicher sind, als die Ringmauern, und die zweite Scene der Ringmauern lag vor unsern Augen. Viel breiter, viel

länger, viel verzierter noch, als die erste, die wir hinter uns hatten, zeigte sie unsern Blicken eine ungeheure Plattform in länglichtem Viereck, dessen Niveau oft durch erhöhte Bruchstücke von einem Pflaster unterbrochen war, das ganzen, nun zerstörten Tempeln, oder Tempeln ohne Dächer angehört zu haben schien, bei welchen die Sonne, die in Balbeck angebetet wurde, auf ihren Altar niederschauen konnte. Diese ganze Plattform umgibt eine Reihe von Kapellen, verziert mit wundervoll gemeiselten Nischen, Friesen, Karnießen, Kuppeln von der vollendetsten Arbeit, aber aus einer Epoche des schon gesunkenen Geschmacks: man merkt schon die Vorliebe für Ueberladung aus der Epoche des Verfalls bei den Griechen und Römern. Um jedoch diesen Eindruck zu fühlen, muß man das Auge bereits an die Betrachtung der reinen Denkmale von Rom oder Athen geübt haben: jedes andere Auge würde durch den Glanz der Formen, durch die Vollendung der Zierrathen geblendet. Das einzig Mangelhafte ist ihr Reichthum: der Stein wird erdrückt durch seine eigene Pracht und rings um die Mauern ziehen sich Marmorspitzen. Es stehen beinahe noch unversehrt acht bis zehn dieser Kapellen, welche von jeher so gewesen zu sein scheinen, und öffnen sich nach dem länglichten Viereck, welches sie umgeben und wo ohne Zweifel die Mysterien des Baaldienstes öffentlich gefeiert wurden. Ich will nicht versuchen, die tausend Gegenstände des Staunens und der Bewunderung zu beschreiben, welche jeder dieser Tempel, jeder dieser Steine dem Auge des Zuschauers darbietet. Ich bin weder Bildhauer noch Architekt; ich kenne nicht einmal den Namen, der dem Stein nach dieser oder jener

Stellung, dieser oder jener Form zukommt. Ich würde nur schlecht in einer fremden Sprache reden; — aber jene allgemeine Sprache, welche das Schöne selbst zum Auge des Laien redet und das Geheimnißvolle zum Geist und Gemüth des Philosophen, sie verstehe ich; und niemals vernahm ich sie so laut, als in diesem Chaos von Marmor, von Formen und Mysterien, welche in jenem mährchenhaften Hofe sich drängen. Und doch war es Nichts gegen das, was wir gleich darauf entdecken sollten. — Wenn man sich in Gedanken die Ueberreste des Tempels des Jupiter Stator in Rom, des Colysseums, des Parthenons vervielfältigen wollte, so könnte man ungefähr eine Vorstellung von dieser Scene der Architektur bekommen; bis hieher war kein Wunder, als die wunderbare Anhäufung so vieler Denkmale, so vieler Reichthümer und so vieler Arbeit innerhalb einer einzigen Ringmauer, in einem Gesichtskreis mitten in der Wüste unter den Ruinen einer beinahe unbekannten Stadt; wir rissen uns nur langsam von diesem Schauspiel los und ritten gegen Süden, wo der Giebel von sechs riesigen Säulen, gleich einem Leuchtthurm, über diesen Horizont von Trümmern sich erhob; um dorthin zu gelangen, waren wir genöthigt, durch äußere Ringmauern, hohe Vorhöfe, über Piedestale und Fundamente von Altären vorzudringen, welche überall der Raum zwischen diesen Säulen und uns versperrten: endlich kamen wir an ihrem Fuß an. Stillschweigen ist die einzige Sprache des Menschen, wenn das, was er fühlt, das gewöhnliche Maas seiner Empfindungen überschreitet; wir blieben in stummer Betrachtung dieser sechs Säulen versunken und maßen mit unsern Augen ihren Durchmesser,

ihre Höhe und die wundervolle Sculptur ihrer Architrave und Karnieße; ihr Durchmesser beträgt sieben Fuß, ihre Höhe mehr als siebzig Fuß; sie bestehen nur aus zwei oder drei Blöcken, welche so genau zusammengefügt sind, daß man kaum die Verbindungslinien unterscheiden kann; ihr Material ist ein leicht goldgelber Stein, dessen Farbe die Mitte hält zwischen dem Glanz des Marmors und dem matten Lichte des Travertins; die Sonne beleuchtete sie gerade noch von einer Seite und wir setzten uns einen Augenblick in ihren Schatten; große Vögel, wie Adler, flogen, von dem Geräusch unserer Schritte verscheucht, von ihren Kapitälern auf, wo sie ihre Nester haben, kehrten dann wieder zurück, setzten sich auf die Acanthusblätter der Karnieße, pickten an diesen mit dem Schnabel und schwangen ihre Flügel, gleichsam lebendige Verzierungen dieser wunderbaren Ueberreste. Diese Säulen, welche mehrere Reisende schon für die Ueberreste eines Ganges von hundert vier Fuß Länge und sechsundfünfzig Fuß Breite gehalten haben, der ehmals zu einem Tempel führte, scheinen mir offenbar die äußere Verzierung desselben Tempels gewesen zu sein. Wenn man den kleineren Tempel, welcher ganz in der Nähe mit allen seinen Theilen sich erhalten hat, mit aufmerksamem Blicke untersucht, so findet man, daß er nach demselben Plane erbaut war. Es ist mir wahrscheinlich, daß, nach der Zerstörung des ersten durch ein Erdbeben, man den zweiten nach dem gleichen Modell erbaute; daß man selbst zu seiner Erbauung einen Theil der ganz gebliebenen Materialien des ersten Tempels verwandte; daß man bloß die für eine Epoche des Verfalls zu riesenhaften Verhältnisse

verminderte; daß man die durch ihren Sturz zerbrochenen Säulen umarbeitete und die, welche die Zeit verschont hatte, als heilige Reliquien des alten Denkmals stehen ließ: wäre dem anders, so würden um die sechs noch stehenden Säulen her noch die Trümmer von andern großen Säulen sich finden. Im Gegentheil deutet aber Alles darauf hin, daß die Arena, die sie umgibt, seit den ältesten Zeiten leer und von Trümmern gereinigt war, und daß ein reicher Vorhof noch zu den Zeremonien eines Gottesdienstes um sie her diente.

Weiter südlich hatten wir einen andern Tempel vor uns, der auf dem Rande der Plattform ungefähr vierzig Schritte von uns entfernt stand; es ist das prächtigste und am besten erhaltene Denkmal in Balbeck, ich möchte sagen, in der ganzen Welt; wenn man eine oder zwei Seiten des Peristyls wieder aufrichtete, welche auf den Abhang der Plattform hinabgerollt sind und das Haupt noch an die unversehrten Mauern des Tempels anlehnen, wenn man ein Paar ungeheure Deckenverzierungen, welche vom Dache in das Vestibul hinuntergefallen sind, wieder an ihren Platz setzte, und einen oder zwei gemeiselte Blöcke der inneren Pforte wieder aufrichtete; wenn man dem Altar, wiederhergestellt aus den Trümmern, welche den Vorhof bedecken, seine alte Form und Stelle wiedergäbe, so dürfte man nur die Götter und Priester und Volk wiederhereinrufen, sie fänden ihren Tempel so vollständig, so unversehrt, so glänzend im Steinschliff und in der Beleuchtung der Sonne, als an dem Tage, da er aus den Händen des Baumeisters hervorging. Dieser Tempel hat kleinere Verhältnisse, als der, an welchen die sechs kolossalen Säulen

erinnern; er ist umgeben von einem Portikus von Säulen korinthischer Ordnung; jede dieser Säulen hat ungefähr fünf Fuß im Durchmesser und fünfundvierzig Fuß Höhe; sie bestehen sämmtlich aus drei über einander gelegten Blöcken und sind je neun Fuß von einander und eben so weit von der inneren Wand des Tempels entfernt; auf den Kapitälern der Säulen liegt ein reiches Architrav und ein wundervoll gemeiseltes Karnieß. Das Dach dieses Peristyls ist von mächtigen concaven Steinblöcken gebildet, welche mit dem Meisel in Felder ausgehauen sind, deren jedes einen Gott, eine Göttin oder einen Helden darstellt: wir erkannten einen von Jupiters Adler entführten Ganymed. Einige dieser Blöcke sind auf den Boden zu Füßen der Säulen gefallen; wir maßen sie; sie sind sechzehn Fuß breit und beinahe fünf Fuß dick, und das sind die Ziegel dieser alten Denkmale. Das innere Portal des Tempels, aus gleich gewaltigen Blöcken gebildet, ist zweiundzwanzig Fuß breit, seine Höhe konnten wir nicht messen, weil andere Blöcke an dieser Stelle herabgestürzt sind und es zur Hälfte verschüttet haben. Das Aussehen der gemeiselten Steine an der Vorderseite dieses Portales und ihr Mißverhältniß zu dem übrigem Gebäude lassen mich vermuthen, daß es das Portal des großen eingestürzten Tempels ist, das man diesem eingesetzt hat; die mysteriösen Bildhauereien, welche es zieren, sind nach meiner Meinung aus einer ganz andern, als der antoninischen Epoche und von einer bei weitem nicht so reinen Arbeit; ein Adler, einen Caduceus in den Krallen haltend, spreizt seine Flügel über der Oeffnung; aus seinem Schnabel hängen Gewinde von Ketten oder Bändern herab, die an ihren Enden von

zwei Ruhmes-Göttinnen gehalten werden. Das Innere des Tempels ist mit Pfeilern und Nischen von der reichsten und überladensten Bildhauerei verziert; wir nahmen einige der Bruchstücke, welche den Vorhof bedecken, mit uns. Mehrere Nischen sind noch ganz unversehrt und scheinen eben aus der Werkstätte des Künstlers zu kommen. Nicht weit von dem Eingang des Tempels fanden wir ungeheuere Oeffnungen und unterirdische Treppen, welche uns zu Gebäulichkeiten führten, deren Bestimmung ich nicht angeben kann; auch hier Alles gleich großartig und prächtig; ohne Zweifel Wohnungen der Hohenpriester, Versammlungsorte der Priester, vielleicht auch königliche Wohnungen; sie erhielten das Licht von oben oder von den Seiten der Plattform, an welche diese Gemächer stoßen. Aus Furcht, wir möchten uns in diesen Labyrinthen verirren, besuchten wir nur einen kleinen Theil derselben; sie scheinen die ganze Ausdehnung dieses Hügels entlang sich zu ziehen. Der ebenbeschriebene Tempel liegt am südwestlichen Ende des Steinhügels vor Balbeck; er bildet gerade die Ecke der Plattform. Als wir aus dem Peristyle traten, befanden wir uns an dem Rande des Absturzes; wir konnten die Cyclopensteine messen, welche das Fußgestell dieser Gruppe von Gebäuden bilden; dieses Fußgestell erhebt sich ungefähr dreißig Fuß über das Niveau der Ebene von Balbeck; es ist aus Steinen gebaut, deren Dimensionen so wunderbar groß sind, daß, wären sie nicht durch glaubwürdige Reisende verbürgt, die Einbildungskraft der Menschen heutzutage unter dem Gewicht der Unwahrscheinlichkeit erläge; die Phantasie der Araber, selbst der täglichen Zeugen dieser Wunderwerke, schreibt sie nicht menschlicher

Kraft, sondern Genien, oder übernatürlichen Mächten zu. Bedenkt man, daß diese behauenen Granitblöcke oft eine Länge von sechsundfünfzig Fuß, eine Breite von fünfzehn bis sechzehn Fuß und eine unbekannte Dicke haben, daß diese ungeheuren Massen zwanzig bis dreißig Fuß über dem Boden aufeinander geschichtet sind, daß sie aus entfernten Steinbrüchen genommen, hieher gebracht und bis zu einer solchen Höhe hinaufgehoben wurden, um den Fußboden der Tempel zu bilden, so erschrickt man förmlich vor einer solchen Probe menschlicher Kräfte; unsere Zeit kann so etwas sich nicht erklären und es ist begreiflich, wenn man seine Zuflucht zum Uebernatürlichen nimmt. Diese Wunderwerke sind augenscheinlich nicht aus der Zeit der Tempel; sie waren für die Alten so gut ein Geheimniß, wie für uns; sie sind aus einer unbekannten, vielleicht antediluvianischen Epoche; wahrscheinlich haben sie mancherlei Tempel verschiedener Gottesverehrungen nach einander getragen.

Gewöhnlich unterscheidet man auf den Ruinenhügeln von Balbeck an den verschiedenen Bauten fünf bis sechs Epochen. Einige Reisende und einige arabische Schriftsteller schreiben diese Urgebäude Salomo zu, 3000 Jahre vor unserer Zeit. Er baute, sagte man, Tadmor und Balbeck in der Wüste. Die Geschichte Salomo's füllt überall die Phantasie der Orientalen; diese Vermuthung jedoch, soweit sie wenigstens die Riesenbauten von Heliopolis betrifft, ist keineswegs wahrscheinlich. Wie hätte ein König von Israel, der nicht einmal einen Seehafen zehn Meilen von seinen Bergen besaß, und genöthigt war, Hirams, des Königs von Tyrus, Seemacht zu borgen,

um ihm die Cedern des Libanon zuzuführen, seine Herrschaft bis jenseits Damaskus und bis Balbeck ausgedehnt haben sollen? Wie hätte ein Fürst, der, als er den Tempel der Tempel, das Haus des einigen Gottes in seiner Hauptstadt bauen wollte, nur zerbrechliches Material dazu verwandte, das der Zeit nicht trotzen und keine dauernde Spur zurücklassen konnte, hundert Meilen von seinem Volke in unbekannten Wüsten Denkmale aus unvergänglichen Materialien aufführen können? Hätte er nicht lieber seine Kraft und seinen Reichthum auf Jerusalem verwandt? und was blieb in Jerusalem, das auf ähnliche Bauten, wie die in Balbeck, schließen ließe? Nichts: Salomo kann es also nicht sein. Ich glaube eher, daß diese Riesensteine von jenen erstern Menschengeschlechtern, die, laut allen Ursagen, Riesen waren, oder von den Menschen vor der Sündflut in Bewegung gesetzt wurden.

Kommt man nach der nördlichen Wand der Plattform, so sind die Stützmauern noch eben so gut erhalten; aber die Masse der Materialien, aus denen sie bestehen, ist bei Weitem weniger groß. Die Steine haben indessen im Allgemeinen eine Länge von zwanzig bis dreißig und eine Breite von acht bis zehn Fuß. Diese Mauern, bei Weitem älter als die Tempel auf denselben, sind grau gefärbt und da und dort in den Fugen von Löchern durchbrochen. An diese Oeffnungen haben Schwalben ihr Nester gebaut und grüne Sträucher und Mauerblumen hängen aus denselben herab. Die ernste, düstere Farbe der Grundsteine sticht gegen die glänzende Goldfarbe der Tempelmauern und der Säulenreihen auf ihnen ab. Bei Sonnenuntergang, wenn die Strahlen zwischen den Pfeilern spielen

und ein wallendes Feuer, zwischen den Schnörkeln und Acanthusblättern der Kapitäler hinrieseln, erglänzen die Tempel, wie von reinem Golde, auf einem ehernen Fußgestell. Wir stiegen durch eine Mauerlücke an der südlichen Wand der Plattform hinab. Hier sind einige Säulen des kleinen Tempels mit ihrem Architrav in den Bach gestürzt, der die cyklopischen Mauern entlang fließt. Diese ungeheuren Säulenstücke in dem Bette des Baches und auf dem jähen Abhang des Grabens, ganz zufällig gruppirt, sind geblieben, wohin sie zuerst gefallen sind, und werden ohne Zweifel für ewig dort bleiben. Einige Nuß- und andere Bäume haben zwischen diesen Blöcken ausgeschlagen, bedecken sie mit ihren Aesten und umschlingen sie mit ihren mächtigen Wurzeln. Die riesigsten Bäume gleichen gestern aufgeschossenen Rohrstengeln neben diesen Säulenrümpfen von zwanzig Fuß Umfang und diesen Bruchstücken von Acanthusblättern, von denen ein einziges das halbe Flußbett ausfüllt. Nicht weit von da gegen Norden öffnete sich vor uns am Abhange der Plattform ein ungeheurer unterirdischer Gang. Wir stiegen hinab. Das Licht, welches durch die beiden Oeffnungen hereinfiel, erhellte ihn hinlänglich; wir verfolgten ihn nach seiner ganzen Länge von fünfhundert Fuß. Er zieht sich unter sämmtlichen Tempeln hin; seine Höhe beträgt dreißig Fuß und die Wände des Gewölbes sind von Blöcken gebildet, deren Masse uns in Erstaunen setzt, selbst wenn man die vorhinbeschriebenen besehen hat. Diese Blöcke, aus Travertin gemeiselt, haben eine ungleiche Größe; meistens sind sie zehn bis zwanzig Fuß lang; das Gewölbe hat einen vollen Bogen und die Steine sind ohne Mörtel

zusammengefügt: wir konnten die Bestimmung nicht errathen. An dem westlichen Ausgang hat dieses Gewölbe eine noch höhere und breitere Ausmündung, welche sich unter der Plattform der von uns zuerst besuchten kleinen Tempel fortzieht. Wir traten hier wieder ans Tageslicht. Das Wasser schlich spärlich durch unzählige, von den Plattformen herabgestürzte Bruchstücke von Gebäuden und zwischen den schönen Nußbäumen, welche in dem Marmorstaube wuchsen; die anderen antiken Gebäude in Balbeck, vor uns in der Ebene zerstreut, zogen unsere Blicke auf sich; aber was lag uns an Allem, nachdem wir das eben Beschriebene gesehen hatten. Wir warfen im Vorbeigehen einen flüchtigen Blick auf vier Tempel, welche in Rom noch Wunder sein würden, aber hier nur als Schöpfungen von Zwergen erscheinen. Diese Tempel, theils von achteckiger Form und sehr artigen Verzierungen, theils viereckig mit Peristylen von Säulen aus egyptischem Granit, selbst aus Porphyr, scheinen mir aus der römischen Epoche. Einer derselben hat in den ersten Zeiten des Christenthums als Kirche gedient; noch kann man christliche Symbole unterscheiden; er liegt jetzt in Trümmern und ist ohne Dach; die Araber plündern ihn, so oft sie einen Stein nöthig haben, um ihr Dach zu stützen, oder einen Trog, um ihre Kameele zu tränken.

(Reise in den Orient II, S. 224 – 265.)

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lamartine, Alphonse <<de>>

A. von Lamartine's sämmtliche Werke

Bd.: 6

Stuttgart 1840

P.o.gall. 1166 t-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10093352-9